

HEYNE  
BÜCHER

FREDERIK POHL

# Terror

Die schauerlichste Vernichtungswaffe,  
die von den Militärs je  
entwickelt wurde, fällt in die Hände  
von Terroristen

Roman

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
TERROR

Deutsche Übersetzung von Ralph Tegtmeier

Das Umschlagbild ist von Michael Hasted

Redaktion: Wolfgang Jeschke

Copyright © 1986 by Frederik Pohl

Copyright © 1990 der deutschen Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Printed in Germany 1990 Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München

Satz: Schaber, Wels Druck und Bindung: Eisnerdruck, Berlin

ISBN 3-453-04286-7

Die in diesem Roman beschriebenen Institutionen haben nichts mit Organisationen gemein, wie man sie in der wirklichen Welt Hawaiis kennt. Der Grund dafür hegt darin, daß sie, wie alle Personen dieses Romans, erfunden sind und keine wirklichen Institutionen oder Personen darstellen. Die naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Tatsachen, auf denen dieser Roman beruht, sind jedoch leider alles andere als erfunden.

# 1. Kapitel

An diesem wunderschönen Oktobertag, da draußen, außerhalb des gekaperten Flugzeugs, glorreicher Sonnenschein herrschte und drinnen der Tod, dachte Rachel Chindler über die Ironie ihres Schicksals nach. Da gab man sich solche Mühe, um doch nur ein so schlimmes Ende zu finden! Da ging man noch mit fünf- unddreißig Jahren wieder auf die Schule, obwohl man ein Kind zu versorgen und keinen Ehemann hatte. Man machte auf der Abendschule seinen Bachelor-Abschluß, dann schaffte man in einem konzentrierten, die gesamte Zeit beanspruchenden Wettlauf mit dem Hungertod seinen Magister der Bibliothekswissenschaft. Schließlich begab man sich als hagere, nicht besonders gut aussehende vierzigjährige Frau auf den Arbeitsmarkt, ohne Erfahrung und bei stagnierender Wirtschaft. Wunderbar, trotzdem bekam man einen Job! Einen guten. Dann wurde man zweimal befördert und feierte den neuen Posten als Oberbibliothekarin, indem man sich eine zweiwöchige Billigreise nach Hawaii gönnte. O Gott, wie wunderschön Hawaii im Vergleich zu St. Louis im kalten Wetter war! Dann, einem bloßen Impuls folgend, schaute man am örtlichen College vorbei, und Wunder über Wunder, die hatten tatsächlich eine recht große Bibliothek und ein distinguiertes Professor emeritus lud einen zum Lunch bei seiner komischen, uralten Großmutter ein, und versprach, vielleicht weil die alte Dame Gefallen an einem gefunden hatte, eine Empfehlung an den Personalausschuß...

Und dann endete man hier.

Man endete in einer stillstehenden Turbopropmaschine am Ende eines Ausweichrollfelds auf dem Flughafen von Hilo, mit verstopften Bordtoiletten und einem älteren Mann, der wenige Reihen vor einem im Schlaf laut aufschrie. Und auf der gegenüberliegenden Seite des Gangs befand sich die Leiche der ermordeten Frau, mit der man während der Reise das Zimmer geteilt hatte.

Das war einfach nicht fair! Rachel hätte sicherlich wegen der Ungerechtigkeit des ganzen geweint, wenn sie gekonnt hätte. Doch sie konnte nicht mehr, weil sie völlig ausgeweint war.

Vorsichtig spähte sie aus den Decken hervor, die ihren Kopf umhüllten. Am Ende des Gangs lehnte der Entführer mit der starren grünen Skimaske schläfrig gegen die Abtrennung zur ersten Klasse. Sie ergriff die Gelegenheit und lugte aus dem Fenster hinaus auf den sonnigen hawaiianischen Flughafen. Ein ganzes Stück das Rollfeld entlang konnte sie die vier Polizeifahrzeuge mit ihren blitzenden Alarmlichtern erkennen. Dahinter standen Scharen von Menschen. Die meisten von ihnen waren schon zwei Tage hier, fasziniert von dem Spektakel, warteten darauf, daß irgend etwas geschah. David Yanami, der alte hawaiianische Professor, der sie zum Mittagessen mitgenommen hatte, war wahrscheinlich darunter, ebenso, ohne jeden Zweifel, sämtliche Journalisten der Inseln. Durch das Fenster auf der gegenüberliegenden Flugzeugseite war der nahegelegene Flughafenzaun zu sehen, dahinter die leere Straße, die die Stadtpolizei von Hilo auf Geheiß der Entführer abgesperrt hatte. Rachel blickte nicht in diese Richtung. Sie wollte Esthers Leiche nicht sehen müssen, auch wenn irgend jemand eine Decke darübergeworfen hatte. Die Decke genügte nicht. In Anbetracht der ganzen anderen Gerüche im Flugzeuginneren ließ es sich zwar nur schwer eindeutig ausmachen, dennoch war sich Rachel voller Ekel gewiß, daß Esther langsam zu riechen begann.

Vorne in der Maschine bemerkte sie eine Bewegung und drehte den Kopf, um hinzusehen.

Das war ein Fehler. Der größte der vier Entführer ging gerade anmutig den Gang entlang, drehte den riesigen Kopf mal zur einen, mal zur anderen Seite, während die dunklen Augen hinter der Skimaske Ausschau nach Ärger hielten. Rachel erstarrte. Sie wollte keinen Ärger machen. Das wollte keiner mehr. Esther hatte es gleich zu Anfang versucht, als sie tapfer an der Maske eines der Entführer gezerrt hatte, doch was ihr das eingebracht hatte, hatten alle mit ansehen können.

Rachel erinnerte sich daran, wie sie Stewardessen in überfüllten Flugzeugen gesehen hatte, die ihre Tablettts auf Augenhöhe trugen, so wie dieser Mann seine Maschinenpistole. Er brauchte gar nicht so vorsichtig zu sein, dachte Rachel. Alle siebenund-

dreißig Passagiere waren entweder völlig verschreckt oder in katonischen Schlaf versunken. Die Besatzung mochte vielleicht weniger gefügig sein, doch die befand sich außer Sichtweite im Erste Klasse-Abteil, zweifellos jeden Augenblick von einer Waffe in Schach gehalten. Keine der Geiseln hätte den Mut besessen, nach einer Waffe zu greifen. Hätte es eine versucht, so wäre sie natürlich auch gescheitert. Schwach hörte sie Geschrei aus dem Cockpit – zweifellos der Chefentführer, der wieder ins Funkgerät brüllte. Worum sie auch immer verhandeln mochten, sie bekamen es nicht. Es machte sie wütend. Rachel hatte keine klare Vorstellung, welche Forderungen sie hatten. In den ersten Minuten nach der Übernahme der Maschine auf der Startbahn hatte der riesige Entführer, der mit der grüngelben Maske, eine kleine Ansprache gehalten. Hawaii, hatte er gesagt, gehörte den Hawaiianern. Die Amerikaner hätten es 1898 gestohlen, und die Chinesen und die Portugiesen und Japaner und alle anderen hätten seitdem nicht mehr aufgehört, es zu stehlen. Es war Zeit, daß die einheimische Bevölkerung Hawaiis ihr eigenes Land wieder übernahm, durch ihren starken militärischen Aktionsarm, die Maui Mau-Mau, und dies war die Stufe Eins im Befreiungskampf.

Eigentlich hatte es sich gar nicht einmal schlecht angehört – bis sie Esther umbrachten.

Und dennoch, überlegte Rachel, wenn diese Terroristen sich schon auf Moral zu berufen versuchten, bedeutete das nicht, daß sie auch moralische Menschen sein wollten? War es vielleicht möglich, mit ihnen zu sprechen wie von Mensch zu Mensch?

Vielleicht war es das; und Rachel stellte zu ihrer eigenen Überraschung fest, daß sie den Gedanken plötzlich in die Tat umsetzte. Sie sah sich selbst zu, wie sie sich aufrichtete und dem Maskierten unmittelbar in die dunklen Augen blickte. Sie hörte sich sagen: »Entschuldigen Sie?«

Der Entführer erstarrte. Er war nur wenige Fuß von ihr entfernt, blickte sie hinter seiner Wollmaske an, die Augen wirkten undurchdringlich. Rachel sagte mit bebender Stimme: »Ich wollte nur fragen... Könnten Sie bitte die Leiche dieser Dame dort aus dem Flugzeug schaffen?«

Der Terrorist schwenkte nachdenklich die Maschinenpistole, sah auf sie herab. Dann sagte er: »Halt's Maul, kleines Haole-Miststück.« Seine Stimme klang weich und voll und überhaupt nicht zornig. Einen Augenblick lang blieb er stehen, ohne etwas zu sagen. Falls irgend etwas an einem Mann hätte komisch sein sollen, der sich hinter einer Skimaske verbarg und zu einer Organisation gehörte, die sich lächerlicherweise »Maui Mau-Mau« nannte, so konnte Rachel jedenfalls nicht darüber lachen.

Vorne ertönte ein Geräusch. Er machte kehrt und trabte mit anmutigen Bewegungen davon.

Rachel zitterte. Was für eine Dummheit sie da begangen hatte! Plötzlich mußte sie ganz dringend auf die Toilette, doch noch wichtiger war es ihr, am Leben zu bleiben. Sie wollte nicht schon wieder Aufmerksamkeit erregen, indem sie darum bat. Ganz gewiß traute sie sich nicht, ohne Erlaubnis aufzustehen. Man hatte den männlichen Geiseln wie den Entführern gestattet, sich von Zeit zu Zeit aus der geöffneten Kabinentür zu erleichtern. Für die Frauen war es – schon wieder so eine Ungerechtigkeit! – ein größeres Problem. Die hatte man stets nur einzeln zu den Toiletten begleitet, die Tür hatte dabei immer auf demütigende Weise offengestanden. Das Problem wurde von Stunde zu Stunde schlimmer, als die Toiletten immer unbenutzbarer wurden, und die Sache schien kein Ende zu nehmen.

Plötzlich nahm das Geräusch im vorderen Teil der Maschine un-zweifelhafte Eindeutigkeit an: ein Schuß!

Es war ein hartes, flaches Krachen von vorn. Dann fieberhafte Aktivität, und schließlich wurden die beiden Stewardessen aus dem Erste Klasse-Abteil geworfen, stolperten die Gänge entlang, um sich Sitzplätze zu suchen. Die ältere der beiden, der es gestattet worden war, ihnen Wasserrationen und Macadamianüsse zu bringen, als es noch welche gab, schritt bis zu der unmittelbar vor Rachel liegenden Sitzreihe, bevor sie auf einem Sitz zusammensackte. Sie sah noch schlimmer aus, als Rachel sich fühlte. Die Frau war hysterisch, ihr freches Alohajäckchen war befleckt und zerrissen. Mit Angst in den Augen sah sie zu Rachel zurück. »Oh, mein Gott«, flüsterte sie, »die haben den Piloten umge-

bracht! Sie sagen, daß sie starten und die ganze Maschine auf das Kernkraftwerk auf Oahu stürzen lassen wollen!«

Sie verstummte, um zu horchen, als der rechte Turbomotor erst zu wimmern und dann zu singen begann. »Bitte anschnallen«, flüsterte sie. Es war der Triumph des Trainings über das Entsetzen. Doch stand sie nicht auf, um den Gang entlangzulaufen und nach dem Rechten zu sehen.

In der ganzen Maschine fuhren plötzlich die Köpfe der Geiseln in die Höhe, die bisher auf ihren Rückenlehnen geruht hatten. Die Motoren brüllten. Das Flugzeug setzte sich in Bewegung. Irgend jemand mußte es steuern, der Copilot vielleicht, vielleicht sogar ein Entführer. Das Flugzeug holperte über einen geteerten Streifen, vollführte zweimal einen Schwenk auf eine andere Bahn, dann wendete es erneut. Das Dröhnen der Motoren wurde schriller und lauter. Sie holperten und ruckten, dann hoben sie ab.

Sie waren auf dem Weg, irgendwohin.

Rachel schien es in diesem Augenblick, daß es überall besser sein mußte, als für alle Zeiten am Ende der Rollbahn des General Lyman Field zu stehen, wo die Regionaljets und die interkontinentalen DC-10s immer noch vom Hauptrollfeld abhoben, während sie selbst zu einer Ewigkeit hilflosen Abwartens verdammt waren.

Doch es war nicht besser.

Sie waren kaum in der Luft, als der riesige Mann in der grün-gelben Maske vorn am Anfang des Gangs erschien. Seine Haltung wirkte zielstrebig und furchterregend. Die Maschinenpistole hielt er in der Hand. Wartend stand er da, während die Maschine an Höhe gewann – nur wenige tausend Fuß; den Entführern waren die Vorschriften der zivilen Luftfahrtbehörde gleichgültig – , um schließlich Kurs zu nehmen. Aus ihrem Fenster konnte Rachel den kobaltblauen Pazifik und die Vlieswolken erkennen, die sich über zweitausend Meilen bis zum nächstgelegenen Stück Land erstreckten. Links, über Esthers Leichnam, die Gipfel von Mauna Loa und Mauna Kea.

Der Entführer setzte sich in Bewegung.

Ohne Hast schritt er den Gang entlang. In jeder Reihe schoß er die Sitzenden in den Kopf.

Nach der zehnten Reihe wechselte er die Maschinenpistole und fuhr fort. Er war ein großer, kräftiger Mann, und niemand wehrte sich. Niemand sprang auf, um ihm die Waffe aus der Hand zu reißen. Es schien, als seien alle Geiseln ebenso gelähmt wie Rachel selbst.

Als der Entführer den Mann zwei Reihen vor ihnen erschöß, schloß Rachel die Augen. Als er die Stewardess tötete, fing sie an zu beten – nicht für sich selbst sondern für Stephen, der nun bald schon ein Waise sein würde. Als sie den nächsten Schuß hörte, dachte sie, daß sie nun an der Reihe sei.

Aber sie spürte nichts.

Die Maschine nahm eine Schräglage ein und flog eine Wendung. Rachel wartete. Noch immer konnte sie nichts spüren. Sie wagte es, die Augen zu öffnen und erblickte den Rücken des Entführers, schon ein Dutzend Sitzreihen entfernt, wie er sich durch den Gang hangelte, als die Maschine zur Landung ansetzte.

Die Entführer waren nicht unfehlbar. Der maskierte Mann hatte einfach nur einen Fehler gemacht, während Esthers rundliches Gesicht auf der gegenüberliegenden Seite des Gangs nun ein gräßliches frisches Loch aufwies.

Das Flugzeug fing sich langsam mit gesenkten Rudern, als wäre es eine ganz normale Inselchartermaschine, die ihre Touristenfracht an die Küste von Kona brachte. Aber es war keine normale Landung. Die Landebahn war zu kurz für die Maschine. Das Flugzeug erreichte das Ende des Rollfelds und bewegte sich langsam weiter, immer weiter, mit gräßlichem Schaukeln und Holpern, noch mehrere Yards, bis es schließlich zum Stehen kam. Rachel hörte, wie die Tür des Notausgangs über der Tragfläche aufging, dann Männerstimmen, die einander heiser etwas zubrummten, schließlich Schweigen.

Mit törichtem Mut wagte sie es, den Kopf zu heben und hinaus-

zublicken.

Der letzte der Entführer befand sich noch auf der Tragfläche, nestelte an einem Gegenstand, der wie eine Bierflasche aussah. Die anderen drei rannten bereits über eine Landebahn, eine grobgemähte Grasnarbe, auf einen Drahtmaschenzaun zu. Der Entführer auf der Tragfläche warf den Gegenstand ins Innere des Flugzeugs, dann schwang er sich hinab und folgte den anderen. Rachel konnte ein Geländefahrzeug erkennen, das hinter dem Zaun wartete. Während sie zusah, kletterte der letzte Mann über den Zaun und bestieg das Fahrzeug, das sich soeben in Bewegung setzte.

Ein halbes Dutzend Sitzreihen weiter vorn lag der Gegenstand, den er geschleudert hatte, mitten auf dem Gang. Es war eine grüne Flasche, aus deren Hals ein Stoffstreifen hervorschaute. Aus der Flasche sickerte eine Flüssigkeit in den Teppichbelag.

Die Flüssigkeit war Benzin.

Aber der Stoffdocht war erloschen. Rachel war am Leben und allein, in einer Stille, die immer wieder anschwell, im Geruchsgemisch aus Benzin und Blut, verstopften Toiletten und Esther.

Als der Polizeiwagen aus der Stadt Kamuela mit kreischenden Sirenen vorbeijagte, war sie in der Lage, den Beamten gelassen dafür zu danken, daß sie ihr von ihrem Sitzplatz auf der Tragfläche heruntergeholfen hatten, wo sie die Beine hatte baumeln lassen und an nichts anderes gedacht hatte, als an die Wärme der Sonnenstrahlen auf ihrem Rücken.

Zwei Stunden später, im Polizeirevier auf der Kapioli Street in Hilo, suchte sie aus der Kartei das Bild aus, das dem Entführer am meisten glich, dessen Maske Esther abgerissen hatte. »Oscar Mariguchi«, sagte der Polizeileutnant neben ihr. »Der gehört tatsächlich zu den Maui Mau-Mau. Sind Sie sicher, daß Sie ihn identifizieren können, Mrs. Chindler?«

»Nicht völlig sicher«, antwortete sie. »Ich glaube es. Ich wäre mir sicherer, wenn ich ihn persönlich sehen könnte.«

»Natürlich«, räumte der Leutnant ein und machte sich nun daran, einen Ort für sie zu suchen, wo sie bis zu ihrer Rückkehr nach St. Louis am nächsten Tag bleiben konnte.

Zwei Monate später, als sie mit ihrem Sohn Stephen gerade den Weihnachtsbaum schmückte, erhielt sie den Anruf aus Hawaii, in dem ihr mitgeteilt wurde, daß man möglicherweise einen der Entführer festgenommen habe.

## 2. Kapitel

Die hawaiianischen Inseln bestehen aus Vulkanen, von denen einige schon lange erloschen, manche aber immer noch aktiv sind. Als die Geologen erstmals damit begonnen hatten, die komplizierte Geschichte der Verschiebungen und Verwerfungen der Erdkruste zu verstehen, war es recht leicht, daraus auf die Ausbildung der Inseln zu schließen. Schwerer war dagegen zu verstehen, weshalb sie sich ausgerechnet an dieser Stelle geformt hatten.

Der Pazifik wird von einem Ring aus Feuer umschlossen. Entlang seines gesamten Umfangs befinden sich Stellen, wo jene heiße Suppe, die das Innere der Erde ausmacht, sich ihren Weg an die Oberfläche und sogar durch diese hindurch bahnt. Dieses Aufbäumen manifestiert sich als vulkanische Gebirgszüge, Eiswasser- und Geysirregionen und Gebiete mit starker Erdbebenaktivität. Der Ring besitzt gewaltige Ausmaße. Er erstreckt sich entlang der Küsten der beiden Amerikas mit Vulkanen wie dem Paricutin und Mount St. Helens und den großen Gipfeln durch die Beringsee bis zu den sibirischen Kegeln um Kamchatka, hinunter zum Fujiyama und anderen Bergen im japanischen Archipel, und Südostasien. Der Krakatau ist Teil dieses Feuerrings. Das gilt auch für die Geysirgebiete Neuseelands. Der Ring umgibt eine Gruppe tektonischer Platten, Erdkrustenmassen, die auf dem zähflüssigen Erdinneren umhertreiben wie Baiserflöckchen auf einem Pudding – , deren größte die gewaltige Pazifikplatte selbst ist. Die pazifische Platte befindet sich in Bewegung. Der ganze Meeresboden, einschließlich seiner dazugehörigen Meeresgebirge und Inseln, treibt mit einer konstanten Geschwindigkeit von einigen Zentimetern pro Jahr gen Nordwesten. Dort, wo sie sich von anderen Platten losreißt oder an diesen reibt, entstehen Erdbeben und Vulkane.

Aber Hawaii befindet sich nicht an einer Schnittstelle zwischen solchen Platten, tatsächlich liegt es vielmehr genau in der Mitte einer der größten dieser geologischen Schichten.

Die Antwort auf das Rätsel, weshalb die Vulkane sich ausge-

rechnet dort bildeten, fand man in dem Verständnis der ›hot spots‹, der ›heißen Flecken‹ – Stellen tief im Inneren der Erde, wo die Temperatur des Magmas aus unbekanntem Gründen höher ist als in den sie umgebenden Erdmassen. Diese heißen Flecken besitzen eine hohe Langlebigkeit, manche von ihnen werden Millionen von Jahren alt. Da heiße Flüssigkeiten aufsteigen, erzeugen sie Fontänen aus geschmolzenem Gestein, die sich träge an die Oberfläche wälzen. Die hawaiianischen heißen Flecken (von denen es anscheinend zwei dicht beieinanderliegende gibt) sind seit sehr langer Zeit immer an derselben Stelle geblieben, während die Kruste der pazifischen Platte über sie hinweg treibt.

Dort, wo der emporsteigende Schwall eines heißen Flecks die Kruste des Meeresbodens durchstößt, entsteht in der Tiefe ein Vulkan. Der wird immer größer. Im Laufe von vielen Jahrtausenden steigt er bis an die Wasseroberfläche empor und wächst darüber hinaus; so wird aus ihm eine Vulkaninsel. Alle Inseln der hawaiianischen Inselkette sind auf diese Weise entstanden, als die Kruste über einen heißen Fleck trieb. Nachdem die Platte an dem heißen Fleck vorbeigezogen war, waren die Vulkane von ihren trägen, heißen Quellen abgeschnitten und erloschen. Nun begannen Meer, Wind und Regen an ihnen zu nagen, bis daß die ältesten von ihnen nur noch aus versunkenen Meeresbergen bestanden.

Dieser Prozeß hat nicht aufgehört.

Während die Vulkane Kilauea und Mauna Loa auf dem Big Island von Hawaii weiterhin tätig sind und wachsen, werden sie zugleich doch auch immer älter. Die sich verschiebende Erdkruste hat sie schon fast von ihrem Ursprungsort fortgetragen.

Südlich und östlich davon hat sich im Meer ein neuer Riß aufgetan. Im Laufe der Zeit ist auch dieser immer größer geworden, als sich immer mehr Lavaschichten aus seinen Kratern überlagerten. Angefangen hat es zweieinhalb Meilen unter der Wasseroberfläche am Meeresboden. Inzwischen ist dieser Berg schon über neuntausend Fuß hoch, sein Gipfel liegt etwa eine halbe Meile unter den Wellen. Er wächst noch immer.

Eines Tages, in Tausenden von Jahren, wird er die Oberfläche erreichen, und der Kette der Hawaiianischen Inseln wird ein neugeborenes, junges Glied hinzugefügt. Die ungeborene Insel besitzt sogar schon einen Namen: Sie heißt Loihi.

### 3. Kapitel

Der Polizeileutnant von Hilo hatte Rachel am Telefon mitgeteilt, daß man sie am Flughafen empfangen, hatte aber nicht gesagt, wer sie dort abholen würde. Nachdem sie aus der DC-10 gestiegen war, trat sie mit den anderen Passagieren am Fuß der Treppe durch die Glastüren. Mitten in der Transithalle blieb sie stehen und sah sich um. Niemand schien nach ihr Ausschau zu halten. Sie stellte ihre Reisetasche auf den zusammenklappbaren Gepäckwagen und schritt um die Röntgen-Sicherheitsanlage herum, die für die abfliegenden Passagiere gedacht war.

Als sie durch die nächste Tür kam, glaubte sie zuerst, man hätte die Klimaanlage abgestellt. Da erst begriff sie, daß sie im Freien stand. Es war die feuchte Wärme des hawaiianischen Tages. Der Mantel, den sie über dem Arm trug, der lange Schlüpfert, der das absolute Minimum an Unterwäsche gewesen war, mit dem sie es bis zum Flughafen von St. Louis geschafft hatte, alles, was sie am Leib oder in den Händen trug, schien plötzlich viel zuviel zu sein.

Wer sollte sie denn empfangen?

Um mal zu sehen, wie es sich anfühlte, sagte sie sich, daß es immer die Möglichkeit gab, daß Verabredungen schief liefen, daß etwas durchsickerte. Es wäre denkbar, daß irgendein Freund der Entführer davon erfahren hatte, daß sie kommen würde, und in diesem Fall würde man ihr einen schlimmen Empfang bereiten. Sie spürte in sich hinein und mußte feststellen, daß die Vorstellung sie nicht wirklich erschreckte. Wahrscheinlich hatte sie sich von derartigen Gedanken ohnehin schon so verängstigen lassen, daß sie ihren Schrecken völlig verloren hatten...

»Mrs. Chindler?«

Es war komisch. Gleich zweimal wurde plötzlich ihr Name gerufen, aus zwei verschiedenen Richtungen und von zwei verschiedenen Stimmen; zuerst glaubte sie an eine Art Echo. Da erblickte sie zur Linken den großen alten Professor emeritus – Yanami war sein Name, David Yanami –, der in gelassenem Tempo auf sie zukam, einen rotweißen Blütenkranz in den Händen und ein

willkommenheißendes Lächeln auf den Lippen. Zu ihrer Rechten hielt ein winziges Mädchen in einer Polizeiuniform und mit asiatischen Gesichtszügen ebenfalls einen Blütenkranz, dieser war honiggelb. Die Polizistin kam fast im Laufschrift herbei, sie sah überrascht aus, daß Yanami hier war. »Mrs. Chindler? Ich bin Nancy Chee. Hallo, Dr. Yanami.«

Der Professor nickte, offensichtlich war er ebenso überrascht. Rachel nahm beide Blütenkränze entgegen und überließ es den beiden, die Situation zu klären. Das taten sie ziemlich schnell. »Brauchen Sie Mrs. Chindler heute abend?« fragte Yanami.

»Nicht offiziell, nein. Ich wollte ihr nur dabei helfen, sich in ihrem Hotel einzurichten. Morgen früh um zehn, Mrs. Chindler, würden wir Sie gern im Polizeirevier begrüßen, wenn Ihnen das paßt.«

»Und in der Zwischenzeit«, meinte Professor Yanami lächelnd, »wünscht meine Großmutter ausdrücklich, daß Sie uns heute abend besuchen. Es sei denn, Sie haben andere Pläne?«

»Der einzige wirkliche Plan, den ich habe, besteht darin, mich zu duschen und umzuziehen.«

»Ausgezeichnet! Ihr Hotel ist nur zehn Minuten von hier entfernt.« Er beugte sich vor, um ihre Tasche zu nehmen, das Rollgestell eingeschlossen. Dann sagte er mit echter Herzlichkeit: »Ich bin so froh, daß Sie kommen, Mrs. Chindler, denn Kushi würde mir niemals verzeihen, wenn ich ohne Sie aufkreuzte – schließlich ist heute Neujahrsnacht!«

Als sie sich umzog, gingen überall auf dem Banyan Drive Neujahrsfeuerwerkskörper los. Sie bummelte zwar nicht, übereilte die Angelegenheit aber auch nicht. Tatsächlich, fand sie, fühlte sie sich recht entspannt.

Es fiel ihr auf, daß das seltsam war. Als sie über dem Pazifik vor sich hin döste, hatte sie sich die Frage gestellt, ob es sie wohl vor Entsetzen aus der Fassung bringen würde, das Lyman Field wiederzusehen. Das war nicht geschehen. Sie hatte überhaupt nichts dabei empfunden, mal ein paar Tage aus dem win-

terlichen St. Louis entkommen zu sein.

Sie legte ihren Muumuu und hübsche Sandalen an, prüfte ihre Frisur, nahm ihre Handtasche und ging. An der hinteren Wand der Fahrstuhlkabine war ein glitzerndes Schild mit der Aufschrift ›Mele Kalikimaka‹ angebracht, und als sie aus dem Lift stieg, stand David Yanami neben einem großen und sehr traditionell geschmückten Weihnachtsbaum und erwartete sie. Es war ein widersprüchliches Bild, da man durch das offene Fenster im Hintergrund Palmen und die Weiten des blauen Pazifik sah, aber Davids Willkommenslächeln war echt. Sorgfältig begutachtete er sie von oben bis unten. Es war kein sexuell abschätzender Blick, dachte sie, jedenfalls nicht in erster Linie. Es war vielmehr so, als hätte sie ein Bild gemalt, und als würde er ihm die kritische Würdigung zuteil werden lassen, die es verdiente. »Ausgezeichnet«, meinte er zustimmend. »Sie werden in der Neujahrsnacht die bestangezogene Frau auf der ganzen Insel sein.«

Doch als sie zu seinem Wagen über die Auffahrt schritten, den er respektlos vor einem Halteverbotsschild geparkt hatte, ging plötzlich hinter ihnen eine Reihe von Feuerwerkskörpern los. David zuckte zusammen. »Ach, zum Teufel«, sagte er. »Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus.«

Rachel blieb stehen und baute sich vor ihm auf. »Dr. Yanami«, sagte sie, »ehrlich, Sie brauchen mich nicht zu bemuttern. Ich kann schon über die Entführung reden. Ich werde daran nicht zerbrechen. Und ich werde auch nicht glauben, daß jeder Kracher ein Gewehrschuß ist.«

Er nickte bedächtig, dann grinste er. Wenn dieser Mann lächelte, machte er keine halben Sachen, dann begann das runde Gesicht zu strahlen wie ein Kürbis zu Halloween. Aber wie ein gutaussehender. Yanami war so riesig wie ein pensionierter Sumoringer, mit kahlem Schädel und schütterem weißen Bart. Er sah aus wie um die Fünfzig, mußte aber sehr viel älter sein – schließlich war er im Ruhestand, also war er mindestens fünfundsechzig! Seine Augenbrauen waren weiß, ebenso seine Wimpern, die vor der khakifarbenen Haut lebhaft leuchteten. Und doch sah diese Mischung an ihm gut aus. Wie ein unpompöser Charlie

Chan. Wie jemand, dem man vertrauen konnte.

Stephen natürlich ausgenommen, hatte es in Rachels Leben seit dem Tod ihres Vaters nicht viele Männer gegeben, denen sie vertrauen konnte.

Auf der Fahrt nach Volcano sprach er über sich selbst. Er lebte dort zusammen mit seiner Großmutter (seiner *Großmutter!*), schon seit über zwanzig Jahren, seit er zu dem Schluß gekommen war, daß er wahrscheinlich nie heiraten würde. Er war Hawaiianer von Geburt. Sein Vater war Arbeiter auf den Zuckerrohrfeldern gewesen. Er hatte einmal einen nicht hawaiianischen, einen Haole-Studenten gehabt, der geglaubt hatte, daß das Zuckerrohr, also das amerikanische ›cane‹, für seinen mittleren Namen verantwortlich sei – David Kane Yanami – , aber den sprach man in Wirklichkeit *Kahney* aus, und das war der hawaiianische Teil seines Erbes von seiner Großmutter. Und er sagte auch, daß es ihm eine Freude sei, sie herumzuführen, denn ein Problem beim Ruhestand war, Dinge zu finden, die zu tun sich lohnte.

Rachel lehnte sich zurück, war es zufrieden, das draußen um den Wagen herum vorbeiziehende Hawaii zu beobachten und David zuzuhören. Er war ein netter Mann, dachte sie. Er sorgte dafür, daß sie keine Zeit hatte, um über das Grauen nachzugrübeln, das der Grund für ihr Hiersein war. War es nicht nett, daß alle deswegen so nett zu ihr waren? Und würde es jemals eine Zeit geben, da jemand etwas weniger nett sein würde, damit sie sich mit diesem Knoten der Angst und des Schmerzes auseinandersetzen konnte, der direkt zwischen ihren Brüsten pochte, mitten in ihrem Brustkasten, um ihn dann vielleicht aufzulösen oder ihn vielleicht zur Explosion zu bringen, egal wie verheerend diese Explosion sein würde?

Dann waren sie auch schon am Haus. Dahinter lag ein Blumen Garten, davor ein spärliches Wiesenstück. Beide waren nicht sonderlich gut gepflegt. Das Haus auch nicht: Holzrahmen, zwei Stockwerke, vorne und hinten eine breite, überdachte Veranda, die Rachel bereits als ›Lanaik‹ zu bezeichnen gelernt hatte. Es war ein gemütliches Haus.

David schob die Tür auf und rief: »Kushi?«

Im nächsten Augenblick öffnete sich klappernd die Schiebetür im hinteren Teil der Eingangshalle, und eine riesige Frau bahnte sich ihren Weg hinein. Rachel hatte ganz vergessen, wie hünenhaft die Frau doch war. Sie hatte langes, schimmerndes rotes Haar – das konnte unmöglich ihr eigenes sein! – und an jedem Finger mindestens einen dicken Ring. Sie machte sich nicht erst die Mühe, sich mit Händeschütteln oder Küssen abzugeben. Statt dessen griff sie nach Rachel und schlang die Arme um sie, und es war, als würde man von einem liebevollen Bären geherzt. »Bist zurückgekommen, Rach'«, sagte sie und summte einen Augenblick vor sich hin, die Wange auf Rachels Kopf ruhend. »Also dann, aloha! Froh, daß du zurück bist. Andere Gäste kommen bald, jetzt habe ich dich ganz für mich!«

Sie schien Rachel auch tatsächlich ganz für sich haben zu wollen, jedenfalls zögerte sie, sie wieder loszulassen. Rachel fühlte sich von diesen riesigen Armen fast in den Schwitzkasten genommen. Die Frau duftete angenehm nach Essen und nach dem Ingwerblütenkranz, den sie trug, was Rachel zum Niesen brachte. »Nun«, sagte sie und ließ Rachel schließlich wieder los, »trink, bevor die Gäste kommen! Leider nur Wein. Whiskey nichts mehr für mich, nur Wein. Zigarren auch nicht mehr, nur Pfeife. Manchmal Pot. Willst du was? Nein...« Sie suchte nach dem Wort, das sie haben wollte, dabei summend. »Keine Drogen hier. David! Hol Wein wiki-wiki, du!«

Nachdem Kushi den Wein sorgfältig in langstielige Gläser gefüllt und ihren Enkel hinausgeschickt hatte, um nach dem Schwein zu sehen, setzte sie Rachel an die Arbeit, einen riesigen Salat zu machen.

Es war erstaunlich, woran sich die alte Frau alles erinnerte. Sie hatten sich nur einmal kurz zum Mittagessen getroffen, und Rachel hätte nicht geglaubt, daß sie ihr damals soviel von ihrer Geschichte anvertraut hatte. Aber Kushi dachte daran, nach Stephen zu fragen, und sie erinnerte sich sogar an seinen Namen. Nicht nur das, sie wußte auch sein Alter. »Du läßt achtzehnjährigen Jungen am Neujahrsabend allein?« fragte sie schockiert.

»*Haole*-Jungen? Der wird sich besaufen, Rach'!«

»Er ist bei Freunden«, sagte Rachel amüsiert, und während sie ein einheimisches weißliches Salatgemüse schälte und entkernte, hörte sie zu, wie Kushi ihr etwas über das Betrunkenwerden erklärte. Es war nichts dagegen einzuwenden, sich ein wenig zu amüsieren, verkündete sie. Gute Zeiten sollte man auch nutzen. Als sie jung gewesen war, da hatte sie wirklich *prächtige Zeiten* gehabt – und neun Kinder! Selbst im Alter, wenn sie reiste... Und sie begann mit einer langen Geschichte über eine Reise nach Los Angeles, einschließlich der Besuche auf dem Farmer's Market in nicht jugendfreien Filmen; sie war mit Mickey Mouse-Ohren zurückgekehrt, und wäre sie zehn Jahre jünger gewesen (wie alt dann wohl? Achtzig?), so wäre sie noch einmal verheiratet zurückgekommen. Es war unmöglich, sich bei diesem lachenden Berg von einer Frau unwohl zu fühlen, und Rachel bemerkte es kaum, als die Türklingel ging. Sie hatte noch nie jemanden kennengelernt wie Kushi Shiroma, einstmals Kushi Yameyoshi, Albert Kaonoki-Ianis Tochterstochter, und zweifellos der älteste Mensch, dem Rachel je begegnet war. Wie sie Pfeffer und Öl an den Salat gab, vergaß Rachel fast, daß Terroristen überhaupt existierten.

Die Party war keine einfache Party, es war ein Luau. Sie folgte der ältesten hawaiianischen Tradition, was bedeutete, daß es mehr Gäste gab, als Rachel überschauen konnte, und beinahe mehr, als in das kleine Haus gepaßt hätten. Da war ein Mann, der irgend etwas mit Sonnenenergie zu tun hatte, und ein anderer, der sich mit Erdwärme befaßte. Da waren künstlerisch-kunsthandwerkliche Leute, denn eine solche Stadt war Volcano eben, eine Art Provincetown des Pazifiks. Manche von ihnen schienen Verbindungen zu den Akademikern von der Universität zu haben. Ein- oder zweimal stellte sich auch heraus, daß sie selbst Akademiker waren, denn der Sonnenenergiemann fertigte auch feine Schnitzarbeiten aus synthetischem Walknochen für die Touristen an. Eine Frau machte hawaiianische Flickendecken und bekam fünftausend Dollar pro Stück, ebenfalls von den Tou-

risten; aber im Prinzip war sie Bibliothekarin wie Rachel selbst, aus Honolulu gekommen, um im Urlaub ihre Verwandten zu besuchen. Sie war eine attraktive Frau mittleren Alters, das Haar streng zurückgebunden, die Gesichtshaut so straff, daß es schon nach einem Lifting aussah, und das erste, was sie tat, war, Rachel beiseite zu nehmen, um mit ihr ein nettes Gespräch über Bibliotheksjobs und -aussichten zu führen. Sie war sehr freundlich. Alle waren das. Zwei Maler, drei Fotografen. Ein Schmuckhersteller, zehn trommelnde Trommler, elf tanzende Damen, und um ungefähr zwölf Leute mehr, als Rachel in diesem Augenblick wirklich gern dabeigehabt hätte. Alle tranken sie Eierlikör, was nicht sonderlich hawaiianisch wirkte, und knabberten an kleinen Scheiben frischer Ananas und Papaya, die es dagegen auf sehr angenehme Weise waren.

Kushi verschwand für eine Weile und kehrte in ihrer Partykleidung zurück, eine rote Samtjacke und ein Plaidrock. Es wirkte, als wäre dafür hektarweise Stoff verwendet worden, und Rachel fragte sich, wo sie wohl etwas in ihrer Größe finden mochte. Die Füße hatte sie in goldene Sandalen mit hohen Absätzen gequetscht. Sie riß Rachel aus einem Gespräch mit einer Frau, die in Hotels Hula unterrichtete, zugleich aber Kindern Gesellschaftstanz beibrachte, und entführte sie, um ihr einen Ururenkel vorzustellen. »Der Junge der Enkelin meiner Tochter Masuki«, erklärte sie. »Name Albert. Das ist sein Wahine.«

Albert war ein attraktiver Jüngling, viel schwächer als Kushi oder David, wenn auch fast so groß. Er hatte Kushis perfekte Zähne und Davids gewinnendes Lächeln. »Das ist Alicia«, sagte er und führte eine junge Frau vor, die ebenso hübsch war wie er attraktiv. »Ich habe gehört, daß Sie hier sind, um ein paar Terroristen zu fangen, Mrs. Chindler.«

Hinter Rachels Rücken ertönte das tadelnde Dröhnen von Davids Stimme, »Albert!« Rachel hatte nicht einmal gewußt, daß er da war. Seine Großmutter sah ihn mißmutig an.

»Rachel geht schon nicht kaputt, David«, hielt sie ihm vor. »Sie weiß schon, weshalb sie hier ist, nicht? Bring sie zur Eierlikörbowle zurück, Kopf hoch!«

David zuckte hilflos die Achseln und begleitete Rachel durch den Raum. Unterwegs sagte sie: »Kushi hat recht, wissen Sie. Es macht mir nichts aus, darüber zu reden.«

»Das haben Sie mir schon gesagt«, sagte er lächelnd, »aber ich vergesse es immer wieder. Oh, da ist jemand, den Sie kennenlernen sollten!«

Der Jemand war eine jener schemenhaften Gestalten, denen Rachel bereits vorgestellt worden war und von denen bei ihr nicht das geringste hängengeblieben war – war das der Physiker, der Filigranschnitzereien herstellte, oder der Politikwissenschaftler, der in der Laienspielgruppe mitmachte? Es stellte sich heraus, daß es keiner von beiden war. Sein Name war Frank Morford, und David verkündete: »Frank hat den interessantesten Job an der ganzen Fakultät. Er macht Katastrophen.«

»Nur Computersimulationen«, versetzte Morford und bot Rachel eine frische Tasse an. Er war ein etwas schüchterner, frischgesichtiger, nicht unattraktiver Mann Ende vierzig. Er trug eine Brille, wurde von David als Single identifiziert, und die »Katastrophen« erwiesen sich als computergestützte Rekonstruktionen wichtiger geologischer Ereignisse. Er hatte, wie er sagte, die Entstehung der hawaiianischen Inselkette Insel um Insel programmiert, genau wie das Malmen tektonischer Platten, die die Rockies emporgehoben und den Atlantikgraben geöffnet hatten, der einen dreitausend Meilen langen Keil zwischen Massachusetts und Afrika trieb. Er hielt inne und nahm seine Brille ab, um Rachel besser anschauen zu können. Aus der Tasche holte er ein säuberlich zusammengefaltetes Kleenex und begann sie zu polieren. »Natürlich«, sagte er, »ist das alles ziemlich technischer Kram, und ich weiß nicht, wie sehr Sie sich dafür interessieren...«

»Ich schon«, sagte die Frau, die die Fünftausenddollar-Quilts herstellte. Rachel tastete im Geiste nach ihrem Namen und fand ihn: Meg Barnhart. »Bitte fahren Sie fort. Ich genieße es, von diesen wunderbaren wissenschaftlichen Dingen zu hören.«

»Oh, ich auch«, sagte Rachel automatisch und fragte sich, warum ihr langsam zu schwindeln begann. Ihr war mehr als

schwindelig, sie fühlte sich nervös, unruhig.

Meg Barnhart war eine durchaus nette Frau, war sogar sehr hilfsbereit gewesen, was mögliche Bibliothekarsstellen anging, aber ihre straffe Gesichtshaut sah beinahe reptilisch aus. Auch Morford schien sich unwohl zu fühlen. Bestimmt war es nur Einbildung – und natürlich auch Ermüdung. In St. Louis hatte das neue Jahr schließlich bereits angefangen, und sie war schon vor sechs aufgestanden. »Ich würde mir wirklich gern mehr davon anhören«, sagte sie, »aber ich habe versprochen, Davids Großmutter zu helfen, und das habe ich vernachlässigt.«

Die alte Dame befand sich allein im Wintergarten und stocherte in einem Erdhaufen herum, der, wie sich herausstellte, das Grillschwein für das Luau verbarg. »Mir Gesellschaft leisten, Rach'? Mahalo! Aber Sie sehen irgendwie zerschlagen aus, wissen Sie?«

»Ich bin nur müde nach dem langen Flug.«

»Hm. Sie wollen... Hm. Sie wollen bißchen schlafen? Jede Menge freie Zimmer da.«

»Besser nicht. Ich will, daß mein Körper sich auf hawaiianische Zeit einstellt.«

»Dann brauchen Sie Kaffee«, entschied Kushi und rauschte davon, ohne eine Antwort abzuwarten. Sie kehrte zurück, in jeder Hand einen riesigen Becher. »Setzen Sie sich dorthin«, befahl sie. »Kaffee trinken, etwas entspannen. Hier draußen kommt niemand hin, weil... hm... Angst, Kushi setzt sie an Arbeit, verstehen? Wie kommt, daß Sie nur einen Keiki haben?«

Rachel, die gerade den Becher an die Lippen führen wollte, hielt inne. »Was?«

»Keiki. Hm. Kinder, verstehen Sie? Warum nur eins?«

Rachel zögerte erst, dann hörte sie sich sagen: »Ich hatte Glück, überhaupt eins zu haben.« Und hörte, wie sie fortfuhr, über ihre Ehe redend und über das Desinteresse ihres Mannes an Kindern, und über die subtilen und komplizierten Pläne, die sie

entwickelt hatte, die ihn schließlich überzeugt hatten, halb be-  
kifft und ganz auf Liebe gestimmt, einzuwilligen, daß, na ja, *ein*  
Kind ihr Leben vielleicht doch nicht völlig durcheinanderbringen...  
Als David auf dem Lanai erschien, ärgerte sie die Störung fast.

Er lächelte. »Frank hat mir gesagt, daß Kushi Sie zum Arbeiten  
gekidnappt hat«, sagte er. »Soll ich Sie retten?«

Kushi erklärte: »Keine Arbeit. Auch keine Rettung. Rach' und  
ich unterhalten uns nur von Frau zu Frau. Hat nur ein Kind, woll-  
te mehr, aber Mann war nicht so gut, verstehst du? Könnte  
wahrscheinlich noch jede Menge mehr haben.«

»Kushi!« rief ihr empörter Enkel.

»Was ist los, denkst du, ich bringe Rach' in Verlegenheit? Nein,  
sage ich, David, wir Frauen nicht so schnell verlegen. Richtig,  
Rach'?«

»Absolut richtig«, stimmte Rachel ihr zu. Das Komische war,  
daß es stimmte. Sie war überhaupt nicht verlegen, obwohl es sie  
eigentlich durchaus hätte verlegen machen können, mit einem  
fast fremden Menschen darüber zu diskutieren, daß sie noch  
nicht in den Wechseljahren war.

Sie nahm einen großen Schluck des sich abkühlenden Kaffees,  
war fast entspannt. Und dann tadelte Kushi sie liebevoll: »Gut-  
aussehende Frau wie Sie muß heiraten, haben Sie verstanden?  
Sie... hm... müssen es wieder versuchen.«

Mit plötzlichem Wutausbruch fauchte Rachel: »Wozu denn?  
Damit man sie umbringt, in dieser Welt, wo alles völlig *verrückt*  
geworden ist?«

Reumütig brach sie ab. Sie hatte nicht vorgehabt, so etwas zu  
sagen. Sie sah, daß David ihretwegen aus der Fassung geriet,  
doch als er etwas zu seiner Großmutter sagen wollte, gebot die  
ihm mit einer riesigen Hand zu schweigen.

»Gut, Rach'«, erklärte Kushi. »Sie viel zu nett und ruhig. Biß-  
chen brüllen. Auch weinen, wenn Sie wollen. Haben Freunde  
hier, die Sie anbrüllen können.«

»Es tut mir wirklich leid«, fing Rachel an, entsetzt über sich selbst, aber Kushi schüttelte nur den Kopf.

»Keiki machen immer Sorgen, nicht? Kennen Sie diesen Lono? Kind der Enkelin meiner Tochter Masuki, haben Sie kennengelernt – Albert, sein richtiger Name? Große Sorge, Rach'. Er von Art Kamehameha Korps müssen wissen. Haßt Haoles.«

David sagte wütend: »Kushi, Rachel ist unser Gast!«

»Rach' ist erwachsene Dame, David«, sagte seine Großmutter. »Rach' weiß, daß manche Hawaiianer die Art Haoles nicht ausstehen kann, wahrscheinlich... hm... die Art, die andere Haoles auch nicht ausstehen kann, richtig? Sehen Sie, Lono studiert Geschichte. Lono weiß, was Haoles... hm... getan haben... immer noch tun, und wie! Haoles kommen Honolulu Hafen mit Kriegsschiffen und Kanonen, und plötzlich, ganz schnell, gehört Hawaii nicht mehr Hawaiianern. Aber, Rach'«, erklärte sie weiter, »Lono entführt keine Flugzeuge.«

David sagte besorgt: »In diesem Punkt hat Kushi wenigstens recht. Albert gehörte tatsächlich zum Kamehameha Korps auf der High School – typisch für Jugendliche – , und wenn er dürfte, würde er sicherlich dafür stimmen, daß Hawaii wieder unabhängig wird. Aber deshalb würde er keinen Mord begehen.«

Rachel hatte das Gefühl, sich wieder unter Kontrolle zu haben, und sagte: »Ich weiß das, David. Er ist einfach ein prächtiger junger Mann. Ich hätte nichts dagegen, wenn Stephen auch mal so würde.«

»Weil er richtig wird!« rief Kushi triumphierend. »Verstehen? Da machst du dir Sorgen und Sorgen – aber Keiki alle werden erwachsen, werden prächtig! Wie David hier. Nur daß er nicht heiratet.«

David lachte laut los, und Rachel merkte, wie sie selbst zu lachen begann. Der plötzliche Schock des Zorns war verflogen, zusammen mit der Müdigkeit. Kushi stand da und grinste die beiden an, dann schnippte sie mit den Fingern.

»Essen in dreißig Minuten«, verkündete sie. »Nein, Rach', Sie

haben hier nichts zu tun. Sie gehen mit David. Du, David! Zeig Rach' nachtblühenden Säulenkaktus und so, okay? Dann kommt ihr beide zurück wiki-wiki, helft Luau servieren!«

Dem riesigen, sich entfernenden Rücken nachschauend, fragte David Rachel: »Wollen Sie wirklich den Säulenkaktus sehen?« Sie wollte gerade höflich ›natürlich‹ erwidern, doch er fuhr gleich fort: »Weil Sie nämlich die letzte halbe Stunde danebengestanden haben. Kushi hofft immer noch, daß ich mal heirate, müssen Sie wissen, und ich fürchte, sie hat Sie als Kandidatin ausgeguckt.«

»Keine Sorge, David, sie ist eine wunderbare Frau.«

»Formidabel. Eine Vertrauensschwindlerin. Die durchschaut Sie in zwei Minuten, wie alle alten Hawaiianer. Wenn sie weiß, was Sie hören wollen, bekommen Sie es auch.« Plötzlich sah er ernst aus. »Hat man Ihnen etwas über den Mann erzählt, den Sie morgen identifizieren sollen?«

Der plötzliche Themenwechsel erschreckte sie, zugleich war sie froh, daß er sich entschieden hatte, sie wie eine Erwachsene zu behandeln. »Nur daß man glaubt, daß es einer der Entführer gewesen sein könnte.«

»Ich habe etwas von Frank Morford gehört – er hat einen Nachbarn, der ist Polizist. Es ist Murray Pereira. Sie haben ihn neulich wegen Erpressung verhaftet. Es ging um eine einheimische Fluggesellschaft...«

»Ich glaube, ich habe davon gehört. Hat er nicht versucht, fünfzigtausend Dollar aus ihnen herauszuholen?«

»Das ist richtig, und sie haben ihn dabei erwischt, als er das Geld abholte«, sagte David.

Rachel erwiderte ernst: »Ich glaube, mehr sollten Sie über ihn nicht erzählen.«

»Das werde ich auch nicht«, meinte David grinsend. »Ich weiß ohnehin nicht mehr. Sicher, Pereiras Bild war zwar in der Zeitung, aber auf dem Festland werden Sie es wohl nicht zu Gesicht

bekommen haben. Schauen Sie sich heute abend nur keine alten Zeitungen an, in Ordnung?»

Sie erwiderte: »David, alles, was ich mir heute abend noch anschauen will, ist mein Kopfkissen.«

Er sah besorgt aus. »Sie sind wohl wirklich müde, wie? Soll ich Sie gleich nach Hause fahren?«

»O nein... ein Taxi...«

»Kein Taxi«, widersprach er entschieden. »Geben Sie mir nur eine Minute, damit ich Kushi Bescheid sagen kann, dann sind wir auch schon unterwegs.«

»Ich will Sie nicht von Ihren Gästen fernhalten...«

»Die werden überhaupt nicht bemerken, daß ich weg bin. Außerdem werde ich zurück sein, bevor sie mich vermissen.«

Vielleicht nicht ganz. Die Fahrt dauerte gute vierzig Minuten – eine Richtung, genug Zeit für David, seine Autobiographie zu ergänzen. Als sie auf die Autobahn einbogen, winkte er nach rechts, zum Parkeingang. »Dort bin ich zur Wissenschaft bekehrt worden«, sagte er.

»Bekehrt von was?« fragte Rachel und überspielte ein kleines Gähnen. »Haben Sie nicht gesagt, daß Sie auf den Zuckerfeldern gearbeitet haben?«

David lachte. »Nur so lange, bis ich die Fahrt nach Waikiki zusammengespart hatte. Ein Jahr lang war ich ein Beachboy. Ich habe davon gelebt, daß ich mit den Touristen Surfing und Jitterbug veranstaltete. Aber davon konnte ich mich schließlich nicht ewig ernähren, also bin ich nach Puna zurückgekehrt, ins Haus meines Vaters, drüben auf der anderen Seite der Insel. Danach kam ich nach Hilo, immer noch nach einer Stelle suchend, und Kushi hat mich hier aufgenommen, wo wir immer noch leben, um mich eine Weile durchzufüttern. Sie können sich an die Depression nicht erinnern, da waren Sie noch nicht geboren. Auf dem Festland war es schon schlimm, aber hier war es noch

schlimmer. Doch ich hatte Glück.«

Rachel richtete sich auf. Sie war im Begriff gewesen einzudösen, was nicht nur unhöflich sondern auch frustrierend war. Sie wollte wirklich hören, was David für ein Leben geführt hatte. »Wieso Glück, David?«

»Oh...« Am General Lyman Field bog er ab, fuhr auf den Banyan Drive mit seiner Hotelkolonie. »Ich bin zum Krater hochmarschiert, um zu sehen, ob ich im Hotel vielleicht einen Job kriege. Dort gab es zwar auch keine Jobs, aber als ich dann zurückmarschierte, traf ich unterwegs einen alten Mann auf der Straße. Er wechselte gerade einen Reifen an seinem Model A. Er gehörte zum Geologischen Amt. Hier in der Gegend ist er ein berühmter Mann. Damals war er das auch schon, aber nicht für mich – wenn er nicht Cab Calloway oder Fred Astaire hieß, war er auch nicht berühmt, wenn es nach mir ging. Jedenfalls habe ich ihm den Reifen gewechselt, daraufhin gab er mir einen Vierteldollar und nahm mich mit, und wir haben uns unterhalten. Und er gab mir einen Job. Fünf Dollar die Woche, aus seiner eigenen Tasche. Ich trug seine Meßinstrumente für ihn. Den ganzen Sommer habe ich mit ihm gearbeitet, dann verschaffte er mir einen Teilzeitjob beim Geologischen Amt und sorgte dafür, daß ich an die Universität konnte. Das war eine gute Zeit, Rachel«, meinte er lächelnd und fuhr in die Wendekurve zu ihrer Hotelauffahrt. »Später war es nicht mehr so gut – aber Sie sind jetzt zu Hause!«

David parkte mitten im Halteverbot vor dem Hoteleingang. Um seine ernste Absicht kundzutun, sofort wieder loszufahren, ließ er das Licht an und den Motor laufen, aber am Neujahrsabend schien sich niemand wirklich um solche Dinge zu kümmern.

Kaum waren sie in den Banyan Drive eingefahren, als der Neujahrsabendlärm immer lauter geworden war, wie von Maschinengewehren in einer Schlacht aus Spielzeugsoldaten. »Mele Kalikimaka!« rief ein Touristenmädchen mit wehendem, langem, blondem Haar und lachte, während sie eine Handvoll Feuerwerkskörper auf den Parkplatz unten warf.

»Sie brauchen nicht mit hereinzukommen«, sagte Rachel, als er die Tür für sie öffnete, doch er schüttelte den Kopf. Sie war wirklich erschöpft. Also ging sie vor. Er begleitete sie bis zum Empfang, damit sie ihren Schlüssel bekam. Als der Angestellte hinter dem Nachrichtenempfang hervorkam, trug er einen Partyhut, und im Empfangssaal befanden sich zahlreiche Betrunkene und Halbbetrunkene, die zum größten Teil aus der Touristenfalle im obersten Stockwerk kamen. Das ganze Hotel sah aus wie eine sehr große Party, die in den letzten Zügen lag.

David war durchaus bereit, Rachel bis zur Zimmertür zu begleiten, doch am Fahrstuhl entließ sie ihn. »Es geht mir schon gut, danke«, sagte sie und zögerte, akzeptierte es aber schließlich, als er ihr anbot, sie am nächsten Tag zum Mittagessen auszuführen. Er ließ sie in den Fahrstuhl steigen und machte kehrt, ziemlich zufrieden. Sie war wirklich eine recht nette junge Frau. Hübsch genug, um interessant zu sein. Alt genug, um bequem zu sein... Aber, entschied David, sehr aufgewühlt. Natürlich hatte sie auch jeden Grund dazu.

Auf dem Weg nach draußen erblickte er die Herrentoilette und beschloß sie aufzusuchen, bevor er zurückfuhr. Als er sich der Tür näherte, ertönte hinter ihm eine Frauenstimme: »Entschuldigen Sie bitte?«

Er drehte sich um. Die Frau war in den mittleren Jahren, und ihre Kleidung hätte besser in ein Firmenbüro auf dem Festland gepaßt als zu einer hawaiianischen Neujahrsfeier. Ihr Akzent war seltsam. Fast wie der einer Engländerin, aber mit einem eindeutig fremdländischen Unterton. Sie fragte: »Haben Sie den Mann gesehen, der dort gerade hineingegangen ist? Das ist mein Mann. Er trägt ein blauweißes Aloha-Hemd«, erklärte sie, als David den Kopf schüttelte. »Sie können ihn nicht verpassen. Würden Sie ihm bitte diese Nachricht von mir überreichen? Unsere Tochter ist erkrankt, und ich muß mich sofort um sie kümmern.« Sie lächelte auf eine Weise, die jedes weitere Gespräch abschnitt, drückte ihm ein zusammengefaltetes Blatt Hotelpapier in die Hand und eilte davon.

Das war natürlich eine Belästigung. Aber viel Mühe schien da-

mit nicht verbunden zu sein. David hatte keine Schwierigkeiten, den Mann zu finden – er stand nachdenklich mit geschlossenen Augen vor einem Urnierbecken. David wartete, bis er fertig war, bevor er ihm den Zettel hinhielt. »Ihre Frau hat mich gebeten, Ihnen das hier zu geben«, sagte er. Und dann, als der Mann ihn verständnislos ansah, eine Hand beim Schließen seines Hosenstalls erstarrt, fügte David hinzu: »Es hat mit Ihrer Tochter zu tun.«

Der Blick des Mannes flackerte nicht. David ertrug ihn mehrere Sekunden, dann drückte er dem Mann den Zettel irritiert in die Hand und schloß sich in einer Kabine ein, um zu urinieren. Was für ein unangenehmer Mann! Er hatte auch ein bißchen ausländisch ausgesehen, genau wie die Frau.

Die Nachricht selbst war in einer fremden Sprache verfaßt gewesen. David hatte nicht versucht sie zu lesen, doch als er sie dem Mann überreichte, hatte er eine unenglische Handschrift erkannt. Es war kein Alphabet, das er kannte, vielmehr eine Schnörkelschrift, es hätte Arabisch oder Persisch sein können.

Zu gern hätte er sich den Mann noch einmal angeschaut, aber als er aus seiner Kabine kam, war der Waschraum leer.

## 4. Kapitel

Terroristen sind keine einfachen Vandalen. Sie verfolgen immer ein Ziel, und dieses bezeichnen sie gewöhnlich als ›Gerechtigkeit‹. Es spielt keine Rolle, ob die Terroristen unter ›Gerechtigkeit‹ etwas völlig anderes verstehen als der Rest der Welt. Tatsächlich beginnen das Bombenlegen, die Brandstiftungen, das Foltern und das Metzeln erst dann, wenn die Mehrheit sich für die Ziele der Terroristen nicht interessiert oder sich sogar gegen sie stellt. Ob es die Weathermen sind oder die Kontras, die serbischen Nationalisten, in Abtreibungskliniken Bomben legende Befürworter des ungeborenen Lebens, die PLO, die Schwarzen Panther, die IRA, der Ku Klux Klan oder die Irgon Zvai Leumi, immer gibt es ein Ziel, für das getötet oder vernichtet wird.

Die Sache, um die es geht, muß dabei nicht unbedingt aktueller Natur sein. Manchmal kann es sich auch um die Vergeltung für Untaten handeln, die vor Generationen geschahen, etwa wenn Armenier von heute türkische Diplomaten ermorden, weil vor langer Zeit Tausende von Armeniern von Türken ermordet wurden. Nicht einer der ursprünglichen Mörder ist noch am Leben, und die meisten Rächer waren nicht einmal geboren, als diese Massaker geschahen. Doch das macht nichts. Blutrache überlebt eben vor allem im Blut, und noch heute revanchieren sich die irischen Katholiken bei Oliver Cromwell.

Kein überlebender Hawaiianer polynesischer Herkunft braucht sich jemals darum Sorgen zu machen, daß es kein Unrecht geben könnte, das zu vergelten wäre. In dieser Hinsicht hat die Geschichte sehr viel zu bieten. In den Jahrhunderten, die vergingen, seit das erste Haole-Schiff vor einer der Inseln vor Anker ging, war die Handelsbilanz immer eindeutig: Die Invasoren bescherten den Hawaiianern Religion, Tourismus, eine Schriftsprache, Syphilis und Pocken. Als Gegenleistung übernahmen sie dafür die Inseln selbst. Die Zahlen sprechen Bände. Als Captain Cook zum ersten Mal Lahaina besuchte, gab es eine halbe Million eingeborene Hawaiianer. Hundert Jahre später gab es kaum mehr ein Zehntel davon. Der ethnische Regenbogen, der die heutige Bevölkerung von Hawaii darstellt, enthält Farben aus

den meisten Ländern Europas, aus Asien, Afrika und den Amerikas, doch die polynesische Färbung verblaßt immer schneller; und vom ursprünglichen hawaiianischen Gesellschaftssystem ist heute überhaupt nichts mehr übrig. Dafür sorgten die Amerikaner. Missionare, Händler und Abenteurer taten sich zusammen, um die hawaiianische Kultur auszumerzen und sie durch Kommerz und Christentum zu ersetzen. Sie schafften die Regentschaft der Könige ab (die die Amerikaner dafür im Namen des Königs übernahmen) und ersetzten sie durch eine hawaiianische Republik (in der die Amerikaner die Gesetze machten); ja sie ersuchten sogar im Namen des hawaiianischen Volks um einen Anschluß an die Vereinigten Staaten, und die endgültige Demütigung kam, als der Kongreß den Antrag ablehnte.

Nach jahrzehntelangem Aufenthalt im Fegefeuer übernahmen die Vereinigten Staaten zähneknirschend ihre Pazifikinseln, doch es dauerte weitere Jahrzehnte, bevor man Hawaii die endgültige Gnade der Anerkennung als Bundesstaat gewährte.

Ja: Es gibt jede Menge Groll, den die einheimischen Hawaiianer hegen können, jene wenigen, die in dem sie umgebenden Meer aus Paks und Haoles überlebt haben.

## 5. Kapitel

Obwohl die Notiz in seiner Hausmanteltasche auf ein winziges Format zusammengefaltet war, konnte Arkady Bor sie spüren. Sie kündete von Schwierigkeiten. Damit aber wollte er nichts zu tun haben.

In den vergangenen beiden Jahren seit seinem Überlaufen hatte ihm jeder Tag neue Beweise dafür beschert, daß er die richtige Entscheidung getroffen hatte. Gewiß, die physische Umgebung war nicht perfekt. Dieses Bohrschiff war kein Badeort am Schwarzen Meer, und es war schade, daß er soviel Zeit darauf verbringen mußte. Aber das Essen war gut, die gelegentlichen Freigänge an Land waren ausgezeichnet, und jeden Monat erschien auf seinem Kontoauszug der Maritime Bank of the Pacific eine weitere fette Zahlung in verbrauchbaren amerikanischen Dollar als ›Beraterhonorar‹. Es stand also nicht zur Debatte, dies durch irgend etwas gefährden zu lassen, sagte er sich, als er vor dem kleinen Spiegel in seiner Kabine seine prächtigen weißen Zähne putzte.

Doch wie sollte er dem drohenden Ärger ausweichen?

Es würde schon einen Weg geben, dachte er beim Anziehen. Er mußte ihn nur finden. Er legte sein Haar glatt, überzeugte sich davon, daß sein Kinn sauber genug rasiert war, grinste, um noch einmal seine Zähne zu bewundern, dann öffnete er die angeflanschte Kabinentür.

Jameson Burford stand direkt davor, wollte gerade anklopfen. Jameson Burford war noch kleiner als Bor, besaß aber das Selbstvertrauen eines sehr großen Mannes und sprach mit der Zuversicht eines Obristen bei seiner Regimentsansprache; tatsächlich hatte er diesen Rang einmal innegehabt, wenngleich nicht als Oberst, der ein Regiment befehligte. »Guten Morgen, Jamie«, sagte Bor fröhlich. »Frohes Neues Jahr. Ich hoffe, daß Ihnen von unserer Party gestern abend kein Kater übriggeblieben ist, der Sie daran hindern wird, an der Besprechung teilzunehmen?«

»Das wollte ich Ihnen gerade mitteilen, Arkady.« Er sprach es

*Ar-KÄJ-die* aus, doch daran war Bor gewöhnt. »Die Burschen aus Sandia kommen zu spät. Neuer Termin für die Besprechung ist dreizehnhundert Uhr.«

»Ah«, machte Bor.

»Sie haben also den Morgen frei. Wollen Sie unsere Präsentation noch einmal durchgehen?«

»Vielleicht... ah... nein«, entschied Bor. Sie hatten sie bereits gründlich genug geprobt, und Burford nickte, um zu zeigen, daß er die Entscheidung akzeptierte. An Land (oder, unter bestimmten Umständen, auch überall sonst) besaß Burford einen Dienstgrad, der ihn ermächtigte, Bor zu sagen, was er zu tun hatte, und Bor hätte es sofort erledigen müssen, worum immer es sich auch gehandelt hätte. Doch wenn es um Bors berufliche Pflichten im Zusammenhang mit dem Projekt Vulcan ging, war Bor der Boss. Bor lächelte, um die Situation abzumildern, dann übte er sich an einem Ausdruck der amerikanischen Umgangssprache. »Ich denke, ich werde an Deck gehen und mir etwas Sonne auf den Pelz brennen lassen«, sagte er. Er sprach es falsch aus, doch Burford berichtigte ihn nicht.

»Wie Sie wollen«, sagte er, salutierte leichthändig und zog sich im Gang zurück. Bor blickte ihm nicht ohne Bösartigkeit nach. Es war sehr wahrscheinlich, daß Burford tatsächlich einen Kater hatte, dachte er. Mit Sicherheit hatte er am Abend zuvor im Nachtclub des Hotels mehr als die beiden genehmigten Drinks gehabt; sonst wäre er mit Bor zusammen in der Herrentoilette gewesen, und die Sache wäre anders verlaufen. Wenn Bor sich also dazu entschließen sollte, in der Angelegenheit des Notizzettels die Sicherheitsabteilung ins Vertrauen zu ziehen, würde Burford Schwierigkeiten bekommen. Dieser Gedanke war Bor ganz und gar nicht unangenehm.

Bor hielt inne, um zu entscheiden, ob er wirklich an Deck gehen wollte. Es gab viele andere Möglichkeiten. Beispielsweise könnte er in seine Kabine zurückkehren und sich die Wiederholung der hawaiianischen Morgennachrichtenprogramme anschauen. Das war eine anziehende Idee. Seit seinem Überlaufen

war Bor nachrichtensüchtig geworden, nahm als Vorspeise jeden Abend die Fernsehnetzwerksendungen, während tagsüber die Hörfunknachrichten auf CBS seinen Schnellimbiss darstellten. Diese Angewohnheit hatte ihn erst spät im Leben heimgesucht, aber schließlich hatte es ja den größten Teil seines Lebens in der UdSSR keinerlei glaubwürdige Nachrichten gegeben, die jemanden hätten süchtig machen können. Als einer der Verhörbeamten ihn fragte, ob es irgendeinen Amerikaner gäbe, der ihm zu seiner Entscheidung verhelfen habe, überzulaufen, hatte er sofort geantwortet: »Walter Cronkite.«

Aber er hatte auch gelernt, daß Nachrichten in den westlichen Demokratien an Samstagen, Sonntagen und gesetzlichen Feiertagen nicht stattzufinden hatten. Zu solchen Zeiten gab es dafür kein Publikum, deshalb wäre es Verschwendung gewesen, sie zu bringen. Also tat Bor, was er seinem Abschirmdienstmann angekündigt hatte. Er ging an Deck.

Und da war gleich noch ein Aspekt, der seine gegenwärtige Lage dem Leben in Leningrad oder sogar Tiflis weit überlegen machte – das Klima. Eine solche Sonne gab es nirgendwo in der Sowjetunion!

Das Deck des Unterkunftsschiffs *Hermes*, an Bord dessen er sich befand, war in der sanften See völlig ruhig, und ausgestreckt auf Luftmatratzen oder Liegestühlen lagen dort oben, Kaffee trinkend, ungefähr ein Dutzend Männer von der Freiwa- che. Bor rümpfte verärgert die Nase: Kaffee! Was für dämliche Regeln die US Navy doch hatte! Aber da es nichts Besseres gab, bestellte er welchen bei der Bedienung, nahm ihn mit an die Rel- ling und sah auf die anderen Schiffe der Flottille hinüber, dabei die zerknüllte Notiz in seiner Tasche befingend.

Als erstes mußte er feststellen, ob ihm noch alle Optionen of- fenstanden. Wenn er die Notiz jetzt dem Sicherheitsdienst über- gab, wie sollte er dann erklären, daß er es nicht sofort getan hatte? Das könnte einige Untersuchungen nach sich ziehen. Er könnte erwidern, daß er es nicht gewagt habe, sie Jameson Bur- ford zu übergeben, weil der Mann betrunken gewesen sei. Das hätte ihm vollkommene Deckung verschafft, zumindest bis zur

Rückkehr auf die *Hermes*.

Doch jetzt im Augenblick deckte es ihn nicht.

Düster trank er seinen Kaffee aus, über das Meer blickend. Es hätte ein beruhigender Anblick sein sollen. Die *Hermes* war nur eins von fünf großen und etwa einem Dutzend kleinerer Schiffe, die sich auf hoher See an jener Stelle scharten, wo die ungebohrte Insel unter der Wasseroberfläche lag. Das größte war das Bohrschiff selbst, ein Abkömmling der *Gomar Explorer*, farblos auf den Namen *Samdusky* getauft, um nichts von ihrer Funktion zu verraten. Dann gab es das schwimmende Hotel, auf dem er sich befand, die *Hermes*, sowie einen alten Minenräumer, der hauptsächlich zur Lagerung von Vorräten benutzt wurde, einen kleinen Tanker, der die anderen Schiffe mit Treibstoff versorgte, und die mit Raketen bewaffnete Fregatte *Alamagordo*, auf niemals genauer definierter, aber offensichtlich wichtiger Mission. Es gab keinen Zweifel daran, daß diese Raketen bei Bedarf auch abgefeuert werden würden. Doch bei welchem Bedarf? Um einen möglichen russischen oder chinesischen U-Bootangriff abzuwehren? Um – beim Gedanken an diese Möglichkeit mußte Bor schwer schlucken – die gesamte Flottille des Projects Vulcan auf den Meeresboden zu schicken, sollte es in irgendeinem wahnwitzigen Augenblick erforderlich sein, ›Dementierbarkeit‹ herzustellen?

Derlei Phantasien hoben Bors Laune nicht.

Selbst die Sonne versteckte sich jetzt. Wieder blickte Bor düster über die See. Überall war der Himmel verhangen, und von einigen Wolken hingen dunklere Graustreifen herab, Regengüsse anzeigend. Im Norden waren die Gipfel des Mauna Loa und des Mauna Kea von Wolken verschlungen.

Bor beobachtete einen Schleppkahn, der zwei Barkassen durch die Schlammwolke zog, die das Meer um das Bohrschiff herum fleckig machte. Eine Barkasse hatte Rohre für das Bohrloch geladen. Was sich an Bord der anderen befand, blieb für unbefugte Augen und Satelliten in Containern verborgen.

Selbst am Neujahrstag ging die Arbeit weiter. Ab und an unter-

brach man die Bohrungen, um ein weiteres hundert Fuß langes Rohrstück oben auf den Weihnachtsbaum an Bord der *Hermes* zu hieven. Es war ein häßliches Schiff, im Profil glich es einem Tanker, auf dessen Mittelteil ein Ölturm ruhte, und wenn es arbeitete, was fast immer der Fall war, hörte es sich an wie eine Dampfkesselfabrik. Dieser Lärm würde bald aufhören. Die Bohrung diente im Augenblick nur noch der Überprüfung längst verworfener Möglichkeiten und dem Abschluß unwichtiger Einzelfragen. Die Bohrungen hatten Loihi, den Jungvulkan, der vom Meeresboden aufsteigend nach ihnen griff, an genügend Stellen durchstoßen. Die größte der Wunden war inzwischen bereit, ihr Implantat aufzunehmen. Dann würde Loihi endlich das sein, was Arkady Bor aus ihm hatte machen wollen – die endgültige Antwort auf alle ärgerlichen Fragen nach der Weltherrschaft.

Nicht einmal mitten im Pazifik konnte man diesen Problemen entgehen. Hinter Bor hatte einer der Männer von der Freiwache Liegestuhl, Pappbecher mit Kaffee und japanisches Transistorradio zurückgelassen, um zur Toilette zu gehen. Das Radio lärmte, und inzwischen hatte es die Hillbilly-Musik für einen Augenblick eingestellt, um Nachrichten zu bringen. Die Nachrichten waren ebensowenig nach Bors Geschmack wie die wimmernde Musik. Sie bestanden aus den immer gleichen arabischen Beschuldigungen israelischer Luftraumverletzungen, aus Protesten gegen die Aufstellung derselben alten Hightech-Waffen, denselben langweiligen Kämpfen an denselben langweiligen Orten. In Lateinamerika. Und in Afrika. Und in Südostasien, und – ach, warum nicht gleich sagen ›auf der ganzen Welt‹, und die Sache damit endgültig abhandeln?

Bor schnitt eine Grimasse, als die Sonne wieder herauskam. Solche Dinge waren schließlich nicht sein Problem.

Sein Problem lag viel näher – genaugenommen in seiner Tasche.

Er lehnte sich in den sonnigen Wind und dachte über den Zettel nach, den der fette Japaner ihm gegeben hatte. War es möglich, daß der Japs zum KGB gehörte? Wahrscheinlich nicht, dazu hatte er zu amerikanisch gewirkt. Der KGB rekrutierte Mitglieder aller

Nationen, und es gab jede Menge Japaner, die Sympathien für die sowjetische Sache hegten. Doch der KGB brauchte keine idealistischen Sympathisanten zu bemühen. Idealisten konnten zu unpassender Gelegenheit plötzlich etwas unerwünscht Idealistisches tun, da war es sehr viel sicherer, sich einfach auf dem freien Markt einen Verräter zu kaufen, wo es immer jede Menge zu haben gab.

Wie Bor selbst zu kaufen gewesen war.

Er befragte die Nachricht in seiner Tasche. Er brauchte sie nicht hervorzuholen, um sie zu lesen. Er kannte ihren Inhalt auswendig, in dieser anmutigen georgischen Schrift verfaßt, die ihn allein schon davon überzeugt hatte, daß die Botschaft authentisch war. Wie viele Amerikaner konnten wohl Georgisch schreiben? Ja, wie viele Russen überhaupt? Nein, sie war echt, und sie hatte gelautet:

*Ihre Tochter, Serafina Borboradtschwilana, wurde der Spionage und der antisowjetischen Aktivitäten angeklagt und für schuldig befunden. Sie wurde in erster Instanz zu innerer Verbannung verurteilt. Eine Verurteilung wegen der schwerwiegenderen Anklagepunkte hat noch nicht stattgefunden. Wenn Sie ihr helfen wollen, rufen Sie sofort 555-5917 an.*

Natürlich keine Unterschrift. Er hatte die Nummer nicht angerufen – natürlich auch deswegen, weil er es nicht gewagt hatte.

Bor schleuderte den leeren Papierbecher in den Pazifik und sah ihn auf den trägen Wellen auf und ab hüpfen. Er versuchte sich seine siebzehnjährige Tochter in einem Gulag vorzustellen – sofern sie dort sein sollte; falls die Nachricht keine Erfindung war, um ihn reinzulegen.

Sofern sie überhaupt noch am Leben war.

Einmal hatte er versucht sie anzurufen, von seinem Zimmer im Mayflower Hotel in Washington aus, in den ersten Wochen nach

seinem Überlaufen. Das war ein Patzer gewesen. Natürlich war er nicht durchgekommen, und als die Amerikaner davon erfuhren, hatten sie schier durchgedreht. Und so hatte er ihre Stimme schon seit über zwei Jahren und zwei Monaten nicht mehr zu hören bekommen – seit seinem letzten Aufenthalt in Tiflis. Und natürlich hatte er auch damals nicht gewagt, offen mit ihr zu reden. Er hatte sie auf einer Spazierfahrt in der chromgelben Drahtseilbahn mitgenommen, die auf dem Weg zu dem Vergnügungspark oben auf der Klippe im Wind schwankte. Wie durch ein Wunder hatten sie den Wagen für sich allein gehabt. Es war kaum wahrscheinlich, daß der Wagen verwandt war, dennoch hatte er nur in verspielter Vertrautheit zu ihr gesprochen. »Fina, sollte mir irgend etwas zustoßen, mußt du stark bleiben. Du darfst keinen Augenblick zögern, mich zu denunzieren!«

Sie hatte die Fingerknöchel an den Mund gelegt. Selbst eine Fünfzehnjährige wußte, was ›irgend etwas‹ bedeutete. »Vater! Steckst du in Schwierigkeiten?«

»Ich stecke im Augenblick nicht in Schwierigkeiten«, hatte er die Teilwahrheit formuliert, »aber es geschehen einige unangenehme Dinge. Es gibt Leute, die meinen Sturz wünschen. Wenn doch nur deine Mutter noch am Leben wäre...«

Doch das war ein Fehler gewesen, und Serafinas Blick hatte es bestätigt. Sie erinnerte sich gut daran, daß er sich nie gewünscht hatte, seine Frau wäre noch am Leben. Vielmehr hatte er sich gewünscht, daß Serafina nach ihr geschlagen wäre, mit dieser klaren, hellen litauischen Färbung – den blauen Augen, dem goldenen Haar, mit allem, was in Bor überhaupt den Wunsch geweckt hatte, die Frau zu heiraten, ohne daran zu denken, daß sich hinter dem hübschen Äußeren eine zänkische Vettel verbarg. Sie hatte ihn dazu gebracht, alle Frauen zu hassen, sagte sich Bor verbittert. Und hatte ihn auf diese Weise direkt in die Schwierigkeiten hineingetrieben, in denen er sich nun wieder fand!

Grosvenor Square entlanghuschend, hinüber zur amerikanischen Botschaft, unter dem Vorwand jenes Treffens in London, das war sein Ausweg aus diesen Schwierigkeiten gewesen...

Doch anscheinend gab es immer noch welche. Der KGB hatte seine Spur für eine Weile verloren. Aber irgendwie hatte man ihn nun wiedergefunden.

Solche Gedanken waren nutzlos. Wenn er das Problem der Nachricht schon nicht lösen konnte, konnte er wenigstens die Zeit nutzen. Bor ging wieder unter Deck, begab sich in das winzige Büro unterhalb der Wasserlinie, wo er seine private Arbeit erledigen durfte, und nahm seinen Schreibtisch in Angriff.

Bors Schreibtisch war eigentlich keiner. Er bestand aus einem Computermonitor, und was sich auf ihm stapelte, waren keine Papiere sondern Abstracts, die seinen ›elektronischen Briefkasten‹ füllten. Die meisten davon waren für ihn uninteressant. Einige interessierten ihn am Rande, beispielsweise der Aufsatz *Kernkonfigurationen mit niedrigem Neutronenausstoß*, eine streng geheime Arbeit, ein Forschungsprodukt der Arbeitsgruppen des Verteidigungsministeriums. Doch er brauchte sich keine Sorgen mehr darüber zu machen, wie er in seinen Geräten die Neutronenzahl niedrig hielt, denn die Frage, wieviel Tritium sie erzeugten und wieviel Menschenleben sie folglich kosteten, war inzwischen der unwichtigste Aspekt daran. *Unterirdische Aktivitäten in Westsibirien mit der Stärke von 4,8 auf der Richterskala* – er stöhnte und markierte die Meldung, um sie sich überspielen zu lassen. Sie waren also immer noch dabei! Aber wo in Westsibirien fanden diese ›Aktivitäten‹ statt? Und zu welchem Zweck? Es war fast sicher, daß es sich dabei um eine unterirdische Kernexplosion handelte; aber war das eines jener Abfallbeseitigungsprojekte, für die er Pionierarbeit geleistet hatte, oder eine seismische Studie bei der Suche nach Erzen? Was sonst? Es war frustrierend, das nicht zu wissen. Seit Bor die UdSSR in ziemlich großer Eile verlassen hatte, hatten die Seismographen im Westen mindestens zwanzig Störungen in Stärke vier oder größer auf der Richterskala registriert. Zwei davon waren echte Erdbeben gewesen – nicht groß genug, um sonderlich viel Schaden anzurichten, nicht interessant genug, um sonderlich viel Forschung zu verdienen.

Bei den anderen hatte es sich um Bors Spezialität gehandelt.

Der Unterschied zwischen einer unterirdischen Kernexplosion und einem tektonischen Erdstoß ließ sich leicht bestimmen. Der Seismographenschreiber gab die jeweiligen Frequenzmuster preis. Erdbeben, die auf der Verschiebung von Gesteinsflächen unter der Erdoberfläche beruhten, hatten eine Anlaufzeit von mehreren Sekunden. Danach zeigte der Seismograph verschwommene Spuren. Eine Kernexplosion dagegen geschah im Nu.

Bor wußte das. Er hatte wahrscheinlich zu den allerersten gehört, die sie geplant und überwacht hatten. Es war Arkady Borboratschwili gewesen, der die Anbringung des Wasserstoffsprengsatzes überwacht hatte, mit dem sie im Ural eine tausend Meter große Höhle freigesprengt hatten, in der nun der gefährlichste radioaktive Müll der Sowjetunion lagerte. Bor war es gewesen, der die Explosionen ermöglicht hatte, mit deren Hilfe sowjetische Petrogeologen die großen, tiefen neuen Salzkuppen in der Nähe des Kaspischen Meeres identifiziert hatten, die in einem späteren Krieg sowjetische Flugzeuge und Panzer mit Öl versorgen würden – sofern es jemals noch einen späteren Krieg geben sollte. Bor war es gewesen, der die großen unterirdischen Blasen um Astrachan in den Boden gesprengt hatte, die sich jetzt mit Naturgaskondensaten füllten, so daß es durch diese Absonderung möglich war, oben das Gas abzusaugen und unten die Flüssigstoffe zu sammeln. Das war ein ganz besonderer Triumph gewesen. Man hatte über eine Verleihung des Ordens vom Roten Banner gesprochen, der nicht oft an Personen verliehen wurde, die »eine Uhr brauchten«. (Wenn man eine Uhr brauchte, war man ein Niemand, denn ein Jemand waren nur solche, die die Uhrzeit von den Glocken in Moskaus Spasskijturm erfuhren.)

Zu schade, daß ausgerechnet in diesem Augenblick ein törichter Milizkadett Angst bekommen und seinen Kommandanten alles mögliche erzählt hatte. Gewiß, es war zu keiner Strafverfolgung gekommen – das Wort eines Kadetten konnte das eines Chef Wissenschaftlers nicht aufwiegen. Aber es hatte auch keinen Orden vom Roten Banner gegeben.

Verärgert rieb er sich die Augen – diese verdammten, billigen

Marinemonitore, wie sie einem doch das Sehen erschwerten. Und der Lärm, den man manchmal vergaß, war äußerst ärgerlich, wenn man ihn wieder zu hören begann. Die Bohrungen fanden unablässig statt, auch an Feiertagen, und so gab es das ständige, sich wiederholende, kratzende, klappernde Dröhnen des Bohrstachels und den Geruch der Bohrflüssigkeit und der Motorenabgase auf dem Bohrschiff, wenn der Wind schlecht stand. Für einen Moment gestattete Bor es sich, den Ort, wo er sich befand, und das, was er da tat, zu verabscheuen – gelegentlich brauchte man solche Momente. Und es war so ungerecht, daß man ihn dazu gezwungen hatte, hierher zu kommen! Wenn er doch nur kein geborener Georgier gewesen wäre! Oder, besser – da kein Georgier sich wirklich jemals wünschte, etwas anderes zu sein als ein Georgier – , wenn er doch nur ein paar Jahrzehnte früher hätte Georgier sein können! Es hatte eine Zeit gegeben, da es das wert gewesen war, Georgier zu sein, weil der große Wojd selbst einer war. Aber dann war Stalin gestorben. Und dann hatte dieser wahnwitzige Chruschtschow seinen Geheimbericht gelesen. Und dann hatten sie zugeschlagen, gegen alle Stalinisten, gegen alle Georgier. Dann hatte derselbe Sohn einer verrückten Hündin, Chruschtschow, Bor mit seinem Verbot jeglicher Oberflächendetonationen arbeitslos gemacht, so daß alles, was er gelernt hatte – mit Hilfe der friedlichen Nutzung der Kernenergie Kanäle zu graben und Berge einzuebnen – , ungesetzlich geworden war. Es hatte sehr viel Hektik und Panik gekostet, das Schlupfloch zu finden, mit dessen Hilfe man unterirdische Detonationen fortsetzen konnte, und dann...

Und dann dieser Augenblick betrunkenen Vertrauensseligkeit mit dem Milizkadetten – und jetzt das hier!

Bor brach der kalte Schweiß aus. Denn ganz so war das ja nicht gewesen. Es hatte kein direkter Weg von dem Triumph in Astrachan zum Überläufertum geführt, doch über das, was zwischendurch geschehen war, mochte er nicht nachdenken, nicht einmal hier.

Und selbst dieses ›Hier‹ war nun gefährdet, wegen dieser gottverdammten Nachricht!

Er schaltete seinen Computer aus, lehnte sich zurück und starrte die graue Schiffswand dahinter an. Denk nach, Arkady! Mach einen Plan!

War es denn zu spät für ihn, zur Sicherheitsabteilung zu gehen und zu sagen: »Das hat man mir letzte Nacht überreicht, und ich konnte mich noch nicht entscheiden...« O nein! Ein solches Geständnis war ganz und gar nicht zulässig!

Also schön, die zweite Alternative. Angenommen, er rief die Nummer an, die man ihm gegeben hatte. Angenommen, er erhielt Anweisungen, irgend jemanden bei einem heimlichen Rendezvous zu treffen, was würde dann geschehen?

Im Geist erstellte er eine ordentliche Liste möglicher Wendungen:

1. Würden sie ihn entführen und mit Gewalt in die Sowjetunion zurückbringen? Unwahrscheinlich, denn hier war er von größerem Wert.

2. Würden sie ihn bestrafen? Die Situation vielleicht vereinfachen, indem sie ihm eine Kugel in den Kopf jagten? Unwahrscheinlich. Wenn sie ihn nur hätten umbringen wollen, hätten sie das im Hotel leichter tun können. Schließlich ließ sich eine Bombe ebenso leicht weiterreichen wie eine Nachricht.

3. Würden sie versuchen, ihn wieder für die sowjetische Sache »umzudrehen«? Mit ihm ein Geschäft abschließen? Beispielsweise Leben und Sicherheit seiner Tochter im Austausch gegen Informationen? Bor runzelte die Stirn. Das war nicht sonderlich wahrscheinlich, dachte er, denn wenn es ihnen gelungen war, ihn zu orten, mußten sie bereits über sehr gute Informationen verfügen. Was dann? Sabotage? O Gott! Würden sie ihn dazu zwingen, das Projekt Vulcan zu sabotieren, um ihn danach der Vergeltung der Amerikaner preiszugeben?

Wenn er doch nur sofort gehandelt hätte...

Da schnippte er mit den Fingern. Es war doch noch nicht zu spät! Schnell laufen! Atemlos in der Sicherheitsabteilung eintreffen! Sagen: »O mein Gott, hören Sie! Das habe ich gerade in

meiner Smokingjacke gefunden! Ich kann mich erinnern, irgend jemand muß es mir gestern abend zugesteckt haben, aber wir hatten getrunken...« Das würde funktionieren! Sie würden verärgert sein, o ja! Aber der größte Teil des Ärgers würde auf Jameson Burford zurückfallen, nicht auf ihn. Was natürlich schade war. Aber in dieser Welt mußte man zuerst die eigene Haut retten. Arkady Bor konnte nicht die Verantwortung dafür übernehmen, einen inkompetenten Sicherheitsmann zu schützen...

Oder – dachte er, als er in gespielter Panik den Gang entlanglief, den Zettel in der Hand haltend – eine Tochter zu schützen, die schließlich alt genug war, um für sich selbst zu sorgen.

## 6. Kapitel

Ein Loch durch den Fels zu bohren, ist im Prinzip keine komplizierte Angelegenheit. Man braucht dazu nur ein scharfkantiges Werkzeug, das härter ist als der Fels, um es Zoll um Zoll mit brutaler Kraft und Beharrlichkeit in das Gestein zu treiben. An Land baut man einen Bohrturm und läßt Rohre und Bohreisen herunter; es werden auch Motoren angebracht, um die Rohrketten zu heben und zu wenden; dann wird gestampft und gedreht, gestampft und gedreht, während das Loch immer tiefer wird. Im flachen Wasser baut man einen Turm, dessen Füße auf dem Meeresboden ruhen, aber der Grundprozeß bleibt derselbe.

In tiefem Wasser ist es mühsamer. Der Turm muß dort bleiben, wo er hingehört, nämlich unmittelbar über dem Loch im Meeresboden. Das Bohrschiff *Sandusky* löste dieses Problem durch dynamische Positionskorrektur. Computergelenkt nahm es mit Hilfe kleiner Schrauben mal diese und mal jene Positionskorrektur vor, um sich damit an jeden Druck des Windes, der Strömung und der Wellen anzupassen. Es befand sich immer, vierundzwanzig Stunden am Tag, unter Dampf, bewegte sich aber nie von der Stelle.

Um dieses Bohrgerät am Laufen zu halten, bedurfte es einer großen Mannschaft. Sogar bis zu drei vollständigen Bohrmannschaften von jeweils elf Mann, die rund um die Uhr arbeiteten. Es gab einen Barkasseningenieur und seinen Assistenten; neun Techniker; vier Schweißer; einen Marinetaucher; drei Kranführer; die sechsköpfige Sicherungstruppe der *Sandusky*, vier Elektriker; eine Maschinenmannschaft aus sechs Maschinisten und zwei Aufsehern; und schließlich zehn Hilfskräfte, die Routinearbeiten erledigten. Aber das waren nur die Menschen, die an der eigentlichen Bohrung beteiligt waren. Darüber hinaus hatte die *Sandusky* eine Mannschaft von vierzig weiteren Leuten, Kapitän, Maate, Köche und Stewards, Kanoniere, Funker, Ingenieure und Öler – und es waren nur vierzig, weil die *Sandusky* im Rahmen dieser beschränkten Aufgabe schließlich keine weiteren Ziele ansteuerte.

Dann waren da noch die Satellitenschiffe, die die *Sandusky* mit ihren Mannschaften unterstützten; ferner die Wissenschaftler, die Marineoffiziere und die Spezialisten, die sie befehligten; hinzu kamen die Hubschrauberpiloten und ihre Mechaniker sowie die Bootsmannschaften, die zwischen Vulcan und den Hawaiianischen Häfen hin und her fuhren, außerdem die Kryptographen, die Computertechniker und die Funker – sowie, natürlich, die Sicherheitskräfte, die sich in sämtliche Phasen jeder Operation einmischten...

Alles zusammengenommen handelte es sich um eine Gemeinschaft von beträchtlicher Größe. Über 250 Personen lebten und arbeiteten auf dem offenen Meer, und alle waren sie nur aus einem einzigen Grund da, nämlich um den Wespenstachel zu lenken, der die felsige Kruste des Loihi durchbohrte...

Und das war nur die Vorbereitungsmannschaft. Weitere zwanzig Personen waren unterwegs, ein kompliziertes Objekt von der Größe eines Küchenherds mit sich führend, das sie in das Loch stopfen wollten, das die *Sandusky* dafür gebohrt hatte. Der Wespenstachel hatte die Oberfläche des jungen Unterwasservulkans durchstoßen. Nun war die Zeit gekommen, das Ei einzupflanzen.

## 7. Kapitel

In Hawaii war es nach sieben Uhr dreißig, in St. Louis folglich fast Mittag. Es bestand also die Möglichkeit, daß Stephen bereits wach war, selbst am Neujahrstag. Während das Wasser in die Wanne lief, rief Rachel zu Hause an. Wunder über Wunder – Stephen antwortete schon beim zweiten Klingeln. Er klang nicht einmal verschlafen. »Das kann keine gute Party gewesen sein«, vermutete sie.

»Ma? Ach, nö, sie war wirklich prima, wirklich *prima*.« Und sie wußte, daß das alles war, was sie aus ihm herauskriegen würde. Keine Namen, Daten, Orte. Ganz bestimmt nichts darüber, wieviel er getrunken hatte – oder geraucht. Mit Sicherheit aber auch nichts darüber, ob er bei einem der Mädchen ›gelandet‹ war, die manchmal in ihrem Wohnzimmer erschienen. Um sie vom Fragen abzuhalten, fuhr er gleich fort: »Und wie war es bei dir? Hast du diesen Burschen schon getroffen? Bist du in Ordnung?«

»In Ordnung«, sagte Rachel und spürte große Zuneigung zu ihrem Sohn. »Meine Party war ruhig, aber nett. Ich werde versuchen, den Mann heute morgen zu identifizieren, und es geht mir prima, wirklich *prima*.« Sie fürchte die Stirn, als von Stephens Ende ein unterdrücktes, nicht identifizierbares Geräusch ertönte, und fügte hinzu: »Wenn ich fertig werden sollte, könnte ich versuchen, morgen einen Rückflug zu erwischen...«

Es stellte sich heraus, daß das gedämpfte Geräusch von Stephen stammte, der auf irgend etwas herumkaute. Er schluckte und sagte: »Oh, Ma! Den Teu... den Teufel wirst du tun! Genieß doch mal die Sonne. Wie oft kommst du schon im Leben umsonst nach Hawaii?«

»Was ißt du da, Stephen?«

»Eier Benedict, und du brauchst gar nicht vom Thema abzulenken. Bleib da! Nimm dir wenigstens eine Woche Zeit – die Bibliothek macht doch ohnehin erst am elften wieder auf, oder? Ich verspreche dir, daß ich das Haus nicht abfackeln werde.«

»Na ja...« Aber sie hatte das Wasser in der Badewanne laufen

lassen. »Wir werden sehen.«

»Nein, werden wir nicht. Tu es! Und ein schönes Neues Jahr«, dröhnte er in jener eigenen Art, die er drauf hatte, so daß er nämlich manchmal genauso klang wie sein Vater.

Wie die beste Seite seines Vaters, sagte sich Rachel im Bad. Ohne die heimtückische, unberechenbare Bösartigkeit, vor allem ohne die Unwahrhaftigkeit. Soweit sie es wußte, hatte Stephen sie nie belogen. Er hatte ihr schon ins Gesicht gesagt, sie solle ihn in Ruhe lassen, o ja, ziemlich oft sogar, aber dieses Recht hatte sie ihm schon vor langer Zeit zugestanden.

Außerdem gab es Fragen, die sie gar nicht zu stellen brauchte, weil sie die Antworten schon an den Indizien ableiten konnte. Indizien wie Eier Benedict. Stephen hatte zwar gelernt, sie zu machen, mochte sie aber nicht besonders. Das Mädchen, Sandy Corrado, die ihm dabei geholfen hatte, seine Mutter zum Flughafen zu fahren, mochte sie dagegen; wenn Stephen also am Neujahrmorgen Eier Benedict aß, dann bedeutete das höchstwahrscheinlich, daß das Jahr für ihn *prima*, wirklich *prima* angefangen hatte.

Rachel hatte noch nie in einem Polizeiauto gesessen. Als sie den Kopf wandte, um über die Schulter zu blicken, stellte sie interessiert fest, daß es an den Hintertüren keine Innengriffe gab und daß der hintere Teil vom Fahrersitz durch einen schweren Maschendraht aus Stahl abgetrennt war. Sie war froh, daß sie vorne mitfahren durfte. Chee war ihre Fahrerin, freundlich und unbedrohlich. Sie sagte: »Mrs. Chindler...«

»Bitte nennen Sie mich Rachel.«

»... wissen Sie, wie es bei einer Gegenüberstellung zugeht? Da werden fünf oder sechs Männer in einer Reihe dastehen...«

»Ich habe ziemlich viel Kojak gesehen, Nancy«, meinte Rachel lächelnd. Für einen Polizeisergeanten sah das Mädchen unglaublich jung und klein aus.

»Natürlich«, sagte die Polizistin und erwiderte das Lächeln.

»Nun, da Sie das Gesicht des Mannes nicht wirklich gesehen haben, wird es diesmal vermutlich etwas anders werden. Aber ich weiß es wirklich nicht.«

Rachel musterte sie fragend. »Wissen Sie denn, welcher von den Entführern dieser Mann ist? Ich meine, war er es, der das ganze...« Sie schluckte schwer, was sie selbst überraschte – »Morden übernommen hat?«

Das Lächeln verflüchtigte sich. »Bitte, über so etwas darf ich mit Ihnen vor der Gegenüberstellung nicht reden. Es geht um die Regeln der Beweisaufnahme, müssen Sie wissen. Ich weiß nicht, was ein Richter von dem halten könnte, was ich sage.« Schnell wechselte sie das Thema, deutete mit forschem Lächeln auf das Grünland draußen. »Das ist der Queen Liliuokalani Park. Ich schätze, Sie haben ihn schon einmal gesehen? Er ist sehr schön. Und weiter vorne...« – sie wedelte mit der Hand – »gab es diese ganzen Tsunami-Schäden. Wie nennt man das, eine Springflut? – Nein? – Na ja eine Flutwelle durch Seebeben. Dieser Park war einmal ein ganzes Geschäftsviertel. Mein Vater hatte hier sein Büro, und am Tag nach dem Tsunami nahm er mich hierher mit, und alles war einfach *verschwunden*.« Sie warf ihrer Passagierin einen schnellen, fürsorglichen Blick zu, als sie in Richtung Kapiolani einbog. »Ich könnte Sie heute nachmittag herumführen«, erbot sie sich.

»Oh, das ist lieb von Ihnen, Nancy. Aber eigentlich wird mich Professor Yanami wohl zum Mittagessen ausführen, und darüber hinaus haben wir keine großen Pläne gemacht.«

Nancy Chee bog auf den Parkplatz ein, der mit dem Schild *Nur für Dienstwagen* markiert war, und riet: »Dann soll er Sie auf einen Flug um die Insel mitnehmen – er ist Mitglied im selben Fliegerclub wie mein Vater, daher weiß ich, daß er ein Flugzeug bekommen kann. Vielleicht findet er auch ein paar Grauwale, die Sie sich anschauen können.« Und dann schlüpfte sie aus dem Wagen und wartete auf ihre Passagierin, bis diese sich zu ihr gesellte und mit ihr auf das Polizeirevier kam.

Rachel stellte fest, daß sie ziemlich oft ziemlich schwer schluck-

te. Sie war keineswegs so gelassen, wie sie geglaubt hatte; tatsächlich mußte sie ganz dringend auf die Toilette. Sergeant Chee war geduldig und schien nicht überrascht.

Dennoch mußten sie warten, in einem kleinen, fensterlosen Büro. Das Angebot einer Tasse Kaffee schlug Rachel aus und hörte zerstreut zu, als die Sergeantin freundlich über das Waipio Tal und den Pu-uhona O Honaunau plauderte, wo die hawaiianischen Könige ein Heiligtum erbaut hatten, und über die Bucht an der Küste von Kona, wo Captain Cook getötet worden war. Sie war froh, als die Tür sich öffnete und Captain Wässerung eintrat. Obwohl die Sergeantin eine hübsche Mischung aus Chinesin und Portugiesin war und der Captain eine missionarsweiße Haut aufwies, trugen doch beide die gleiche Miene offiziellen Mitgeföhls, als sie Rachel höflich in ein weiteres Zimmer führten. Der Captain hieß sie, sich vor eine mit einem Vorhang bedeckte Wand zu setzen, und erklärte, daß sich hinter dem Vorhang ein Einwegspiegel befinde, damit sie ungesehen hindurchblicken könnte. Dann bat er sie, ihm mitzuteilen, wenn sie bereit sei.

Rachel war nicht bereit. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß sie es jemals sein würde. Es war, beschloß sie, fürchterlich unfair von ihnen, sie darum zu bitten. Wie konnte sie sich da sicher sein? Selbst Kojak gab zu, daß man der Identifikation durch Augenzeugen nicht vertrauen durfte. Und außerdem gab es in St. Louis nur wenige Asiaten. Vielleicht sah für sie jeder aus wie alle anderen – woher sollte sie das wissen? Wenn man in Missouri einen Asiaten erblickte, so erblickte man damit die Grundqualität allen Asiatentums; die Fähigkeit, die feinen Einzelheiten auszumachen, die den einen vom anderen unterschieden, würde erst sehr viel später kommen. Und in jenem blitzartigen Augenblick, da ihr Geist erfüllt war von dem Grauen, das soeben stattfand, hatte es kein Später gegeben... »Ich bin bereit«, sagte sie unwahrhaftig, und der Captain zog den Vorhang beiseite.

Auf der anderen Seite des Fensters erkannte sie fünf Männer in Skimasken, die in Richtung jenes Geräuschs blickten, das der Vorhang beim Beiseitegleiten erzeugt hatte.

Selbst in maskiertem Zustand wußte sie sofort, daß keiner da-

von der Mann war, dessen Maske Esther beiseite zu ziehen versucht hatte. Dazu waren sie alle zu groß. Dennoch musterte sie sie sorgfältig und zuckte zusammen – es mußte irgendein Signal gegeben haben, aber sie hatte es nicht gehört – , als der erste in der Reihe unerwartet redete:

»Keine Bewegung. Wir übernehmen diese Maschine«, sagte er.

Er sagte es wie ein Stenograf, der seine Diktataufzeichnungen ablas. Der zweite Mann sagte es wie ein Schauspieler, der eine Rolle auswendiglernen wollte. Der dritte sagte es wie beiläufig, als habe er es eilig, noch zum Mittagessen zu kommen. Der vierte...

Der vierte besaß eine Stimme, die tief klang, auf ernste Weise amüsiert und überhaupt nicht besorgt.

»Mrs. Chindler?« fragte der Captain.

Sie merkte, daß sie seit langem geschwiegen hatte. So schüttelte sie sich, blieb aber still, den Captain hilflos anblickend. »Wir werden es mal ohne die Masken versuchen«, sagte er und gab wieder ein unmerkliches Signal.

Die Männer nahmen die Masken ab.

Das hätten sie gar nicht zu tun brauchen. Den großen Kopf konnte man nicht leicht vergessen, auch nicht die dunklen Augen. Sie hatte überhaupt keine Schwierigkeiten, sich vorzustellen – sich daran zu erinnern! – , wie er sich anmutig durch den Kabinengang bewegte, die Uzi schulterhoch und schußbereit haltend.

Ohne die Maske sah der Kopf noch größer aus. Rachel konnte sich nicht dazu zwingen, daran zu glauben, sie würde tatsächlich durch eine Einwegscheibe blicken, denn die dunklen, fast schwarzen Augen sahen sie direkt an.

Sie sagte: »Ich fürchte, der Mann, der Esther erschossen hat, ist nicht darunter.«

Der Captain sah Sergeant Chee mit gerunzelter Stirn an, dann wandte er sich wieder Rachel zu, höflich fragte er: »Sie können

keinen davon identifizieren? Überhaupt nicht?«

»Wie soll ich mir sicher sein?« versetzte Rachel. »Eine Skimaske sieht doch aus wie die andere, das wissen Sie doch.«

»Sind Sie sich ganz sicher?« fragte Sergeant Chee.

»Ich bin mir nur sicher, daß ich mir nicht sicher bin«, erwiderte Rachel lächelnd. Selbst wenn sie ihn identifizierte – was würde dann wohl vor Gericht geschehen? Dann würden die Verteidiger möglicherweise einen von diesen heimtückischen Perry Mason-Tricks abziehen, um sie durcheinanderzubringen; vielleicht würden sie sogar irgendeinen anderen Asiaten mit weit auseinander liegenden Augen und wulstigen Lippen hinstellen. Wie sollte sie den Unterschied ausmachen? Und welche Strafe, überlegte sie zornig, würde wohl auf Meineid stehen, wenn es irgendeinem Rechtsanwalt gelingen sollte, ihr durch einen Trick Widersprüchlichkeit nachzuweisen? Sie sagte entschieden: »Es tut mir leid.«

»Es ist nur so«, meinte der Captain, »ah... ich hatte den Eindruck, daß Sie sich etwas verspannt haben, als Sie einen von ihnen anschauten.«

Er musterte sie mit jener Art zerstreuter Verwirrtheit, mit der man das Teil eines Laubsägepuzzles betrachten würde, das sich nirgendwo ins Muster einfügen ließ. Sie zuckte die Achseln. Der Captain fügte hinzu: »Den großen mit den dunklen Augen, meine ich. Sein Name ist Murray Pereira, aber man nennt ihn ›Kana-loa‹. Armeeveteran. Unehrenhaft entlassen. Das Verteidigungsministerium hat uns zwar keine allzu vollständigen Informationen überlassen, aber es scheint, daß er mit äußerst hochentwickelten Explosivstoffen gearbeitet hat. Sogar nuklearen.«

»Wie beunruhigend«, sagte Rachel höflich. »Es tut mir wirklich leid, Ihnen all diese Mühe gemacht zu haben, Captain, und das auch noch umsonst, aber darf ich jetzt gehen?«

Als David Yanami sie in ihrer Hotelhalle empfing, war er überrascht und erfreut über ihre fröhliche Gelassenheit. Es war nicht nur der Gesichtsausdruck. Sie hatte offensichtlich die Zeit gefun-

den, die Modeläden in den unteren Etagen aufzusuchen, und nun trug sie ein weißes und pfirsichfarbenes Aloha-Hemd zu ihren weißen Hosen. »Sehr hübsch«, sagte er bewundernd, wobei er mehr meinte, als nur das neue Hemd. »Ich hoffe, daß heute morgen alles in Ordnung war?«

»Oh, nichts war in Ordnung, fürchte ich. Ich habe die ganze Sache versiebt«, sagte sie bedauernd und fügte hinzu: »Ich habe wirklich Hunger.«

David war zu höflich, um seiner Überraschung Ausdruck zu verleihen, dennoch war sie ziemlich groß. Was war nur mit dieser jungen Frau los? Am Abend vor ihrer Tortur entspannt zu sein, war eine Sache – Zeugnis ihrer Charakterstärke. Aber es war etwas völlig anderes, so fröhlich zu sein, nachdem sie niemanden hatte identifizieren können. David war verunsichert, und je mehr sie ihm erzählte, um so verwirrender erschien ihm alles. »Es hätte der Mann sein können, bei dem ich, wie der Captain glaubt, zusammengezuckt bin«, sagte sie und löffelte Curryhuhn aus einer Papayahälfte. »Aber ich hätte es nicht beschwören können. Was, wenn es ein Polizist gewesen wäre?«

»Ich bin sicher, daß man es Ihnen mitgeteilt hätte, wenn es ein Polizist gewesen wäre.«

»Na schön, aber was, wenn es irgend jemand war, den sie wegen irgend etwas anderem festgenommen haben, beispielsweise wegen verkehrswidriger Straßenüberquerung? Und wenn ich den dann in Schwierigkeiten gebracht hätte? Je mehr ich hinsah, um so unsicherer war ich mir – ach, das schmeckt aber wunderbar!« fügte sie hinzu, einen Löffel voll Hühnersalat mit Obst in die Höhe haltend.

»Es freut mich, daß es Ihnen schmeckt.« Auch das leuchtete ihm nicht leicht ein. David war der Auffassung, daß Papaya etwas Hervorragendes war, und Curryhuhn war manchmal auch ganz hervorragend. Sie zusammenzubringen war allerdings ungefähr so sinnvoll, als würde man Cornedbeefbrei auf Wassermelone servieren. Solches Zeug aßen nur Touristen. Niemand sonst. »Tatsächlich habe ich nach dem, was Sie sagen, den Ein-

druck, daß das der richtige Terrorist gewesen sein muß.«

»Ach, wirklich?« Inzwischen nahm das Auslöffeln der Papaya ihre ganze Aufmerksamkeit gefangen. »Sie haben gesagt, daß er Pereira heißt oder so.«

»Das ist er. Man nennt ihn ›Kanaloa‹ – das ist einer der althawaiianischen Götter. Man könnte sagen, daß Kanaloa der Gott der Hölle ist.«

»Ein vernünftiger Name für einen Terroristen«, meinte Rachel lächelnd, doch das Lächeln wirkte gequält. »Hat er nicht eine Fluggesellschaft um Geld erpreßt?«

David war überrascht. »Ich merke, daß ich Ihre Informationsquellen unterschätzt habe, Rachel. Ja, Sun Air – er hat gesagt, daß das Kamehameha Korps sie zum Kapu erklären würde.«

»Zum Tabu?«

»Das ist dasselbe Wort – ›Kapu‹ ist die hawaiianische Version. Und um zu unterstreichen, daß es ihnen ernst war, haben sie im Gepäck einer 737 eine Rauchbombe verstaut. Also hat der Präsident der Fluggesellschaft an der vorgeschriebenen Stelle fünfzigtausend Dollar abwerfen lassen, und die Polizei behielt die Stelle vom Hubschrauber aus im Auge. So haben sie ›Kanaloa‹ festgenommen.«

Rachel sagte nachdenklich: »Ich schätze, dann werden sie ihn wohl deswegen verurteilen; dann kommt er also doch ins Gefängnis.«

»Ja, aber nur wegen Erpressung, nicht wegen Mordes.«

Sie lehnte sich zurück und musterte ihn abschätzend; doch sie sagte nur: »Könnte ich vielleicht etwas Eistee haben?«

Er winkte der Kellnerin, drehte sich zu Rachel um und wollte etwas sagen, bremste sich und sagte dann mit entschiedener Stimme: »Ich verstehe Sie nicht. Wie können Sie nur so leicht verzeihen?«

Stirnrunzelnd blickte sie in ihr Glas, während sie den Tee umrührte. »Ich weiß gar nicht, ob es da etwas zu verzeihen gibt«,

meinte sie schließlich.

»Mord?«

»Natürlich kann ich keinen Mord verzeihen!« erwiderte sie in scharfem Ton. »Aber... aber vielleicht habe ich ein bißchen Mitgefühl. David? Wissen Sie nicht, womit ich meinen Lebensunterhalt verdiene? Ich bin Bibliothekarin. Wenn mich irgend etwas verwirrt, suche ich mir erst einmal ein Buch, um die Sache darin nachzuschlagen. Vielleicht habe ich deshalb keine besonders gute Ehe geführt, weil es dafür nicht das richtige Buch gab. Vielleicht habe ich es auch nur nicht gefunden...

Jedenfalls wollte ich wissen, worüber Hawaiianer nur so *wütend* sein konnten.«

David nickte, als er verstand. »Also haben Sie etwas hawaiianische Geschichte nachgelesen.«

»Nicht nur etwas, ich habe monatelang darüber gelesen«, berichtete sie ihn. »Angefangen bei Michener, dann König Kalakaua, und die Geschichte von Königin Liliuokalani und die gesamte Geschichte der Monarchie und der Republik. Als Captain Cook hier landete, gab es eine halbe Million Hawaiianer. Ein paar Generationen später waren es weniger als fünfzigtausend!«

»Liebe Rachel«, erwiderte David düster, »als dreiundfünfzigvierundsechzigstel reiner Hawaiianer weiß ich das *selbst*. Aber das ist doch alles alte Geschichte. Es spielt keine Rolle mehr... außer für Wahnwitzige wie Kanaloa... und sogar für einige nicht Wahnwitzige wie meinen Neffen Lono.«

»Lono?«

»Das ist sein hawaiianischer Name. Sie haben ihn gestern abend auf der Party kennengelernt. Auf der High School war er auch im Kamehameha Korps. In der Basketballmannschaft, um genau zu sein. Die haben ›Kamehameha Korps‹ auf ihre T-Shirts geschrieben, die ganze Mannschaft. Den Namen ›Lono‹ hat er der hawaiianischen Mythologie entnommen – Lono ist das, was man den Gott der Unterwelt nennen könnte. Der Haigott. Er ist ein bißchen wie Luzifer, ein gefallener Engel. Ich glaube nicht,

daß die Symbolik meinem Neffen mit fünfzehn Jahren sehr viel gesagt hat, außer daß sie rein romantisch war.« Er hob seine Tasse, bemerkte, daß sie leer war, und stellte sie wieder ab. »Das tun sie aber immer noch. Kanaloa ist auch ein Göttername.«

»Ich verstehe«, sagte Rachel, und meinte dann fröhlich: »Sergeant Chee sagt, daß Sie ein Flugzeug steuern können.«

Er grinste, der Themenwechsel war ihm willkommen. »Meine Großmutter auch«, meinte er, »obwohl ich heutzutage versuche, es ihr auszureden. Soweit man Kushi überhaupt irgend etwas ausreden kann. Bei mir liegen Sie sehr viel sicherer. Möchten Sie es gern versuchen?«

»Sergeant Chee meinte, daß wir vielleicht Wale zu sehen bekommen würden?«

»Nicht aus allzu großer Nähe – es kostet zwanzigtausend Dollar Strafe, wenn man sie stört – , aber ja, das ist durchaus wahrscheinlich, und ich habe auch einen Feldstecher im Wagen.«

Sie lächelte und schüttelte verwundert den Kopf, die sorgloseste Touristin, die jemals einen Lei getragen hatte. »Wie wunderbar!« sagte sie. »Wale! Gehen wir!«

Als sie aus dem Zivilflughafengebäude traten, erwischte der Wind Rachel unvorbereitet, ergriff ihr Haar, peitschte den Rock die Oberschenkel hoch, daß sie unwillkürlich einen Schritt zurückwich. David schien den Wind nicht zu bemerken; offensichtlich war Wind auf Hawaii nichts Besonderes. Allerdings bemerkte er, wie eng sich der Rock gegen die Schenkel preßte, so intim wie ein Liebhaber. David war viel zu alt, um an so etwas Romantisches zu denken, überlegte Rachel, dennoch freute sie sich, ihn beim Gaffen erwischt zu haben.

Und sie freute sich auch, neben ihm zu sitzen, als das kleine Flugzeug vom Rollfeld abhob und im Bogen über den Pazifik hinausflog. Leider gab es an diesem Tag keine Wale, jedenfalls keine, die näher gewesen wären als die Straßen um Lahaina.

David weigerte sich mit Bedauern, so weit zu fliegen. »Ein anderes Mal«, sagte er und beugte sich dabei zu ihr hinüber, damit sie ihn trotz des Motorengedröhns der Comanche verstehen konnte. »Aber ich werde trotzdem eine Führung veranstalten.« Und er flog sie zwischen die beiden großen Vulkangipfel zurück, die Konaküste hinunter über Schwarzsandstrände und Eigentumssiedlungen. Vor der Südspitze der Insel gab es auch keine Wale, doch David lenkte den Flieger aufs Meer hinaus, drosselte den Motor, damit sie sich leichter unterhalten konnten, und fragte: »Würden Sie gern einmal Vulcan sehen?«

»Was ist denn Vulcan, David?«

»Ah«, sagte er und spähte über das freie Meer hinaus, das vor ihnen lag, »genau das ist die Frage, nicht wahr? Es ist eine Marineoperation, und die verraten nichts darüber. Das einleuchtendste Gerücht, das ich darüber gehört habe, besagt, daß es hier am Meeresboden Manganknollen gibt, und die sollen sie angeblich schürfen.«

»Warum würden sie denn so etwas geheimhalten?« wollte Rachel wissen.

»Warum tut die Regierung überhaupt irgend etwas? Es könnte auch etwas völlig anderes sein. Einem anderen Gerücht zufolge versuchen sie hier, aus Erdwärme Energie zu gewinnen. Irgendwo dort unter dem Wasser gibt es einen Babyvulkan.«

»Vielleicht planen sie auch schon den Dritten Weltkrieg«, meinte Rachel verträumt.

David sah sie an. »Vielleicht«, stimmte er zu, »planen sie auch schon den Dritten Weltkrieg. Aber das wäre ein reichlich komischer Ort dafür, meinen Sie nicht? Selbst wenn es überhaupt Sinn machte, so etwas zu wollen.«

Rachel schwieg einen Augenblick lang und blickte auf das kobaltblaue Meer hinaus. Als sie dann sprach, geschah es schnell und grammatisch präzise, als würde sie in eine Maschine diktieren. »Nach der Entführung«, sagte sie, »hatte ich Angst und war wütend und – hilflos. Ich fühlte mich absolut... na ja, vergewal-

tigt. Ich bin zwar nie vergewaltigt worden, aber so muß sich das anfühlen. Ich wollte weg, David. Ich wollte weglaufen und mich verstecken. Ich dachte daran, die Vereinigten Staaten zu verlassen, nur daß ich nicht wußte, wohin ich hätte gehen können. Israel wäre eine Möglichkeit gewesen. Ich war zwar nie religiös, bin aber die Tochter einer Frau, die eine jüdische Mutter hatte, also bin ich per definitionem Jüdin – auch wenn meine Eltern Humanisten waren und ich meinen Sohn holländisch-reformiert erzogen habe, weil mein Ehemann das war. Aber ich konnte nicht nach Israel gehen. Das haben mir die PLO und die Syrer verdorben – ganz zu schweigen von den Israelis selbst. Wohin dann? Ins sonnige Italien, wo man Touristen die Kniescheiben zertrümmert? Nach Lateinamerika, wo man Nonnen erschießt? Es gab keinen Ort. Wenn es nicht die PLO war, war es die IRA oder es waren die Nationalisten von Puerto Rico oder die Kubaner, oder die Freien Serben oder islamische Fundamentalisten. Wenn es also irgendwo auf der Welt tatsächlich einen Ort geben sollte, wo niemand einen Groll hegt und aus Rache andere Leute umbringen und verstümmeln will, dann kenne ich ihn jedenfalls nicht.« Sie schüttelte sich und lächelte. »Deshalb bin ich mir auch nicht mehr so sicher, ob ich auch nur einen Finger rühren würde, um sie aufzuhalten, wenn es jemanden gäbe, der den Dritten Weltkrieg anfangen will«, meinte sie fröhlich, »und was ist das da vorn?«

Er räusperte sich. »Das ist Vulcan«, sagte er. Er änderte den Kurs ein wenig, um weit westlich davon vorbeizufliegen, wobei er sie aus dem Augenwinkel musterte.

Eine Weile schwiegen sie, als sich der Klumpen am Horizont auflöste und plötzlich das Aussehen eines Schiffes annahm; dann sah er aus wie eine ganze Schar von Schiffen und schließlich wie ein künstliches Archipel mitten im Ozean. Diese Frau, sagte David sich, diese Frau ist sehr viel aufgewühlter, als sie nach außen hin zu erkennen gibt. Ich wünschte, ich könnte ihr helfen. Der braucht man keine Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Sie braucht jemanden, der sich um sie sorgt, der sie weinen läßt und festhält. Und dieser Jemand wird nicht irgendeiner sein, der schon fast dreißig Jahre alt war, als sie geboren wurde. Deshalb

wünschte ich mir, ich hätte Frank Morford heute nachmittag mitgenommen.

Doch das hatte er nicht getan. Laut sagte er nur: »Den Flugverkehrsvorschriften zufolge müssen wir mindestens zehn Meilen Abstand wahren. Wahrscheinlich können Sie durch den Feldstecher alles ganz gut erkennen.«

Rachel war bereits dabei, das Instrument einzustellen. »Das sind aber wirklich viele Schiffe«, meldete sie.

»Sehr viele«, stimmte er zu. »Das große in der Mitte ist ein Bohrschiff, glaube ich – jedenfalls kommt mir dieses große, mastähnliche Ding wie ein Bohrturm vor. Wahrscheinlich könnte es aber auch irgendeine Art von Pumpe für die Manganknollen sein – nehme ich an. Das zweitgrößte Schiff soll eine Art schwimmendes Hotel sein, und wozu die anderen sind, weiß ich auch nicht. Sehen Sie die beiden Hubschrauber auf dem Bohrschiff? Die fliegen jeden Tag Fährdienst nach Hilo und zurück. Meistens holen sie Leute ab oder bringen sie zum Flughafen. Sie haben eine Menge mysteriöser Besucher.«

Rachel musterte alles, studierte die kleine Flottille. Die Sonne stand hoch genug, um einen hellen Fleck auf dem Meer abzugeben: poliertes Kupfer inmitten des alles umgebenden Kobalts. Der Vulcan-Komplex lag in der Mitte dieses großen, kupfernen, eiförmigen Flecks, schwarz zeichneten sich die Schiffe vor dem Leuchten ab. »Ich fliege einen Kreis«, rief er, »dann bekommen wir vom Süden aus einen besseren Blick – oh, oh!«

Gesellschaft nahte: Vom Deck des Bohrschiffs erhob sich gerade ein Hubschrauber, um sie in Empfang zu nehmen. Im selben Augenblick knarrte eine zornige Stimme in Davids Funkgerät: »Comanche Nancy Drei-sechs-sechs-acht-poppa, Sie haben den Luftraum verletzt!«

Er gaffte Rachel an, dann sprach er in sein Funkmikrofon: »Hier ist Comanche. Wir sind mindestens fünfzehn Meilen entfernt!« Keine Antwort. Er schüttelte den Kopf. »Was ist mit dem Mann los?« wollte er wissen. Rachel wußte keine Antwort darauf, doch der Hubschrauber stieg immer höher. Er würde sie abfan-

gen wie eine Gruppe Schrotflinten, die eine Ente im Flug verfolgten. Es war nur noch eine Frage von Augenblicken, dann würde der Hubschrauberpilot ihnen den Weg abschneiden. David knurrte, zögerte, dann zog er die Maschine noch weiter nach Osten.

Verglichen mit Flugzeugen mit starren Tragflächen sind Hubschrauber unbeholfene Geräte. Bei diesem handelte es sich um einen großen Marineseerettungschopper vom Typ Sikorsky, der noch über einige Kraftreserven verfügte. Der Chopper blieb auf Kurs, bis er ihre Höhe erreicht hatte, dann stürzte er plötzlich direkt auf sie zu.

Rachel hielt die Luft an. David fluchte heftig. »So ein Arschloch!« schrie er und tauchte ab. Die Comanche war nicht für die Luftakrobatik gebaut, und er hatte ihr noch nie so etwas zugebetet. Ebenso wenig war er jemals mit einem solch halsbrecherischen Umgang mit Fluggerät durch andere konfrontiert worden. In diesem leeren Luftraum gab es dafür nicht die geringste Entschuldigung!

Einen Augenblick lang überkam ihn die wahnwitzige Angst, daß der Hubschrauberpilot die Jagd aufnehmen könnte – sie einholen, sie rammen, sie abschießen...

Als er über die Schulter zurückblickte, löste sich der Wahn auf. Der Helikopter war bereits in der Entfernung zusammengeschrumpft und senkte sich auf seinen Landeplatz auf dem Bohrschiff.

»Den werde ich jedenfalls melden!« sagte David wütend zu Rachel, doch die zuckte nur die Achseln.

»Ich schätze, der ist verrückt«, bemerkte sie. »Das ist vermutlich ansteckend.«

Keiner von beiden sagte viel, als sie zum General Lyman Field zurückkehrten. David sah eine große DC-10, die über den Ozean herangeschwebt kam, und zögerte ein wenig, bis er um Landeerlaubnis bat, dann wartete er ab, bis er an der Reihe war, um noch ein weiteres kleines Stück zu verzögern, damit die Turbu-

lenzen der Großraum-Maschine sich legen konnten.

Als sie nach der Landung auf das Flughafengebäude zurollten, erblickte David ein Polizeifahrzeug mit blitzenden Dachlichtern. Sein erster Gedanke war Bedauern darüber, daß das Fahrzeug dort stand, da es Rachel an jenen anderen Tag auf demselben Rollfeld erinnern würde, als dort ebenfalls blitzende Polizeiautos gestanden hatten. Nachdem er die Maschine geparkt hatte, beugte er sich über sie, um die Tragflächenluke zu öffnen. Er spürte sie zittern und vernahm ein leises Keuchen. Sie kletterte auf die Tragfläche hinaus und stieg vorsichtig auf den Boden, den Blick auf den Terminal geheftet.

Merkwürdigerweise kam das Polizeifahrzeug ausgerechnet auf sie zugeschossen. Es bremste mitten auf ihrem Weg, und ein Mann von der Federal Aviation Administration stieg aus. Irritiert und verwundert fragte David: »Was ist denn los?« Erst war er nur Rachels wegen wütend, doch das schlug sofort um, als der Mann von der FAA sagte: »Dr. Yanami, gegen Sie liegt eine Anzeige wegen verantwortungslosem Flugverhalten vor. Sie werden bezichtigt, ein anderes Luftfahrzeug in Gefahr gebracht zu haben.«

»Das ist doch lächerlich!« explodierte David, und das war es auch, und doch konnte er es nicht mit einem Lachen abschütteln. Wenn der Hubschrauberpilot seine Anzeige verfolgte, würde es zu einer Anhörung kommen. Schlimm daran war, daß sie sich zweifellos außerhalb der Reichweite der routinemäßigen Radarüberwachung des Towers von Hilo befunden hatten, als es geschah, so daß es seitens der Luftfahrtbehörde kein offizielles Beweismaterial gab, das seine Aussage abgestützt hätte.

Glücklicherweise könnte Rachel für ihn als Zeugin aussagen. Doch als er für den Augenblick mit dem Polizeifahrzeug und der FAA fertig war, stellte er fest, daß seine Zeugin steif vor Angst war. »Es tut mir leid, Rachel«, sagte er besorgt. »So etwas passiert nun mal. Ich bin sicher, daß die Sache geklärt werden kann.«

Sie sah ihn an, als hätte sie nicht zugehört. »Jetzt ist er weg«,

sagte sie.

»Wer, der Hubschrauberpilot?« fragte er verwirrt.

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Augen leuchteten vor Angst. »Der Terrorist. Der Esther umgebracht hat. Ich habe ihn auf dem Parkplatz gesehen, als ich aus der Maschine stieg, aber als ich wieder hinsah, war er verschwunden.«

## 8. Kapitel

Der sowjetische Orbitalsatellit Kosmos 993 war ein, wie die Amerikaner ihn nannten, RORSAT – »Radar Ocean Reconnaissance Satellite«, ein »Meeresradaraufklärungssatellit«. In die Umlaufbahn gebracht hatte man ihn unter schwerem Schneefall auf dem Kosmodrom von Tyuratam auf einer F-1-m-Startrakete; nun schwebte er über dem Pazifik, etwa in Höhe der Fidschi Inseln, und kartographierte mit Radar einen Streifen Meeresoberfläche von vierhundert Kilometern Breite.

Kosmos 993 war ein raffiniertes und kompliziertes Gerät. Sein Herz bestand aus einem nuklearen Brenner vom Typ Topas, in dem angereichertes Uran-235 eine Molybdänschale an die fünfzehnhundert Grad Celsius erhitzte. Der Brenner brauchte keinen Wasserdampf herzustellen, der durch Turbinen getrieben wurde. Er hatte eine bessere Methode. Bei dieser Temperatur stieß das kochende Molybdän Elektronen aus. Diese gelangten durch einen dünnen Film gasförmigen Cäsiums in eine weitere, äußere Schale; die bestand aus Niobium. Solange das Niobium kühler gehalten wurde als das Molybdän im Innern (was durch einen Strom flüssigen Natriums und Kaliums gewährleistet wurde), sammelte das Niobium die Elektronen ein: So entstand ein elektrischer Strom. Der Stromkreis ergab fast zehn Kilowatt, genug, um damit die Steuerungselemente und die Instrumente des RORSAT anzutreiben.

Der Brenner vom Typ Topas war das Herz des RORSAT. Das Radargerät, das er mit sich führte, war seine Lebensberechtigung. Kein Gegenstand an der Meeresoberfläche, der größer als fünfundzwanzig Meter war, blieb von ihm unbemerkt. Delfine oder kleine Boote beachtete er nicht. Dagegen interessierte er sich sehr für Unterseeboote, wiewohl ein teilweise untergetauchtes U-Boot, sogar ein großes, das mit Kernkraft angetrieben wurde, vor seiner ziemlich groben Radarauflösung unsichtbar bleiben konnte.

Doch Kosmos hatte noch einen weiteren Trick im Repertoire: Er konnte Wellenbewegungen messen. Er konnte ihre Muster

bestimmen und erkennen, wenn diese Muster durch einen Gegenstand gestört wurden, der sich mit großer Geschwindigkeit unter Wasser bewegte – selbst wenn es Hunderte von Metern unterhalb der Wasseroberfläche geschah. Wenn sich ein solches Objekt in einer einigermaßen geraden Linie schnell bewegte, noch dazu in großer Tiefe, brauchte RORSAT es nicht erst mit dem Radar zu orten, um zu erkennen, daß es sich um ein U-Boot handelte.

Am zweiten Januartag bewegte sich Kosmos 993 über die hawaiianischen Inseln, wie er es jeden Tag einmal tat. Sein Kurs führte ihn beinahe direkt über Mauna Loa auf Big Island. Das Projekt Vulcan befand sich in der Randzone seiner Radarreichweite. Dennoch registrierten seine Radargeräte ein signifikantes Aufwallen der Wellenbewegung um die Schiffskonzentration. Und so tat er, wozu er entwickelt worden war, er meldete diese Beobachtung.

Das setzte ein weiteres Ereignis in Gang.

Die RORSATs jagten paarweise. Kosmos 992, sein Gefährte, folgte mit zweiundzwanzig Minuten Verzögerung auf derselben Umlaufbahn, und Kosmos 992 war es auch, dem RORSAT seine interessante Beobachtung meldete.

Daraufhin tat Kosmos 992 zwei wichtige Dinge.

Als erstes aktivierte er seine Mikroionendüsen, um im Vorüberziehen näher an Vulcan heranzukommen. Als zweites versetzte es den Berylliumreflektor um den Reaktorkern des Topas in eine leichte Rotation. Die Gitterfilter des neutronenabsorbierenden Borons wichen zurück, dafür vergrößerten sich die neutronenreflektierenden Gitter des Berylliums. Das führte dazu, daß der Reaktor sich leicht erwärmte. Nun strömten mehr Elektronen durch das Cäsiumgas, speiste mehr elektrische Energie die Radargeräte.

Das Bild, das der zweite RORSAT von Vulcan und seiner Meeresumgebung machte, war von bewundernswerter Klarheit. Die eingebauten Kameras des RORSAT fotografierten die Szene und machten sich daran, ihre Botschaften an ihre Herren weiterzulei-

ten.

Obwohl die RORSATs dazu in der Lage waren, auf Band aufgezeichnete Bilder per Funk zu übertragen, erhielt man mit Fotofilmen immer noch die klarsten Bilder. Aus diesem Grund befanden sie sich auch in einer unbequemen Umlaufbahn – genauer gesagt befanden sich die Objekte, die sie überwachten, an einer unbequemen Stelle, was auf die Einschränkungen terrestrischer Geographie und Orbitalballistik zurückzuführen war. Auf einer Mercatorprojektion der Erde sah ihre Umlaufbahn wie eine Sinuskurve aus, die sich mal über den Äquator hob, mal unter ihn senkte, und die die Sowjetunion nur an ihrem südlichen Rand berührte. Strategisch gesehen war das ideal – denn wozu hätte die UdSSR ihr eigenes Gebiet überwachen sollen? Taktisch jedoch bedeutete es, daß es innerhalb jedes neunzigminütigen Orbitalzyklus nur wenige Augenblicke der Einbringung gab.

Als der RORSAT über die Ägäis hinwegzog, öffnete er eine Seitenluke; und als er fast den nördlichsten Punkt seiner Bahn erreicht hatte, stieß er sein kleines Geschenk an seine Besitzer aus. Das Paket stürzte durch den Luftraum der Krim, überstand mühelos den Wiedereintritt in die Atmosphäre, bis es eine Höhe von zwanzig Meilen erreichte. Dann aktivierte es zwei Fallschirme, erst einen winzigen Bremsschirm, kaum größer als ein Badetuch, dann einen größeren, der es im Fall ausbalancierte. Die sowjetische Radarüberwachung, die eifrig danach Ausschau gehalten hatte, ortete seinen Blinker sofort. Die Kapsel stürzte in einen schneebedeckten Birken- und Tannenwald an einem Berghang, und die russischen Hubschrauber, die ihren Peilstrahl orteten, hatten sie kaum eine Stunde später aus einer Schneewehe geborgen.

Sechs Stunden später war der Film, den sie enthielt, in einem niedrigen, grauen Gebäude in Moskau abgeliefert, entwickelt und für ein Publikum von vier ernsten Männern auf eine Leinwand projiziert worden.

Mühelos konnten sie Davids kleines Flugzeug erkennen, beim

Abflugmanöver eingefroren, und auch den Hubschrauber, der aufgestiegen war, um es zu vertreiben. Doch das waren nur kleinere Kuriositäten. Am meisten interessierte sie die U-Bootspur, die auf die Flottille zuführte. Sie murmelten und brummten einander Dinge zu, als sie jedes Merkmal abwechselnd mit einem Lichtzeiger oder einem Zeigefinger berührten, die U-Bootspur, das Bohrschiff, die Schlepper, die Boote.

Dann lehnten sie sich zurück und sahen einander an. »Ist das vielleicht OTEC?« fragte einer von ihnen. Er sprach es »Autsch« aus.

Der zweite schüttelte den Kopf. »Erdwärme«, meinte er. »Vielleicht auch Ölbohrungen oder Bergung von Manganknollen.«

Der Mann in der Uniform der Territorialarmee sagte verächtlich: »Versorgt von einem Unterseeboot?«

»Wir wissen nicht, ob das Unterseeboot sie mit irgend etwas versorgt«, wandte der zweite Mann ein. »Vielleicht ist es nur eine Routinefahrt.«

»Vielleicht«, meinte der Offizier der Territorialarmee schleppend, »ist es auch... etwas Ernsteres.«

»Wir brauchen mehr Informationen«, warf der erste Mann ein.

»Wir werden schon mehr Informationen bekommen«, antwortete der Offizier grimmig. »Sehen wir uns jetzt die nächste Aufnahme an.«

## 9. Kapitel

Arkady Bors wichtigste gesellschaftliche Entspannung an Bord des Unterkunftsschiffs *Hermes* war das Scrabblespiel. Er gab vor, damit sein Englisch verbessern zu wollen. Das stimmte zum Teil auch, zugleich war es aber auch die beste Möglichkeit, andere in seine Kabine zu locken. Danach konnte alles mögliche geschehen.

Allerdings war das nie der Fall. Die wenigen interessanten weiblichen Mannschaftsmitglieder machten sich entweder nichts aus Scrabble oder aus Arkady Bor. So blieb ihm nichts anderes übrig, als mit einem Funker, einem von zwei Sonartechnikern oder einem Deckarbeiter vorliebzunehmen. Alles Männer. Tatsächlich alles solche, die recht gut aussahen und in Bors Augen mit der Zeit sogar immer besser auszusehen begannen. »Bitte«, sagte Bor freundlich, »es ist nicht so schwierig, ein Wort zu buchstabieren. Würden Sie bitte Ihren Zug machen?«

Der Deckarbeiter schob eine Fingerkuppe zwischen die Lippen und antwortete nicht. Sein Name war Marvin Poke. Er war neunzehn Jahre alt und schwarz, und irgendwo hatte er sich mit Moschusöl eingerieben, vielleicht sein Haar. Bor seufzte und wandte den Blick ab. Soviel frei seh webende Libido war etwas Entsetzliches. Warum begriffen die Amerikaner denn nicht, daß man Vorsorge treffen mußte? Selbst für jemanden, den die amerikanischen Frauen nicht attraktiv fanden? Eine Frau in seiner Kabine, aus welchem natürlichen Grund auch immer, das hätte keinen Ärger gegeben – ein paar Witze vielleicht, aber von jener Sorte, die man nur mit einem Lächeln oder einer anzüglichen Grimasse beantworten konnte. Ein junger Mann dagegen, vor allem ein attraktiver, der sich mit sinnlichen Parfüms betupfte, das könnte Ärger einer Art geben, wie Bor ihn nicht noch einmal erleben wollte.

Das wirklich Entsetzliche war, auf diesem Schiff festzusitzen. Ebensogut hätte man sich in einem Aul einsperren können, in einem von diesen georgischen Bergdörfern, wo die Menschen im Schnitt hundert Jahre alt wurden. Vielleicht *schienen* sie auch

nur hundert Jahre alt zu sein? Ja selbst jeder Tag hier auf Vulcan schien hundert Jahre lang zu sein, wenn man nicht wegkam, nur weil einem irgendeine widerliche Person vom KGB eine Nachricht zugesteckt hatte. Jeder konnte doch eine Nachricht zugesteckt bekommen! Es war einfach nicht zivilisiert, jemanden zu bestrafen, dessen einziges Vergehen darin bestanden hatte, von einem Fremden ein Stück Papier entgegenzunehmen! Und das Ergebnis des Ganzen sah so aus, daß er nun für die Dauer der Untersuchung auf diesem Schiff Hausarrest hatte, während selbst dieser Marvin hier regelmäßig seinen Urlaubsschein bekam und an Land durfte. Wo er mit diesen schmalen Fingern und glatten Wangen und den langen Augenbrauen unter den Touristen zweifellos eine großartige Figur abgeben würde. »Gehen Sie oft nach Waikiki?« fragte Bor plötzlich.

Marvin behielt den Blick auf die Täfelchen gerichtet. »Was?«

»Ich wette, daß man in Waikiki massenhaft Mösen aufreißen kann, was?« Marvin musterte zum letzten Mal seine Steine, dann hob er den Blick und nahm den Finger aus dem Mund. »Ich gehe nicht mehr nach Waikiki. Beim Flug dorthin kann man leicht umkommen.«

»Ach ja, der Ärger mit dieser Fluggesellschaft«, meinte Bor nickend. Es war in den Nachrichten gekommen. Diese merkwürdigen Leute, die sich selbst Maui Mau-Mau nannten, hatten einen Chefpiloten erschossen, als er aus seinem Haus gekommen war, und dieselben Burschen hatten einen Molotowcocktail über den Maschendrahtzaun gegen eine parkende DC-9 geworfen. Keiner der beiden Anschläge hatte sonderlich viel Schaden angerichtet. Das Benzin in dem Molotowcocktail hatte lediglich einige Koffer auf einem Gepäckwagen versengt, und der Pilot hatte das Krankenhaus mit einem bloßen Pflaster auf der Schulter verlassen können. Doch die Mau-Mau hatten die Fluggesellschaft zum Kapu erklärt. Niemand wollte mit einer Maschine fliegen, die möglicherweise das Ziel eines Bombenanschlags werden könnte. Und so bluteten die Besitzer der Fluggesellschaft mit jedem Flug mehr, als ihre Auslastquote erst auf sechzig Prozent sank, dann auf vierzig, und nun immer noch weiter in den Keller ging.

Marvin war mit seiner Antwort noch nicht fertig. »Auf der großen Insel gibt es ohnehin jede Menge Frauen«, fuhr er fort. »Wenn man zu den Schwarzsandstränden hinübergeht, trifft man haufenweise Touristinnen. Es ist nur schwer, einen Ort zu finden, wo man sie vögeln kann. Um Kilauea ist es besser. Da gibt es auch jede Menge davon, und meistens haben sie Wagen, in denen sie sich ficken lassen. Oder man kann hinunter in die Schluchten, wo alles ganz schön und warm ist und wo niemand sehen kann, was man macht, weil es wie ein Dschungel aussieht, verstehen Sie? Oder oben an den Kona Hotels, da ist es am besten. Nur daß sie dort meistens in Gruppen auftreten, und manche von den Bienen mögen es nicht, wenn die anderen sehen, daß sie es mit einem Seemann treiben. Man kann aber auch die Ostküste hoch, zu dem Canyon hinauf, wo es zig kleine Dörfer gibt. Manchmal findet man da auch einheimische Mädchen, mit denen man sehr viel Spaß haben kann. Oder Hippies. Die Hippies sind gut, die haben meistens Gras dabei. Wegen Dope sollte man sonst eigentlich nach Maui gehen, wissen Sie, aber auf Big Island gibt es auch sehr viel. Diese kleine Insel in der Bucht von Hilo, da gibt es meistens ein paar Typen, die irgend etwas verkaufen. Bienen gibt es dort auch, aber manche von denen haben Herpes oder sowas...«

»Sie ziehen«, erwiderte Bor nervös. Er stand auf, um einen düsteren Blick durch das Bullauge zu werfen. Draußen gab es nichts zu sehen außer dem Motorboot, das irgend jemanden vom Hubschrauberlandeplatz zum Unterkunftsschiff brachte. Bor war hauptsächlich deshalb aufgestanden, weil er eine Erektion zu bekommen drohte. Zu bestimmten anderen Zeiten hätte er nichts dagegen gehabt, wenn Marvin es bemerkt hätte. Tatsächlich war das oft der erste Schritt zu einer recht beglückenden Begegnung, aber diese Art von Begegnung war es auch gewesen, die ihn den Orden vom Roten Banner gekostet hatte – und um ein Haar noch sehr viel mehr. Bor erschauerte, als er daran dachte, wie knapp er einer Einweisung ins Neuropsychiatrische Institut von Moskau und damit einer viermal am Tag verabreichten Dosis von jeweils 250 mg Haliperidol entgangen war – als ob das etwas mit der Art zu tun hätte, in der man seine Liebe kund-

tun wollte!

Die Amerikaner taten so etwas zwar nicht, wenigstens nichts so Drastisches, aber Bor wollte auch nicht aus erster Hand erfahren müssen, was sie tatsächlich taten. Dieser Junge war es nicht wert. »Nun?« fragte er über die Schulter gewandt.

»Ich bin fertig«, erwiderte Marvin. »Mal sehen. M-A-I-S, Mais, das gibt einen doppelten Punkt für das M, doppelte Punktzahl für das Wort, und außerdem wird aus dem das dadurch ein dass, so daß ich das auch bekomme...«

Die Erektion war verschwunden. Mürrisch setzte Bor sich wieder hin, um die Punkte des Seemanns aufzuschreiben. Und die nächsten, und die übernächsten; und nach zehn Minuten hatte er, bei fünf Cents pro Punkt, dreizehn Dollar verloren. So war er nicht traurig, als die Lautsprecheranlage draußen im Gang zu rasseln und zu pfeifen begann und schließlich sagte:

*Dr. Arkady Bor. Dr. Arkady Bor. Auf Deck C, Zimmer 314 melden. Ich wiederhole, Deck C, Zimmer 314. Ende der Durchsage.*

Er war nicht traurig, aber verärgert. Das Unterkunftsschiff war früher einmal ein Kreuzfahrtschiff gewesen. Es gab noch immer in jeder Kabine ein Telefon. Warum nicht einfach zum Telefon greifen, sondern diese Aufforderung über die öffentliche Lautsprecheranlage verkündigen zu lassen? Und warum die verdammte Kabinennummer angeben, um die Sache zu beschönigen, wo doch jeder Mensch an Bord genau wußte, daß Deck C, Zimmer 314 das Büro des Sicherheitsdienstes war.

»Wir spielen später noch etwas«, sagte er.

»Wollen Sie erst abrechnen?« fragte Marvin.

»O Gott, nein, ich darf die nicht warten lassen. Später, habe ich gesagt!«

Dafür ließen sie ihn warten. ›Sie‹, das waren der Korvettenkapitän, der auch seinen Arrest angeordnet hatte, außerdem ein Fremder, ein bleicher junger Zivilist in einem Rollkragenpullover,

der für Hawaii doppelt so dick war, wie er hätte sein dürfen. Niemand teilte Bor den Namen des jungen Mannes mit. Wie er so im winzigen Büro des Verwaltungsunteroffiziers saß und darauf wartete, dazu eingeladen zu werden, sich ihnen nach ihrem Privatgespräch anzuschließen, flackerte in Bor kurz die Hoffnung auf, daß sie ihm die Wiedererlangung aller seiner Privilegien mitteilen wollten. Doch soviel Glück hatte er nicht. Kaum kam Bor herein, als der Zivilist fragte: »Sie sind Arkady Borboratschwili?«

»Natürlich«, erwiderte Bor. Er bemerkte, daß der Korvettenkapitän den Mund hielt und den Blick auf ein Tonbandgerät geheftet hatte. Die Spulen waren in Bewegung. Wie viele tausend Kilometer Band vertilgten diese Leute wohl im Jahr? Bor nahm Platz, ohne darauf zu warten, daß man ihn dazu aufforderte, rückte seinen Stuhl näher an die Maschine heran und wiederholte.

»Natürlich. Ich bin Dr. Arkady Borboratschwili, technischer Berater des Projekts Vulcan, und dies ist der dritte Januar um circa vierzehn Uhr fünfzig hawaiianischer Zeit.«

Der Mann in dem Rollkragenpullover musterte ihn ausdruckslos. Er sagte: »Vor zwei Tagen haben Sie eine schriftliche Mitteilung bekommen. Beschreiben Sie die Umstände, unter denen es geschah.«

Bor seufzte. »Das habe ich bereits getan«, sagte er, »aber wenn Sie wünschen – ich mußte mal pinkeln und bin auf die Toilette neben dem Empfangssaal des Hotels gegangen. Während ich urinierte, hielt mir plötzlich ein sehr großer Mann, dessen Identität mir unbekannt war, ein Stück Papier hin. Ich blickte darauf, hatte aber getrunken. Ich nahm es nicht entgegen. Später fand ich es in meiner Tasche, merkte, worum es sich handelte und gab den Zettel sofort hier bei Korvettenkapitän Youngblood ab.«

Youngblood sah auf, als er seinen Namen hörte, richtete den Blick aber wieder sofort auf die Bänder. Der Zivilist fragte: »Haben Sie den Mann, der Ihnen die Nachricht überbrachte, jemals vorher schon einmal gesehen?«

»Nein. Na ja, vielleicht doch, in der Hotellobby. Ich bin mir nicht sicher. Es ist ein großer alter Mann, ein Asiate. Ich glaube, ich bin auf dem Weg zur Herrentoilette an ihm vorbeigekommen.«

»Haben Sie sonst irgend jemanden gesehen, den Sie erkannten, abgesehen von den Leuten Ihrer Gruppe vom Projekt Vulcan?«

»Nein.«

Der Mann in dem Rollkragenpullover schwieg eine Weile, studierte seine Aufzeichnungen. Er ließ das Bandgerät die Stille aufnehmen, und Bor runzelte die Stirn ob solcher Verschwendung. Dann sagte der Mann: »Die Identität des Mannes, der Ihnen die Nachricht überreichte, ist inzwischen festgestellt worden. Es ist Professor David Kane Yanami. Man hat ihn verhört, und er hat angegeben, daß er nichts über die Herkunft der Notiz weiß. Er gibt an, daß ihm der Zettel von einer Frau gegeben wurde, die behauptet habe, er sei für ihren Mann bestimmt, wobei sie Sie als ihren Mann beschrieb. Die Frau ist der Beschreibung zufolge ungefähr fünfundvierzig Jahre alt, etwa fünf Fuß und vier Zoll groß, hat dunkles Haar, dunkle Haut und einen ziemlich schweren Körperbau. Können Sie sie identifizieren?«

Bor breitete die Hände aus. »Viele Frauen in der Sowjetunion sehen so aus.«

»Ich verstehe«, erwiderte der Zivilist. Weiteres Rascheln der Aufzeichnungen, während sich das Band drehte. »Professor Yanami«, fuhr er fort, »wurde als der Pilot des Flugzeugs identifiziert, der gestern über dem Projekt Vulcan in den gesperrten Luftraum eingedrungen ist. Man hat ihn verwarnt. Diese Angelegenheit wird weiter untersucht. Wollen Sie immer noch behaupten, daß Sie ihn nicht kennen?«

»Ich? Natürlich nicht! Was soll ich denn mit irgendeinem Collegeprofessor aus der Provinz zu tun haben? Ich gebe zu«, räumte Bor ein, »daß es schon eine interessante Tatsache ist, daß dieselbe Person, die mir die Nachricht des KGB überreichte, auch ein ungewöhnliches Interesse an dem Projekt zeigt. Da

würde man wohl irgendeine Verbindung vermuten. Allerdings verstehe ich nichts davon.«

»Niemand hat bisher den KGB erwähnt«, versetzte der Mann im Rollkragenpullover. »Wie wollen Sie denn wissen, woher die Nachricht kommt?«

»Ach du lieber Gott!« rief Bor. »Woher denn sonst? Ich muß darauf bestehen, daß Sie mir vernünftigeren Fragen stellen. Ist es vielleicht meine Schuld, daß Ihre Sicherheitskräfte so lax geworden sind, daß sich sowjetische Agenten mir nach Belieben nähern können? Was werden Sie denn das nächste Mal sagen, wenn die nicht mit einem Brief kommen, sondern mit einer Pistole?« Er sah sich mit einer Empörung um, die nicht einmal gänzlich gespielt war. »Na?« setzte er nach. »Soll das jetzt bedeuten, daß ich mich auf monatelange Belästigungen und Verdächtigungen einzustellen habe?«

Der Mann im Rollkragenpullover sagte erst nichts, doch einen Augenblick später öffnete er leicht den Mund. Es sah so aus, als wollte er nein sagen. Der andere Mann meinte besänftigend: »Monate bestimmt nicht, Dr. Bor. Vielleicht ein, zwei Wochen.«

»Und was dann?« fragte Bor. Der Mann im Rollkragenpullover musterte ihn. Es sah aus, als wollte er die Achseln zucken, hielt sich aber zurück. Was für Hornochsen! Schlimmer als der KGB... fast! Mit Würde sagte Bor: »Nun, wenn Sie mir keine weiteren unnötigen Fragen stellen müssen, dann muß ich zu meiner Zwei-Uhr-Besprechung. Zu meinen vierzehnhundert«, fügte er hinzu, wütend darüber, daß er den Effekt verdorben hatte. Er bekam keine Antwort, aber als er sich schließlich zum Gehen umdrehte, versuchte keiner von ihnen, ihn daran zu hindern.

Es war immer besser, sagte er sich auf dem Weg zum Konferenzraum, bei solchen Leuten in die Offensive zu gehen. Hätte er das in Tiflis getan, wer weiß, dann wäre er vielleicht immer noch ein angesehener Wissenschaftler in seiner Heimat, und dann wären ihm diese Widrigkeiten nie widerfahren. Wenn er sich doch nur getraut hätte...

Aber wenn er sich zuviel getraut hätte, dann wäre vielleicht etwas Schlimmeres dabei herausgekommen als die Psikuschka, in die man ihn geschickt hätte. Selbst hier hätte es auch schlimmer kommen können, überlegte er, und seine Stimmung wurde etwas gedämpfter, denn diese Amerikaner verfügten durchaus über eigene Möglichkeiten, unangenehm zu werden. Was für eine Ablenkung durch solche Sorgen! Wie ungerecht die Welt doch war, wo er doch nichts anderes wollte, als seine wissenschaftlichen Fähigkeiten optimal einzusetzen!

Dennoch hatte es den Anschein, als sei er davongekommen. Im Gehen wich die Beklemmung etwas von ihm; er wurde größer, sein Brustkorb weitete sich, sein Schritt war fester geworden. Er marschierte in den Raum, wo das Geologenteam darauf wartete, mit ihm die neuesten Fotos und Computersimulationen durchzugehen, und nickte der Versammlung knapp zu. »Meine Herren«, sagte er, und an den schwarzen weiblichen Leutnant vom Reserve-Marinehelferinnenkoprs gewandt, die den Bildschirm bediente: »und meine Dame, natürlich. Sie können fortfahren, wann immer Sie wollen.«

Er nahm Platz, natürlich auf dem mittleren Stuhl der ersten Reihe, leicht verärgert darüber, festzustellen, daß sie noch nicht ganz fertig waren. Der Zivilberater, Dr. Frank Morford, fummelte immer noch mit seinen Floppydisks herum, während sich Leutnant Mannerly, die schwarze Frau, in leisem Tonfall mit ihm beriet. Natürlich durfte nichts besprochen werden, solange Morford noch im Raum war. Bor saß aufrecht da, die Hände auf die Knie gelegt, der Inbegriff eines wichtigen Mannes, dessen Geduld soeben ein kleines bißchen überstrapaziert wurde.

Schließlich waren sie bereit. Der Zivilist wurde in einen nicht-sensitiven Bereich des Schiffs verbannt, der Leutnant spielte eine Melodie auf der Tastatur, und die Leinwand an der Kabinenwand zeigte nacheinander eine Tabelle mit unverständlichen Daten, einen pulsierenden Farbleck, während die Maschine den Input verdaute, und schließlich das Bild, das zu studieren sie hierher gekommen waren. Die Simulation des unterseeischen Vulkans Loihi, der sich eine halbe Meile unter ihnen befand.

Die Simulation zeigte die Lavaströme und Lavataschen in Farbe. Der Vulkan sah eher aus wie ein riesiger, durchsichtiger Kuhfladen. Und der Kuh war es nicht gutgegangen. Im Innern des Haufens gab es Taschen und Flecken aus dunklem Blutrot. Als Leutnant Mannerley das Bild rotieren ließ, zeigte die 3-D-Illusion deutlich, wo die Magma-Reservoirs aufwallten und wo neue Ströme der Oberfläche entgegenstiegen. Dort, wo die Haut des Loihi am dünnsten war, stoppte der Leutnant die Rotation. Drei hellblaue Narben zeichneten Loihis Oberfläche. Sie erhöhte den Vergrößerungsfaktor und sagte: »Die drei betreffenden Stellen sind blau markiert.«

»Ja, ja«, sagte Bor gereizt und drehte sich zu dem Geologenteam um. Jeder wußte das. Position A befand sich am Fuß des Berges, zwischen ihr und der nächstgelegenen Blase lag ein halber Kilometer totes Gestein. Position B, etwa auf halber Höhe, war kaum mehr als hundert Meter vom nächsten Reservoir entfernt. Position C, von B aus etwa ein Viertel der Strecke weiter oben auf der anderen Seite des Bergs liegend, war ein Kompromiß. Die Strecke bis zum nächstgelegenen Magma betrug etwas über zweihundert Meter, doch darum herum waren Verwerfungen.

»Das Gerät ist bereit zur Positionierung auf C«, sagte der Chef der Bohrmannschaft. Der Leutnant, nur dazu bestimmt, allein auf Aufforderung zu sprechen, hörte mit geneigtem Kopf zu. Bor nickte.

»Ich habe den Vorschlag unterstützt, sicher, obwohl die Geologie nicht mein Fachgebiet ist.«

»Das ist die beste Stelle im Rahmen der Kriterien, die Sie vorgegeben haben«, erwiderte der Bohrchef, seine Haut in Sicherheit bringend. »Außerdem sind Sie es, der uns sagen muß, ob Ihre Sprengsätze die Geologie hier verändern werden. Können Sie garantieren, daß das Risiko einer vorzeitigen Explosion ausgeschaltet ist? Oder daß die vulkanische Aktivität dadurch nicht verstärkt wird?«

»Was die vorzeitige Explosion angeht, so ist das ausgeschlos-

sen«, sagte Bor verächtlich. Dann spielte er den Ball zurück. »Was die Verstärkung der vulkanischen Aktivität angeht, woher soll ich das wissen? Das ist wiederum ein Risiko, das die Geologen abschätzen müssen. Ich habe nie behauptet, daß die Sache völlig unriskant wäre.«

»Wenn ich mich mal einmischen darf«, sagte eine neue Stimme von der Tür, eine volle und weiche Stimme. Bor zuckte zusammen, und als er sich auf seinem Sitz umdrehte, sah er General Brandywine, der die Gruppe gewinnend anlächelte.

»Ja, General?« fragte Bor. »Sie wollten sagen...?«

Der General war meistens irgendwo innerhalb der Flottille unterwegs, wurde fast nie gesehen. Bor hatte nie erfahren können, was für ein General er eigentlich war, aber er wußte, daß alle im Kommandostab aufmerksam zuhörten, wenn er etwas sagte. Bor tat das gleiche. »Äh«, sagte der General, »ich habe nur eine Frage. Was, wenn wir das Gerät in Position C anbringen und sich dann dort ein neuer Krater ausbildet? Würde das das Gerät nicht zerstören? Oder sogar noch Schlimmeres anrichten?«

Bor blickte den Bohrungsmeister streng an, der selbstverständlich beiseite sah. Natürlich. Alle wollten sie, daß Arkady Bor die gesamte Verantwortung übernahm. Also gut. »Ich glaube nicht, daß das geschehen wird, General«, sagte er und ließ seine Stimme ebenso selbstsicher klingen wie die des Generals. »Nein, ich will es noch etwas drastischer formulieren. Wir haben diese Daten Spezialisten auf dem Gebiet der Rheologie, der Tektonik, der Seismologie, ja jeder Disziplin unterbreitet, die in irgendeiner Weise mit diesem Thema zusammenhängt. Es gibt einen deutlichen Konsens darüber, daß Position C die richtige Wahl ist. Natürlich werden wir die Stelle unentwegt unter Beobachtung halten. Sollte sich die Situation verschlechtern, besitzen wir natürlich die Kapazität, das Gerät zurückzuholen.

Damit der Apparat wirksam werden kann, dürfen wir eine bestimmte kritische Entfernung zur Magmablase nicht überschreiten, so daß es natürlich immer ein unvermeidliches Minimalrisiko geben wird.«

»Gewiß, Arkady«, sagte General Brandywine lächelnd. »Ich möchte eigentlich nur wissen, ob Sie das Gefühl haben, daß alle Aspekte der Angelegenheit ausreichend erforscht wurden.«

»Ich bin mir sicher, General, daß das Gerät appliziert werden kann und daß die Zündung, wie Sie wissen, ebenfalls erprobungsreif ist. Ich möchte zum jetzigen Zeitpunkt nicht für Verzögerungen verantwortlich zeichnen müssen.«

»Ja, natürlich.« Der General lächelte in die Runde, besonders in Richtung des weiblichen Leutnants. »Nett, Sie wiederzusehen«, bekräftigte er und sah sich im ganzen Raum um, um auch die Mitglieder des Geologenteams mit einzuschließen. Zu Bor sagte er: »Wenn diese Besprechung beendet ist, könnten wir beide oben an Deck vielleicht mal ein wenig Sonnenschein genießen.«

»Selbstverständlich, General«, erwiderte Bor sofort. Das waren keine sonderlich angenehmen Aussichten. Wenn der General mit ihm unter vier Augen sprechen wollte, dann würde er wohl etwas zu sagen haben, was alles andere als angenehm war. So kurz sie auch gewesen war, hinterließ die Sitzung bei ihm doch einen schlechten Geschmack im Mund. Wie verzweifelt diese Amerikaner doch versuchten, sich zu schützen! Von ihm Versicherungen zu verlangen, die er gar nicht geben konnte! Als ob es bei einem eventuellen größten anzunehmenden Unfall auch nur die geringste Bedeutung haben würde, wem man dafür die Schuld geben könnte. Wer wäre dann schon noch übrig, um auf andere mit dem Finger zu zeigen?

Oben auf der Treppe – »Niedergang« berichtigte er sich wütend – keuchte er: »Sie wollten mich privat sprechen, General?«

»Natürlich, Arkady«, erwiderte der General. »Sie haben unseren Freunden im Ministerium einige Schwierigkeiten bereitet, nicht wahr?«

»Ach, die haben sich beschwert? Nun, General! Die stellten recht törichte Fragen, auf die ich unmöglich eine Antwort haben kann.«

»Natürlich«, stimmte der General ihm freundlich zu, und Bors

Herz machte einen Satz.

»Dann werden Sie sich also über sie hinwegsetzen? Bitte? Es gibt eigentlich keinen wirklichen Grund, weshalb ich überhaupt hier auf dem Schiff bleiben muß, müssen Sie wissen. Das, was ich hier tue, könnte ich ebenso effizient und dafür sehr viel bequemer von einem Büro in Honolulu aus tun, noch besser sogar in San Francisco oder in New York.« Und das stimmte auch. Die Form eines unterseeischen Bergs, die Messungen seiner Dichte, die Härte und die chemische Zusammensetzung seines Gesteins, die Verwerfungen und Bruchlinien, die die Probebohrungen offenbarten – all dies bestand schlußendlich nur aus Zahlen, und Zahlen konnte man überall verarbeiten.

»Da ist aber die Sache mit der Probezündung«, erinnerte ihn der General augenzwinkernd.

»Ja, natürlich! Gewiß. Aber danach...«

»Ah, danach«, sagte der General bedauernd. »Ich glaube, Sie sind nicht ganz im Bild, Arkady. Ich weiß, daß Sie gern in Waikiki wären – wer wollte Ihnen das verübeln, aber dieser Tage gibt es auf den Inseln Terroristenaktivitäten.«

»Ja, ja! Die Nachrichtensendungen haben es gemeldet.«

»Und wir können nicht sicher sein, ob dahinter nicht irgendwelche kommunistischen Aktivitäten stecken, müssen Sie wissen. Sie sind ziemlich wertvoll für uns. Wir können Sie unmöglich aufs Spiel setzen.«

Arkady Bors Herz wurde schwer. Sportsmännisch versuchte er wenigstens noch ein paar kleine Punkte zu machen. »Natürlich wird die Probezündung stattfinden. Ich nehme doch an, daß Sie mir gestatten werden, Big Island zu besuchen, um wenigstens die Übertragung zu überwachen?«

»Übertragung, Empfang«, meinte der General lächelnd. »Spielt es denn wirklich eine Rolle, an welchem Ende Sie sich befinden?«

»General! Ich muß protestieren! Ich kann meine Arbeit nicht

fortführen, wenn ich auf diesem dämlichen Schiff gefangengehalten werde!«

»Natürlich können Sie das, Arkady«, meinte der General beruhigend.

»Unmöglich! Der Zündungscode ist der wichtigste Test, den wir überhaupt durchführen können!« Und auch das stimmte, dachte er, sprach es aber nicht aus, denn es war fast der einzige Teil des Projekts Vulcan, der sich überhaupt testen ließ. Was den Rest des Projekts betraf, so würde der erste Test auch der letzte sein. Und der einzige.

Der General wirkte nachsichtig amüsiert. »Sie können also nicht gleichzeitig an zwei Orten sein? Dann wird Ihr Assistent eben den Sender überwachen und Sie den Empfänger, anstatt anders herum. Was soll daran verkehrt sein?« fragte er jovial; doch als Bor den Mund öffnete, um zu antworten, tat der General es für ihn. »Nichts ist daran verkehrt«, sagte er entschlossen. Der Ton war noch immer freundlich, die Augen nicht.

Bors Blick geriet ins Flattern, wich aus, um sich dann resigniert zu senken. »Dann werde ich dieses Schiff also nie wieder verlassen«, sagte er.

Der General war wieder die schiere Freundlichkeit. »Wer hat denn so etwas gesagt, Bor? Ganz im Gegenteil! Es gibt eine Besprechung in Sandia, und an der werden Sie teilnehmen, um das Projekt zu erklären!«

»Sandia?« wiederholte Bor. »Was ist mit diesem Sandia?«

»Eine Zusammenkunft«, bestätigte der General nickend. »Es wird Zeit, das Projekt Vulcan unseren Auftraggebern zu erklären, Bor, und wer wäre wohl besser dazu geeignet als Sie?«

»Das hat mir ja niemand gesagt!«

»Soeben habe ich es getan«, versetzte der General lächelnd. »Ich bin überrascht. Ich hätte geglaubt, Sie würden sich freuen! Schließlich kann man in Albuquerque jede Menge unternehmen. Sie haben noch nicht richtig mexikanisch gegessen, bevor Sie

nicht die Guacamole und das Schokoladenhuhn im La Duena probiert haben. Sie werden sich sehr amüsieren, das verspreche ich Ihnen. Und dann, wenn Sie zurück sind, können Sie die Anbringung des Geräts überwachen, danach kommt die Probezündung – die Zeit wird Ihnen wie im Flug vergehen, Bor.«

»Selbstverständlich, General Brandywine«, sagte Bor förmlich. Hoffnungslos. »Und wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen wollen, ich habe einige Arbeit im Büro zu erledigen.«

»Aber ja doch!«

Es stimmte zwar, daß er Arbeit zu erledigen hatte, weil in seinem Büro immer Arbeit auf ihn wartete, aber Bor war nicht in konstruktiver Stimmung. Wie schnell sich doch alles für ihn zum Schlechteren entwickelt hatte!

Und wie schlecht es doch wirklich war! Es war kränkend, wie ein Laufbursche davongeschickt zu werden, aber steckte irgend etwas hinter dieser Kränkung? Er nahm vor seinem Schirm Platz und aktivierte sein DFÜ-Programm. Ha, wie immer gab es auch diesmal sehr viel Post, und es war sogar einiges an echter Post aus der Kurierlieferung vom Nachmittag dabei. Natürlich würde nichts davon Bedeutung haben.

Irgend etwas, das der General gesagt hatte, ging ihm nach wie vor durch den Kopf. Ein kleiner Widerspruch. Hatte es mit der Anbringung des Geräts zu tun? Unruhig musterte er den Monitor mit den Einsatznotizen (von denen er nur Informationskopien erhielt; Bor war kein Einsatz gestattet), mit den Datenreihen für Computersimulationen (vom zivilen Berater Morford oder, wenn sie für einen Zivilisten zu geheim sein sollten, vielleicht von der schwarzen Frau – jedenfalls bestimmt nicht von ihm), mit den Titeln und Abstracts, die seine Suchprogramme für ihn in den Zeitschriften gefunden hatten. Ja, dachte er düster, in Albuquerque würde er sich sehr amüsieren können – immer in Sichtweite von mindestens zwei Sicherheitsbeamten, diesmal selbst dann, wenn er seine Blase entleeren ging! Gewiß, man würde ihm manche Torheit zugestehen. Wenn er irgendeine Hotelnutte mit

aufs Zimmer nahm, würden die Sicherheitsbeamten nur grinsen und hechelnde Witze reißen – um dann natürlich an der Tür des Nebenzimmers mit Stethoskopen zu lauschen, um sicherzugehen, daß er keine Geheiminformationen preisgab, während er sich um die chirurgische Erleichterung seiner angestauten Sexualspannungen bemühte. Doch selbst diese Toleranz würde enge Grenzen haben. Wenn Bor beispielsweise in einer Bar einem attraktiven jungen Mann begegnen sollte, dann würde es nein heißen! Dann würde man ihm nichts verzeihen. Dann würde es kein Grinsen, keine Witze geben.

Bor seufzte. Den trägen Strom elektronischer Daten auf dem Schirm ignorierend, begann er seine Briefe zu öffnen. Ein Bankauszug – wenigstens der bescherte ihm etwas Befriedigung. Eine Rechnung von American Express. Überhaupt keine Befriedigung, weil sie so geringfügig war, daß sie ihm nur vor Augen führte, wie wenig Gelegenheit er dazu hatte, sein Geld zu genießen. Eine Weihnachtskarte...

Eine Weihnachtskarte! Wer um alles in der Welt würde ihm eine Weihnachtskarte schicken, vor allem eine, die am 1. Januar in Hilo abgestempelt war? Sie war nicht unterschrieben. Die Karte selbst war eine von diesen blöden amerikanischen Witzprodukten, bei denen ein Weihnachtsmann sich drohend aufstellte, wenn man sie öffnete, dazu ein Knüttelvers des Inhalts, daß alle Weihnachtslieder im Streit endeten, nicht einmal vernünftig gereimt, dachte er verächtlich.

Da überkam ihn plötzlich ein eisiger Schauer.

Vorsichtig klappte er die Karte auf, suchte das leere Innere ab. Nichts. Er überlegte einen Moment, dann holte er den zerknüllten Umschlag wieder aus dem Papierkorb. Er glättete ihn sorgfältig, schob einen Kugelschreiber unter die gummierten Kanten und schnitt sie auf. Auf der Innenseite, im Falz kaum sichtbar, war eine Schrift zu erkennen, winzige, gekringelte Buchstaben.

Die Nachricht war in georgischer Sprache verfaßt und besagte:

*Sie haben einen dummen Fehler gemacht. Begehen Sie nicht noch einen.*

## 10. Kapitel

Im Jahre 1913 veröffentlichte H. G. Wells ein Buch, *The World Set Free*, in dem er über die Möglichkeit von Atombomben schrieb. Zwanzig Jahre später erinnerte sich Leo Szilard an diese Geschichte, überdachte die jüngsten Entdeckungen der Kernphysik und kam zu dem Schluß, daß eine solche Bombe tatsächlich herzustellen sei. Weitere zwanzig Jahre später hatten Szilard und andere am Manhattan Project Beteiligte den Entwurf beendet und mit der Herstellung der ersten Atomwaffen begonnen... und am sechsten August 1945 brachte der amerikanische B-29 Bomber *Enola Gay* die Frucht ihrer Eingebungen und Mühen nach Japan, um sie über der Stadt Hiroshima abzuwerfen. Zwischen Dichtung und Faktum waren zweiundvierzig Jahre vergangen.

Warum dauerte es so lange?

Sinnvoller wäre es, die Frage zu stellen, wieso es so schnell ging, denn zwischen der Eingebung eines Science Fiction-Autors und dem Einsatz der Waffe selbst lagen gewaltige Probleme sowohl der Ingenieurskunst als auch der Theoretischen Physik.

Die naturwissenschaftlichen Fakten, die die Atombombe möglich machen, waren ungeheuer schwer zu entdecken, aber einigermaßen leicht zu verstehen, nachdem sie erst einmal definiert worden waren. Sie beruhen auf Einsteins großer Offenbarung, daß Masse und Energie nur unterschiedliche Formen der essentiell selben Sache sind.

Wenn man alle individuellen Gewichte jedes einzelnen Protons und Neutrons im Kern eines Uranatoms zusammenzählt – wobei es keine Rolle spielt, welches Uran-Isotop man dazu verwendet –, und dann dieses Aggregatgewicht mit einem intakten Atomkern aufwiegt, wird man etwas Überraschendes entdecken. Denn das Ganze wiegt weniger als die Summe seiner Teile. Ein Teil der Masse ist ›verschwunden‹. Als die Kernteilchen sich zusammenfügten, verloren sie etwas von ihrer Masse, die sie im isolierten Zustand besaßen.

Diese Masse ist nicht wirklich verschwunden; Einsteins Erhaltungssatz formuliert präzise, daß dies unmöglich wäre. Statt

dessen hat die Masse sich in Energie verwandelt – in jene ›Bindenenergie‹, die den Kern zusammenhält, obwohl seine Protonen einander so heftig abstoßen, daß sie den Kern sonst von innen heraus zerreißen würden.

Der Kern eines Elements, das leichter ist als Uran – beispielsweise Eisen – , verfügt über mehr Bindungsenergie pro Kernteilchen als Uran. Deshalb läßt sich das Uranatom auch einigermaßen leicht spalten, während dies beim Eisenatom unmöglich ist. Da sie fester zusammengehalten werden, besitzt jeder Atomkern der leichteren Elemente weniger Bewegungs- oder kinetische Energie; wenn sich also ein Uranatom ›spaltet‹ (oder sich in zwei oder mehr leichtere Atome spaltet), so verliert jedes Kernteilchen dabei etwas Energie. Diese verlorene Energie beträgt ungefähr eine Million Elektronenvolt (geschrieben 1MeV) pro Kern. Das macht bei einem Element von der Schwere des Urans ungefähr 240 MeV pro Atom aus.

Das ist nicht sonderlich viel. Schon der kleinste Feuerwerkskörper gibt hundert Millionen milliardenmal soviel Energie ab. Doch selbst in einem winzigen Stück Uran – beispielsweise in einem von der Masse eines Feuerwerkskörpers – , gibt es außerordentlich viele Atome. Wenn diese Atome sich alle gleichzeitig spalten, würden sie damit die Energie von zwanzig Milliarden Feuerwerkskörpern freisetzen.

Und das ist es, was in einer Atombombe vorgeht.

Nicht alle Elemente – ja nicht einmal sämtliche Atome des Elements Uran – lassen sich leicht spalten, wenn überhaupt. Manche Formen einiger Elemente spalten sich allerdings leichter als andere. Uran-235 und Plutonium-239 spalten sich sogar von allein, wenn man nur genug davon an einer Stelle zusammenfügt und damit das erzeugt, was als ›kritische Masse‹ bezeichnet wird.

Zwei konstruktionstechnische Grundprobleme der Atombombe bestanden darin, zunächst einmal auf mühsame Weise große Mengen von Uran-235 und Plutonium-239 herzustellen; und zweitens, einen Mechanismus zu entwickeln, der kleine (subkriti-

sche) Stücke davon weit genug voneinander entfernt hielt, damit sie keinen Schaden anrichteten, bevor die Bombe schließlich detonieren sollte, um diese getrennten Teile im selben Augenblick zu einem einzigen Stück kritischer Masse zusammenzufügen.

Dies läßt sich durch viele verschiedene Konstruktionsmodelle erreichen. So könnte man beispielsweise einen kleineren Brocken Plutonium in den Lauf einer Art von Gewehr geben und damit einen größeren Brocken beschießen, wie es bei der Bombe von Nagasaki geschah. Man kann aber auch eine Gruppe kleinerer Teile mit einer Schale aus chemischen Explosivstoffen umgeben, damit sie bei der Detonation der Chemikalie ineinandergetrieben werden, was in der einen oder anderen Konfiguration dem Grundmodell der meisten A-Bomben entspricht.

Das war prinzipiell recht einfach. Schwierig war daran allerdings, die Bombe so zu konstruieren, daß sie nicht versehentlich zündete oder daß eine Zündung ausblieb, wenn sie ausdrücklich erwünscht war... und es mußten auch noch alle dabei erforderlichen Sicherungen und Sicherheitsvorkehrungen in ein Trägermedium eingepaßt werden, das aus einem Flugzeug abgeworfen werden konnte.

Doch alle diese Risiken hatte man bis zum Sommer des Jahres 1945 bewältigt. Nun hatten die Wissenschaftler und Techniker und Soldaten des Manhattan Projects die Befriedigung, wohl die größte von Menschen gemachte Explosion auszulösen, die die Welt je gesehen hatte, das Äquivalent von vierzigtausend Tonnen TNT, die gleichzeitig am kahlen Himmel von Hiroshima explodierten.

Nach modernem Standard war das eine kleine Bombe – sie brachte ja nicht einmal mehr Explosivkraft hervor, als es eine B-24-Bombergruppe aus dreißig Flugzeugen getan hätte, wenn sie acht bis zehn Monate lang täglich eine Mission geflogen wäre. Diese Energie wurde jedoch nicht über Monate verstreut sondern vielmehr innerhalb eines einzigen Sekundenbruchteils freigesetzt. Sie zerstörte Gebäude, fegte Brücken davon, zerkochte den Menschen, die die Explosion mitansahen, die Augäpfel und tötete Zehntausende durch die Hitzeentwicklung und die Druck-

welle.

Das war nur eine einzige Bombe.

Inzwischen gibt es auf der Welt fünfzigtausend oder mehr Atombomben, und fast alle davon sind größer, als es diese war. Einige sind sogar tausendmal stärker; denn inzwischen besitzen wir auch noch die H-Bombe.

## 11. Kapitel

Wenngleich sich ihr Organismus auf den Inseln befand, lief Rachels biologische Uhr doch immer noch nach Central Standard Time. Der Digitalwecker neben dem Bett meldete sechs Uhr dreißig. Der innere Wecker dagegen war davon überzeugt, daß es schon auf elf zuzuging – eine Schande, noch so spät im Bett zu sein – , und er duldet es nicht, daß sie wieder einschlief.

Das war schade. Sie hatte tief und fest geschlafen, traumlos – und sicher. Solange sie unter der leichten Decke zusammengekrümmt dalag, war sie in Sicherheit. Oder hatte zumindest diese Illusion; und jede Illusion lohnte sich, wenn die Wirklichkeit so widerlich war. Der widerlichste Teil war es gewesen, diesen Mann, diesen Oscar Mariguchi, oder wie immer er heißen mochte, am Flughafen zu erblicken. Oder zu *glauben*, daß sie ihn erblickt hatte, denn nachdem David dem Polizisten davon erzählt hatte, konnte niemand den Mann aufspüren.

Vielleicht war es nur ihre Einbildung gewesen?

Der Polizist hatte es offensichtlich geglaubt. Nun ja, ihre Glaubwürdigkeit war ja auch bei der Polizei inzwischen um einiges geschrumpft, seitdem sie den anderen Terroristen nicht hatte identifizieren können, wie sie es sich von ihr erhofft hatten.

Sie schob die Decke beiseite und stand auf. Da das Hotel sämtliche Kosten übernahm, bestellte sie sich Kaffee aufs Zimmer, zog sich schnell an und machte sich ein wenig ans Erkunden. David würde das für sehr unvernünftig halten, überlegte sie, denn er hatte nicht geglaubt, daß sie sich alles nur einbildete. Aber David Yanami begann langsam eine größere Rolle in ihrem Leben einzunehmen, als ihr wirklich lieb war.

Zwanzig Minuten später saß sie auf einer ungestrichenen Parkbank, in die die Namen von hundert Liebespaaren eingeschnitzt waren, auf einer kleinen Insel in der Bucht von Hilo. Hinter ihr war die kleine Brücke, über die sie gekommen war, hinter dieser wiederum ihr Hotel, jenseits davon eine ganze Reihe weiterer Hotelbauten, die sich in der aufgehenden Sonne erwärmten. Die Sonne brannte ihr heiß auf den Rücken. Es war eine hübsche

Stelle, wie sie über einen schmalen Teil der Bucht hinweg auf die abgeflachte Wölbung des Mauna Loa und auf den schrofferen, höheren Mauna Kea blickte. Sie betrachtete sie zwar bewundernd, sah dabei aber tatsächlich immer nur das Gesicht von Oscar Mariguchi. Sie sah es dreimal. Sie schaute es in jenem erstarrten Augenblick an Bord des Flugzeugs, als Esther ihm die grüne Skimaske vom Gesicht gerissen und sie selbst das erschrockene, fast jugenhaft verängstigte Gesicht des Terroristen erblickt hatte, kurz bevor er den Schuß auf Esther abgab. Sie schaute es noch einmal, wie es sie aus der Verbrecherkartei der Polizei angeblickt hatte. Ganz eindeutig dasselbe Gesicht. Und sie schaute es in jenem flüchtigen kurzen Augenblick am Flughafen.

Immer noch dasselbe Gesicht?

Sie streckte sich wohligh und verbannte diese Frage zusammen mit allen Erinnerungen an Oscar Mariguchi entschieden und gründlich aus ihrem Geist.

Es gab eine viel wichtigere Frage.

Warum hatte sie den anderen Terroristen bei der Gegenüberstellung nicht identifiziert? Gewiß, im technischen Sinne konnte sie sich nicht sicher sein, da sie sein Gesicht ja nie zuvor gesehen hatte. Doch diese tiefe, verächtliche Stimme, der riesige Kopf – so oft konnte es so etwas auf Hawaii nicht geben! Sie hätte dem Polizeileutnant wenigstens mitteilen können, was sie dachte, dann hätten sie daraus schon einen Fall machen können, wenn sie dazu in der Lage gewesen wären.

Warum hatte sie das nicht getan?

Weil sie Mitleid für ihn empfand? Lächerlich! Der Mann war ein vielfacher Mörder, und es war nur der allerwinzigste Zufall gewesen, daß er sie nicht auch umgebracht hatte. War es, weil sie sich vor der Vergeltung eines seiner Komplizen fürchtete, der noch immer auf freiem Fuß war? Natürlich. So mußte es sein. Das war, sagte Rachel sich selbst, die einzige halbwegs vernünftige Erklärung für ihr Verhalten. Damit konnte sie alles erklären. Fast alles. Alles bis auf die Tatsache, daß sie überhaupt hierher-

gekommen und sich dem Risiko ausgesetzt hatte. Doch auch das konnte sie erklären, weil sie zu Hause in St. Louis nämlich nicht darüber nachgedacht hatte, weil ihr eine kostenlose Reise nach Hawaii sehr viel besser erschienen war als der Zwang, im winterlichen Missouri über Schlammputzen springen zu müssen. So war also alles erklärt – zumindest alles bis auf die Tatsache, daß sie jetzt hier saß, ganz allein, ein hervorragendes Ziel, mit dem die Terroristen jederzeit tun konnten, was sie wollten, da doch weit und breit keine Hilfe in Sicht war.

Rachel faltete die Hände im Schoß und lehnte sich gegen die unbequemen Bretter. Wenn dem so war, lautete die andere Frage, weshalb sie keine Angst empfand –

Sie war nicht verärgert. Das Gefühl, das in ihrem Geist im Augenblick an der Oberfläche überwog, war tatsächlich ein leises Bedauern, daß sie nicht ihre Shorts und das Trägerhemd angezogen hatte, um ein wenig Sonnenbräune einzufangen. Sie saß da, während ihr Geist träge seine Selbstbefragung fortsetzte, ohne großes Interesse daran, was er entdecken könnte, und sie blieb dort sitzen, als der Verkehr auf der Küstenstraße größer wurde und die Sonne hinter ihr immer höher stieg, bis sie Schritte hörte. Selbst dann drehte sie sich nicht um. Sie wartete, bis sie sicher war, daß die Schritte sich wieder entfernten. Dann stand sie auf und musterte beiläufig den Mann im Taucheranzug mit den Schwimmflossen, der von ihr fort auf die andere Seite der Insel ging. Es war interessant, daß er kein Terrorist war, registrierte ihr Verstand; und da sie ohnehin schon gerade stand, setzte sie sich in Richtung Brücke und Hotel in Bewegung.

Sie hatte kaum den ersten Banyanbaum an der Straße erreicht, als ein Wagen plötzlich wie verrückt beschleunigte, auf der Mittellinie eine Wendung vollführte und mit aufbrüllendem Motor neben ihr bremste.

Rachel fiel ein, daß sie eigentlich überrascht darüber sein mußte, daß ihr kein Feuerstoß aus einer abgesägten Schrotflinte den Kopf abriß. Statt dessen handelte es sich bei der Fahrerin um die Polizistin, Nancy Chee. »Mrs. Chindler!« rief sie. »Wo sind Sie gewesen? Sie sollten das Hotel nicht allein verlassen. Dr. Yanami

wollte Sie abholen, und Sie waren nicht dort, da hat er mich sofort angerufen. Bitte steigen Sie ein!«

Rachel war wieder leicht überrascht, daß die junge Frau so erregt war. »Ich wollte einfach mal für eine Weile allein sein.«

»Aber das ist schrecklich gefährlich, Mrs. Chindler«, tadelte die Polizistin sie. »Sie sollten nicht allein hinausgehen! Ich bin mir nicht einmal sicher, ob Sie überhaupt allein im Hotel leben sollten, wenn wir schon gerade dabei sind. Wir haben noch ein Zimmer übrig. Wenn Sie möchten...«

»Das ist sehr nett von Ihnen«, sagte Rachel, als Nancy Chee auf dem Banyan Drive auf die Abzweigung fuhr. »Aber im Hotelzimmer geht es mir wirklich besser.«

»Aber dann wären Sie viel...«

»Nein«, sagte Rachel entschieden. Die Polizistin blickte sie an, dann stellte sie den Wagen auf dem Parkplatz ab. Bevor sie ausstieg, sagte sie:

»Wir haben Oscar Mariguchi nicht finden können.«

»Vielleicht habe ich es mir nur eingebildet, Nancy.«

»Das glaube ich nicht. Wir sind ziemlich sicher, daß er gestern früh auf der Kona-Seite gesehen wurde. Er hätte ganz mühelos hierherkommen können, um am Flughafen zu sein, als Sie und Dr. Yanami landeten. Aber wir haben niemanden am Lyman finden können, der sein Bild wiedererkannt hätte.«

»Er weiß, daß ich ihn gesehen habe – falls er es wirklich gewesen sein sollte –, deshalb ist er wahrscheinlich inzwischen ohnehin schon tausend Meilen fort«, sagte Rachel tröstend.

»Nicht auf dieser kleinen Insel«, widersprach die Polizistin. Sie führte sie in die Empfangshalle des Hotels, den Blick auf jeden geheftet, der zu sehen war, und in jede Nische hineinspähend.

Rachel begriff, daß sie der Sergeantin einen Schrecken eingejagt hatte. So war sie weniger überrascht, als David Yanami auf sie zukam und dabei schwitzte und keuchte, soeben von einem Rundgang durch das Hotelgelände zurückkehrend, mit dem er

sich davon hatte überzeugen wollen, daß ihre Leiche nicht im Swimmingpool trieb oder hinter einer Blütenschweifhecke lag.

»Es tut mir wirklich leid, Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet zu haben«, teilte sie den beiden mit. »Möchten Sie etwas frühstücken?«

Sie sahen einander an, dann lehnten beide ab. »Ich sollte zurück aufs Revier«, meinte Chee. »Möchten Sie nicht doch mitkommen, Mrs. Chindler? Es ist zwar nicht sonderlich luxuriös, aber...«

»Ich mag Polizeireviere eigentlich nicht besonders«, erwiderte Rachel lächelnd.

»Dann kommen Sie mit mir«, entschied David. Und an die Sergeantin gewandt: »Ich werde dafür sorgen, daß sie die ganze Zeit in Begleitung ist.«

»Wenn Sie sicher sind...«, sagte Chee zweifelnd.

»Das bin ich«, gab Rachel zur Antwort. »So wäre es mir sehr viel lieber. Steht Ihr Wagen dort draußen im Halteverbot, David?«

So war es. »Den Vorfall von gestern machen sie gerade zu einer Bundesangelegenheit«, knurrte er, als er ihr beim Einsteigen behilflich war. »Also muß ich einen Bericht schreiben. Ich hatte mir eigentlich überlegt, daß ich Sie mitnehmen wollte, um den Morgen bei Kushi zu verbringen, aber sie möchte uns heute abend zum Essen dort haben, und das wäre vielleicht mehr Zeit, als Sie mit ihr verbringen möchten. Aber Frank Morford wollte Ihnen ja ohnehin mal seine Projekte zeigen...«

»Das war der, den ich bei Ihnen zu Hause kennengelernt habe?«

»Das ist richtig, Rachel. Er ist ein sehr netter Mann, gerade geschieden...«

Rachel zuckte die Achseln. »In Ordnung.« Beiläufig blickte sie aus dem Fenster. Wie ärgerlich, daß jemand, den man kaum kannte, versuchte, einen mit jemandem zu verkuppeln, den man

überhaupt nicht kannte! Es gelang ihr, eine ganze Menge Empörung darüber zu entwickeln, die sämtliche Sorgen unterdrückte, die sie sich im Hinterkopf über Terroristen oder ihren plötzlichen Tod oder darüber gemacht hatte, weshalb sie für Sergeant Chee nicht den Entführer identifiziert hatte.

Der Grund, aus dem Frank Morford von Sternen zu Computern übergewechselt hatte, hatte nichts mit seinen Karriereplänen zu tun. Es spiegelte nicht einmal sein Interesse wider. Er mochte die Sterne immer noch. Das solare und siderische Universum entzückte ihn mehr als Silikonchips, aber es war so weit entfernt. Man konnte es zwar betrachten, aber nicht berühren. Vor allem aber konnte man es nicht formen, verändern oder verbessern, und Frank Morford war ein Mann, der die Dinge gern in den Griff bekam.

Er mochte seinen alten Lehrer, David Yanami – mochte ihn wahrscheinlich mehr als jeden anderen lebenden Menschen, da er keine Familie mehr hatte. Da war einmal eine Ehefrau gewesen, die er wirklich sehr gemocht hatte! Doch sie war fortgegangen. Die Zuneigung reichte nicht bis Fargo, North Dakota. Ausgerechnet North *Dakota!* Es war ja schon schlimm genug, daß sie ihn wegen eines Mannes verlassen hatte, der älter war als er, ärmer, ja sogar, verdammt, langweiliger als er – aber dafür hatte sie auch noch die Paradiesinsel des Pazifik verlassen, nur um nach North *Dakota* zu gehen. Hätte es eine niederschmetternde Ablehnung geben können?

Allerdings hatte sie ihm noch nicht sein Interesse an Frauen geraubt.

Das war ein völlig anderes Problem. So sehr er David mochte, hatte Morford mit ihm doch einige harte Worte wegen dieser neuen Malahinifrau gewechselt, wegen Rachel Chindler. Das schlimmste – nein, das zweitschlimmste – nein, das *drittschlimmste daran*, abgeschoben worden zu sein, nachdem man erst die wirklich schlimmen Sachen hinter sich hatte, die verletzte Eitelkeit, das leere Bett – das drittschlimmste war die Art und

Weise, wie man dadurch zum Freiwild wurde. Man wußte, daß man ein großer, leuchtender Blinker auf dem Radar ungebundener Frauen war, die das nicht länger bleiben wollten, und daß die besten Freunde dabei kooperierten, einen in ihre Arme zu treiben. Diese Rachel Chindler mochte ja ganz nett sein. Wenn er ihr von allein begegnet wäre, hätte er zweifellos mit Interesse über die Aussicht nachgedacht, sie wenigstens ein- oder zweimal mit ins Bett zu nehmen. Aber nicht mit David und Kushi als Zuschauer, und sei es auch nur im Geiste, so wenig sie auch physisch im Schlafzimmer anwesend sein mochten.

Außerdem war sie auf Davids Party unhöflich zu ihm gewesen. Als David ihn also an diesem Morgen geweckt hatte, um ihn zu fragen, ob er die Frau ein paar Stunden beschäftigen könne, während David versuchte, sich aus irgendeiner Verletzung der Flugvorschriften herauszureden, hatte Morford zwar nicht ablehnen können, war aber böse darüber, daß er dazu gezwungen war, ja zu sagen. Er war immer noch knurrig, als er mit dem Fahrrad den Hügel hinauf auf den Campus fuhr, doch als er erst einmal auf dem Gelände war, hellte sich seine Stimmung wieder auf. Er liebte seine Schule. Trotz allem war es doch eine recht anziehende Aussicht, jemanden zu haben, vor dem man damit prahlen konnte.

Für eine Schule, die einmal als subventioniertes Landcollege begonnen hatte, das sich hauptsächlich damit befaßte, den Plantagenleuten beizubringen, was man wieder in den Erdboden hineingeben mußte, um weiterhin Zuckerrohr aus ihm herauszuholen, hatte sich die Hilo State doch recht ordentlich weiterentwickelt. Die Vulkane lagen direkt vor der Haustür, so daß es nahe lag, die geologischen Wissenschaften in den Lehrplan aufzunehmen. Der Ozean war auch da: Meeresbiologie, Hydrologie und alle verwandten Disziplinen ließen sich leicht einführen. Der Mauna Kea ragte am Ende der Straße empor, eine Plattform von zwölftausend Fuß Höhe, auf der sich Teleskope aufstellen ließen. Kanada, Frankreich und England, die keine eigenen geeigneten Berge hatten, borgten sich dort Gelände, um ihre Instrumente zu errichten. So war es billig und einfach gewesen, der Universität eine bedeutende Fakultät für Astronomie anzugliedern. Es gab

auch noch andere Vorteile. Es war nicht nur das Vorhandensein der Berge, des Meeres und der Teleskope. Als wertvollstes Kapitel hatten sich schließlich die Leute erwiesen, die gekommen waren, um mit ihnen zu arbeiten. Zur eigenen Überraschung hatte sich die Hilo State zur erstklassigen wissenschaftlichen Hochschule entwickelt. Na ja, vielleicht doch nicht gerade erstklassig. Dazu war sie immer noch ein wenig zu klein. Aber es war auf jeden Fall eine Institution, die man gleich nach Stanford und Cambridge und dem M.I.T. nennen mußte. Die Computerabteilung hatte sich logischerweise aus den anderen entwickelt, denn wie hätte man sonst ihre gesammelten Daten verarbeiten sollen?

Allerdings war das Leben nicht nur auf Rosen gebettet. Frank Morfords Büro befand sich am äußersten Rand des Campus, weil die Universität einen Plan erstellt hatte, ihr eigenes Silicon Valley oder ihre eigene Route 128 zu entwickeln, mit einer besseren Aussicht als Kalifornien und einem besseren Klima als Boston. Das hatte nicht funktioniert – jedenfalls bisher noch nicht – , und so hatte Morford einen langen Spazierweg vom Parkplatz bis zu seinem Gebäude. Er traf auf David und die Chindler Malihini, wie sie gerade durch die Vordertür traten, als er von hinten hereinkam. »Ich komme so schnell zurück, wie ich kann, Frank. Spätestens gegen Mittag«, versprach David Yanami. *Mittag!* Das bedeutete ja drei Stunden! Was sollte man nur drei lange Stunden mit einer wildfremden Frau anfangen?

Na schön, alles der Reihe nach. »Mal sehen, ob die hier schon Kaffee gemacht haben«, sagte er zu Rachel Chindler, als David aus der Tür hastete.

Tatsächlich war es überhaupt nicht schlimm. Rachel Chindler war in einem vernünftigen Alter. Sie hatte einen Ehemann gehabt, so wie Morford eine Ehefrau gehabt hatte, und es war ihnen beiden dabei dreckig gegangen – eine handfeste Verbindung. Sie war bereit, über alles zu reden, was Morford einfiel, und so verbrachten sie zwei Tassen Kaffee damit, über die tausend Touristenattraktionen von Big Island zu diskutieren – nein, Morford erklärte vielmehr, und Rachel hörte zu. Erst als ihm ein-

fiel, daß sie diese ganze Chose wahrscheinlich schon einmal gehört hatte, ja daß er an der Neujahrsabendparty genau die gleichen Dinge gesagt hatte, brach er ab. Sie waren weit genug in das häusliche Elend des anderen eingedrungen, um sich nun erst einmal zurückzuhalten. Das nächste Thema, das für beide interessant sein könnte, wären wohl die Terroristen, doch er glaubte, daß das für sie wohl etwas zu schmerzhaft sein würde. Also überlegte er und stellte seine Vermutungen nicht auf die Probe, indem er Rachel danach fragte, was sie darüber empfand.

Statt dessen versuchte er es mit einem anderen Angang. »Mrs. Chindler«, sagte er, schüchtern lächelnd, »würden Sie gerne einmal sehen, wie die Welt unterging?«

Sie blickte ihn genauso an, wie er es erwartet hatte, erschrocken. »Ich meine die kretazeische Katastrophe«, erklärte er. »Das war die Zeit, als alle Dinosaurier ausstarben, etwa vor siebzig Millionen Jahren. Ich habe dazu eine Computersimulation entwickelt, für... äh... eine Behörde. Möchten Sie sie einmal sehen?«

Entweder war sie ehrlich interessiert oder angenehm höflich. »Oh, darf ich?«

»Überhaupt kein Problem«, sagte er, dabei die Wahrheit allerdings ein wenig beugend. Genaugenommen nicht nur ein wenig. Es gab nämlich doch ein Problem. Die Simulation war von den Regierungsleuten, die sie in Auftrag gegeben hatten, mit höchster Geheimhaltungsstufe klassifiziert worden, sie diente ihrem Project Vulcan. Doch Frank Morford war nicht der Mann, der sich von irgendwelchen Bürokratenstempeln beeindrucken ließ, und außerdem – wie sollte irgend jemand davon erfahren, wenn er dieser harmlosen Besucherin das Band zeigte? Er sagte: »Die Theorie besagt, daß ein großer Asteroid damals auf der Erde aufschlug, so um 70.000.000 v.Chr. Sein Aufprall hat soviel Staub aufgewirbelt, daß der Himmel mehrere Jahre verdunkelt wurde. Ohne Licht ist alles abgestorben. Es gibt noch eine weiterentwickelte Variante der Theorie, die besagt, daß die Stelle, wo der Asteroid einschlug, die heutige Insel Island ist.«

»Gab es auf Island Dinosaurier?«

Er erwiderte ungeduldig: »Nein, natürlich nicht, dafür ist es zu jung. Island hat sich aus unterseeischen Vulkanen aufgebaut, genau wie Hawaii. Genau darum geht es auch. Man spekuliert, daß es an der Stelle, wo der Asteroid aufprallte, einen Vulkan gab, so daß er nicht nur durch kinetischen Zusammenstoß Trümmer emporschleuderte sondern gleichzeitig auch noch eine riesige Vulkanexplosion auslöste. Erinnern Sie sich an Mount Saint Helens? Dort geschah der große Ausbruch, als die Flanke des Bergs durch einen Erdbeben geschwächt wurde und das ganze in seinem Inneren komprimierte Material ausbrach. Schön. Bei der Islandtheorie geht es nun darum, daß gleichzeitig beide Arten von Explosionen stattfanden, verstehen Sie?«

»Ich denke schon«, sagte Rachel und sah Morford zu, wie dieser am Computer arbeitete.

»Jedenfalls«, sagte er, über seine Tastatur gebeugt, »bin ich Berater für dieses Regierungsprogramm, und die haben mich gebeten, die theoretische Islandepisode einmal zu simulieren, nur eben so umgeschrieben, als hätte der Aufprall hier auf Hawaii stattgefunden.«

»Warum wollen die denn so etwas?« Er hob den Blick und schüttelte belustigt den Kopf. Wer konnte schon wissen, weshalb Behörden irgend etwas in Auftrag gaben? besagte die Geste. »Könnte das wirklich passieren? Ich meine, könnte einer dieser Vulkane auf diese Weise in die Luft gehen?«

Morford zögerte. Er wollte ihr eine überzeugende Antwort auf die Frage geben – wollte ihr sagen, wie töricht die Vorstellung war, daß man einen Schildvulkan überhaupt mit irgend etwas in die Luft jagen könnte – , aber immerhin nahm er sich *tatsächlich* Freiheiten mit Geheimmaterial heraus. Die Vulcan-Leute hatten eine Menge Einfluß. Er ging einen Kompromiß ein, indem er sie angrinste und »Ich hoffe nicht«, sagte. Dann sah er sich im Raum um. »Ich werde es Ihnen auf dem großen Schirm vorführen, damit Sie die Einzelheiten sehen können, Mrs. Chindler, aber das geht besser, wenn wir den Raum ein bißchen verdun-

keln. Könnten Sie bitte für mich die Jalousien herunterziehen?»

Sie tat es, bis sie auf der einen Seite die Bucht, auf der anderen Mauna Loa aus dem Gesichtsfeld ausgesperrt hatte. »Es handelt sich hierbei um ein Höchstisikoszenario«, sagte er gerade. »Ich habe das vermutete Volumen und die Geschwindigkeiten der Island-Situation genommen, dazu die gleiche Verteilung schwerer Feststoffe, Staub und Gase, nur daß ich die lokalen Windbedingungen und Höhenluftverhältnisse eingebaut habe – fertig? Na schön, es geht los.«

Der »große Schirm« war eigentlich gar nicht so groß; tatsächlich sah er aus wie der 24-Zoll-Fernseher in Rachel Chindlers Wohnzimmer, nur daß er nicht Johnny Carson zeigte. Statt dessen erschien darauf eine Weltkarte in Mercatorprojektion, wobei der Pazifik allerdings im Mittelpunkt lag. Die hawaiianischen Inseln waren rote Flecken mitten im Meer. Rechts sah man die Umrisse Nord- und Südamerikas, zur Linken die riesigen eurasischen Landmassen mit Australien und Neuseeland in der unteren Ecke der Halbinseln und Inselketten Indochinas. Rechts am Schirm erschien ein diamant heller weißer Fleck, der sich auf Hawaii zubewegte. »Das ist der Asteroid«, erklärte Morford. »Nach dem Aufprall sehen wir die Staubwolke in Gelb.«

»Ich verstehe«, sagte Rachel höflich. Was dieses Programm am meisten von allem unterschied, was sie in ihrem Wohnzimmer zu sehen pflegte, war die Tatsache, daß es stumm ablief. Geräuschlos zog der grelle Asteroidenfleck über den Kontinent und das Meer. Geräuschlos explodierte der rote Fleck von Hawaii in einem gleißenden goldenen Lichtblitz. »Wir sind soeben in Schutt und Asche verwandelt worden«, erklärte Morford. Immer noch ohne jeden Ton verdeckte eine wogende Wolke die Inseln und wurde immer größer.

Die goldene Wolke breitete sich aus. Zu Anfang verteilten die tieferen Winde sie harmlos über den breiten Pazifik. Dann begannen die Strömungen in der oberen Atmosphäre damit, sie gnadenlos in Richtung des nordamerikanischen Festlands zu zerren. Erst wurden Portland und Seattle davon überzogen, dann die Gebirgsstaaten. Butte und Omaha und Kansas City wurden

von dem Schleier bedeckt, ebenfalls Chicago und Detroit, und er breitete sich immer mehr aus, je weiter er sich bewegte. Los Angeles und Phoenix und Albuquerque lernten unerwartet einen bedeckten Himmel kennen. Dort, wo die Wolke hinkam, verschwand sie auch nicht mehr. Ihre ersten Ausläufer erreichten die Ostküste, legten sich über Boston und New York und Richmond, dann zog sie sich über den Kartenrand hinaus und erschien auf der gegenüberliegenden Seite wieder, um Irland, England, Skandinavien und Frankreich zu bedecken. Sie verschwand nicht mehr. Am unteren Teil der Karte, direkt oberhalb der antarktischen Amundsen-Bucht, verkündete eine Digitalanzeige die Zeit in Tagen und Stunden und damit die Ausbreitungsgeschwindigkeit. In neun Tagen erreichten die ostwärts sich ausbreitenden Wolken in der hohen Atmosphäre die anderen, die über dem Pazifik kreisten, und verschmolzen mit ihnen, bis Tahiti und Bora Bora von für die Jahreszeit untypischen Regenschauern heimgesucht wurden. Dann hörte der Regen auf. Die Wolken blieben.

Die Wolken blieben, konsolidierten ihre Eroberung des irdischen Himmels und ergossen sich über den Äquator in die südlichen Gebiete. Die Digitalanzeige wies zwei Wochen aus, zehn Wochen, fünfzig Wochen, einhundert Wochen, zweihundert Wochen...

An diesem Punkt, am Ende des vierten Jahres des simulierten Ereignisses, begann die Wolkenschicht sich langsam aufzulösen. Erstmals zeigten sich wieder freie Flecken am Himmel, als die Partikel sich bündelten und herabfielen.

Doch inzwischen wäre ein sonnenhungriger Planet ausgestorben gewesen.

»Sie können jetzt wieder die Jalousien hochlassen«, sagte Frank Morford.

»Das war sehr interessant«, sagte Rachel und leistete seiner Aufforderung Folge. Als sie sich umdrehte, sah sie, wie Morford auf seine Uhr blickte. »Mr. Morford?

Ich weiß, daß Sie beschäftigt sind, und ich komme wirklich auch allein zurecht. Was halten Sie davon, wenn ich mich draußen ins Wartezimmer setze, bis David kommt, um mich abzuho-

len?«

Morford zögerte. »Eigentlich«, gestand er, »müßte ich bald eine Konferenzschaltung wegen eines Zuschusses in die Wege leiten.«

»Na bitte.«

»Aber es wäre mir wirklich lieber, wenn Sie hierblieben, falls Sie nichts dagegen haben. Dort hinten gibt es Zeitschriften.« Er deutete mit einer Handbewegung auf die Regale. »Viele davon sind ziemlich wissenschaftlich, aber da gibt es immerhin auch den *Scientific American* und *Omni* und ein paar andere...«

»Ich komme schon zurecht«, versicherte Rachel.

Was für eine bemerkenswert gehorsame Frau sie doch war, dachte Morford, als er die drei Leute an der Universität von Hawaii anrief, mit denen er die Verwendung eines N.A.S.-Zuschusses diskutieren mußte. Wie viele erwachsene Frauen würden sich so ruhig herumkommandieren lassen? Sie hatte die oberste Zeitschrift vom Stapel genommen, blätterte darin – es war *Nature*, aber was würde ihr die Lektüre bringen können...

Dann mußte er sich mit der Frage auseinandersetzen, ob die Hilo State oder die U.H. als Hauptempfänger des Zuschusses gelten sollte, so daß er es kaum bemerkte, als eine Sekretärin in der Tür erschien und mit Rachel Chindler sprach. Die Frau kam zu ihm herüber. Zerstreut hob er den Kopf. »David wartet auf mich am Parkplatz«, sagte sie. »Danke, daß ich Ihnen Gesellschaft leisten durfte.« Er winkte höflich, doch sein Geist war voll und ganz mit den dreihundertfünfzigtausend Dollar Zuschuß beschäftigt. Und so blieb es auch, bis eine Stunde später David Yamami erschien und erst gereizt, dann in Panik bestritt, daß er jemals angerufen habe, um zu sagen, daß er Rachel auf dem Parkplatz treffen wolle.

## 12. Kapitel

Das, was eine Wasserstoffbombe zur Explosion bringt, ist das gleiche Prinzip, das die Sonne leuchten läßt: die Diffusion zweier Atome des leichtesten Elements, Wasserstoff, zu einem Atom des zweitleichtesten, Helium. Dabei handelt es sich um eine ›thermonukleare‹ Reaktion, und wie das Präfix ›thermo‹ schon besagt, geschieht sie nur unter Einsatz sehr großer Hitze.

Außerdem ist dazu großer Druck erforderlich. Im Kern eines Sterns wie der Sonne werden diese Bedingungen leicht erfüllt, wo das gewaltige Gewicht des Sterns selbst den Kern bis zum kritischen Punkt zusammenpreßt, um gleichzeitig aber auch den Explosionsprozeß zu dämpfen, so daß die Sonne für uns aus bequemen 93 Millionen Meilen Entfernung nur wie ein helles Licht aussieht, das keinerlei Hinweis auf die gewalttätigen Kräfte bietet, die in seinem Innern wüten.

Solche Bedingungen gibt es auf der Erde von Natur aus nicht, nicht einmal in ihrem Innern. Damit eine H-Bombe funktionieren kann, müssen sie künstlich hergestellt werden. Es gibt nur eine praktische Möglichkeit, dies zu bewältigen: Man muß zuerst eine gewöhnliche Plutonium- oder Uran-235-Atombombe zünden, um die damit erzeugte gewaltige Hitze und den Druck dazu zu nutzen, die zögerliche, aber weitaus mächtigere Fusionsreaktion auszulösen.

Das ist das ›Grundgeheimnis‹ der Wasserstoffbombe. Der Rest ist ein technisches Problem.

Gewiß, die technischen Anforderungen sind enorm komplex.

Zum einen kann man für eine Wasserstoffbombe nicht den selben vertrauten Wasserstoff verwenden, wie man ihn in Mendeljevs Periodensystem der Elemente findet. Dort besitzt er die einfachste Struktur, die ein Atom haben kann – ein Proton im Kern, ein Elektron in der Umlaufbahn. Das ist das Element, aus dem unser Trinkwasser besteht, und es ist mit Abstand die am weitesten verbreitete Substanz im Universum. Auch gewöhnlicher Wasserstoff läßt sich zur Fusion bewegen, doch nur im Kern einer Sonne. Für militärische Zwecke ist es zu schwierig und zu

langsam, seine Reaktion auszulösen.

Doch die meisten Elemente existieren in Form von Isotopen – also mit derselben Zahl von Elektronen und Protonen wie die einfache Form, aber im Kern mit einem oder mehr zusätzlichen Neutronen bestückt. Chemisch betrachtet gleichen die Isotope der Urform. Physikalisch gesehen sind sie auf Grund ihrer zusätzlichen Neutronen schwerer als die einfache Form. Der Wasserstoff besitzt zwei wichtige Isotope. Mit einem zusätzlichen Neutron nennt man ihn Deuterium, mit zweien, Tritium.

Deuterium und Tritium fusionieren leichter als einfacher Wasserstoff. Damit stellen sie den Sprengstoff dar, der die H-Bombe zur Explosion bringt. Allerdings sind sie nicht leicht zu handhaben. Beides sind Gase, was Probleme bei der Lagerung und der Komprimierung bis zum Punkt der Fusion mit sich bringt. Tritium ist zudem giftig radioaktiv.

Für diese Probleme gibt es eine elegante Lösung. Das metallische Element Lithium fusioniert schnell, wenn es mit Neutronen bombardiert wird, was in Gegenwart einer A-Bombe geschieht, und wenn es sich spaltet, bringt es soviel Tritium hervor, wie man braucht. Zudem verbindet sich Lithium sehr gut mit Wasserstoff zu Lithiumhydrid – oder, um das wirkungsvollste Isotop dieser beiden Elemente zu nehmen, zu Lithium-6-Deuterid. In seiner am leichtesten zu handhabenden Form ist Lithium-6-Deuterid ein schwerer, gräulicher Sand; er ist leicht zu lagern und verteilt sich bei der Fusion hochexplosiv.

Damit ist das erste Problem gelöst. Es gibt noch weitere.

Der Überdruck bei einer A-Bomben-Explosion reicht durchaus, um das Lithium-Deuterid zusammenzupressen. Ihre Strahlung reicht aus, um die Fusionsreaktion auszulösen. Schwierigkeiten macht allerdings die Tatsache, daß beide Effekte in der falschen Reihenfolge auftreten. Denn *zuerst* muß der Treibstoff unter Druck gesetzt werden; erst *dann* sollen Hitze und Strahlung ihn entzünden. Doch die Strahlen bewegen sich schneller als die Druckwelle. Bließen sie sich selbst überlassen, würde die Reaktion zu schnell einsetzen, würden die Fusionselemente sich bereits

ausdehnen, bevor der Explosionsdruck sie komprimieren könnte.

Die Lösung: Man befestige einen schweren Metallpuffer zwischen A-Bomben-Zünder und H-Bomben-Treibstoff, so daß der Treibstoff lange genug von der Strahlung abgeschirmt wird, um komprimiert zu werden. (Wenn man schon dabei ist, sollte man diesen Schild aus Uran anfertigen – ja man sollte überhaupt so viele strukturelle Teile der Apparatur aus Uran anfertigen, wie möglich.) Uran-238 ist normalerweise nicht explosiv und daher vergleichsweise billig; unter diesen Bedingungen spaltet es sich ebenfalls und bringt seine eigene Energie in die Explosion mit ein. Die ist nicht zu vernachlässigen. Etwa die Hälfte der Energie einer H-Bombe stammt aus der Spaltung des Urans und Plutoniums, die sie enthält.

Das nächste Problem: Wenn die Druckwelle direkt auf das Lithium-Deuterid trifft, ist es wahrscheinlicher, daß sie es einfach wegsprengt, anstatt es an Ort und Stelle zu komprimieren. Folglich muß eine Möglichkeit gefunden werden, diese nach außen drängende Explosionsenergie in einen nach innen gerichteten Druck umzuwandeln.

Die Lösung: Man fülle den ansonsten frei bleibenden Raum um das Lithiumdeuterid mit irgendeiner Substanz – dazu genügt entsprechend behandelter Schaumstoff – , die durch die A-Bomben-Explosion sofort in Plasma umgewandelt wird, das den H-Bomben-Treibstoff heiß und heftig zusammenpreßt.

Und um sicherzugehen, daß das Lithiumdeuterid sofort verschmilzt, steckt man in die Mitte (so wie man einen Strandschirm stabilisieren kann, indem man seinen Stiel in eine mit Sand gefüllte Tonne steckt) einen Dorn aus spaltbarem Uran-235 oder Plutonium, damit die Sekundärexplosion dieses Dorns das Lithiumdeuterid sofort entzündet.

Jetzt ist die Bombe fertig.

Es sind noch zahlreiche Verfeinerungen möglich. Will man den radioaktiven Fallout reduzieren, um eine (relativ) saubere Bombe herzustellen, ersetzt man soviel wie möglich von dem Uran durch ein anderes schweres Metall, das sich nicht so leicht spal-

tet – beispielsweise Tungsten. Will man einen noch bösartigeren Fallout erzeugen, ersetzt man es durch Kobalt. Will man die Explosionsgröße genau an das gewünschte Ziel anpassen, was als >Dial-a-blast<-Prinzip bezeichnet wird, sorgt man dafür, daß entsprechend viel Deuterium und Tritium beim Scharfmachen der Bombe hineingepumpt werden kann. Man kann eine H-Bombe beliebiger Größe bauen, indem man einfach weitere Zutaten hinzufügt. Einhundert Megatonnen wurden bereits erreicht. Nach oben scheint der Größe einer H-Bombe keine Grenze gesetzt zu sein, mit möglicher Ausnahme von Chandrasekhars maximaler Sonnengröße.

Eine H-Bombe muß nicht sonderlich groß sein. Ein Zylinder von der Größe eines Haushaltsmülleimers kann eine Bombe aufnehmen, die eine Sprengkraft von etwa zwanzig Millionen Tonnen TNT besitzt, genug, um die meisten Städte auszulöschen...

Und mehr als genug, um einen unterseeischen Vulkan seitlich aufzubrechen.

## 13. Kapitel

An der Orchideenfarm vorbei, vorbei auch an der Macadamia-  
nußplantage, hinaus aus dem Verkehr und den Abhang des Mau-  
na Loa hinauf, fuhr der Junge den Honda-Lieferwagen, geschickt  
und mühelos, die Konzentration offensichtlich nicht aufs Fahren  
gerichtet. Der Lieferwagen war ein Wrack. Rachel konnte von  
ihrem Sitz aus erkennen, daß der rechte Kotflügel fehlte, ebenso  
die Hälfte der Instrumente am Armaturenbrett; an ihrer Stelle  
klafften nur Löcher. Es war ein Farmwagen, wie ihn die Zucker-  
rohrbauern auf ihren privaten Feldwegen benutzten und nie dem  
öffentlichen Verkehr aussetzten. »Machen Sie sich eigentlich kei-  
ne Sorgen wegen der Polizei?« fragte Rachel, Konversation ma-  
chend, wie sie es mit einem der Collegestudenten getan hätte,  
der auf ein Buch wartete, um seine Semesterarbeit schreiben zu  
können – es war der scherzhafte Vorwurf einer älteren Person.  
Der Junge wandte ihr zwar nicht den Kopf zu, doch dauerte es  
einen Augenblick, bevor er antwortete.

»Wegen der Polizei machen wir uns keine Sorgen, Mrs. Chind-  
ler.«

»Ich meine wegen einer Fahrzeugkontrolle«, erklärte sie. »Gibt  
es sowas hier auf Hawaii nicht?«

Diesmal grinste er. »Hier wird nicht viel Streife gefahren, Mrs.  
Chindler.« Sein Grinsen war ungewöhnlich. Er war ein gutausse-  
hender Junge, sehr viel mehr Haole als Hawaiianer oder Asiate,  
aber mit der goldenen Haut und den dunklen, leuchtenden Au-  
gen der Strandjungen. Wenn er lächelte, sah er allerdings aus  
wie ein Wolf. »Hier biegen wir ab«, verkündete er mit einem  
Blick in den Rückspiegel. Es war kein anderer Wagen in Sicht.  
Sie bogen in eine Einfahrt ab, die anscheinend nicht oft benutzt  
wurde, denn über den Asphalt verstreut lag dahingewehtes, un-  
zerdrücktes Grünzeug. Vor einem mit Brettern verschalteten Haus  
bogen sie auf einen Park- und Wendepplatz, dann drosselte der  
Junge die Zündung. »Ich habe Ihnen nicht die ganze Wahrheit  
erzählt, Mrs. Chindler«, sagte er. »Onkel David hat mir zwar ge-  
sagt, daß ich Sie abholen soll, aber daß Sie bei Kushi bleiben

sollen, stimmte nicht. Dort würde man Sie als erstes suchen.«

Rachel nickte gelassen. Sie musterte ihre Umgebung. Als erstes fiel die Ruhe auf – nicht das leiseste Geräusch, bis auf ein leichtes Scharren der Äste und Blätter im unentwegten Wind. Das Haus sah aus, als hätte es ein Feuer mitgemacht, und das Grünzeug in seiner Umgebung war seit Monaten nicht mehr gepflegt worden. Die Anthurien waren hochgewachsen, und die Kokospalmen hatten grünlichgelbe Samenkapseln auf die Zufahrt fallen lassen. »Ich habe mir schon gedacht, daß mit der Sache irgend etwas nicht stimmt«, bestätigte sie, »denn David hat mir erzählt, daß wir erst heute abend zu ihm nach Hause gehen würden und nicht tagsüber. Ich glaube nicht einmal, daß Kushi zu Hause ist.«

Der Junge sah sie verblüfft an. »Und dennoch sind Sie in meinen Wagen eingestiegen?« fragte er vorwurfsvoll. »Wirklich, Mrs. Chindler, Sie müssen vorsichtiger sein! Was, wenn ich einer der Entführer gewesen wäre? Ich hätte ja Kanaloa persönlich sein können!«

»Ist das sein Name? War das der Mann bei der Gegenüberstellung? Der jetzt im Gefängnis ist?«

»Der heute morgen gegen Kautionsfreilassung wurde«, berichtete der Junge sie heftig. Er sah auf die Uhr, dann faßte er sich wieder. »Ich wollte Sie nicht anschreien«, entschuldigte er sich charmant – bewußt charmant. »Nun ja. Wie gefällt Ihnen Hawaii bisher?«

Rachel pflückte einen grünen Zweig aus dem Laubwerk. »Es ist schön.«

»Ich meinte nicht die Landschaft, ich meinte uns verrückte Hawaiianer. Jemand wie meine Ur-Ur-und-so-weiter-Großmutter muß für Sie doch eine beachtliche Erfahrung gewesen sein.«

Rachel flocht das Grünzeug durch ihre Finger. Es roch nach Tropen. »Ich mag Kushi sehr«, erklärte sie und musterte ihn dabei nachdenklich.

»Natürlich tun Sie das«, erwiderte er grinsend. »Das tut jeder.

Sie ist praktisch eine Touristenattraktion, mit ihren ganzen Geschichten über das alte Hawaii und die Götter und die Helden.«

Wenn der Junge dazu entschlossen war, Konversation zu treiben, war Rachel bereit mitzumachen. »Ich glaube, davon hat sie mir nichts erzählt.«

»Nicht? Nicht einmal etwas über mich?« Der Junge lächelte verschwörerisch. »Man nennt mich Lono, Mrs. Chindler. Es ist eine Art Spitzname. Das war einer der obersten Götter, zusammen mit Kane und Ku. Einer, der wirklich was getan hat, wissen Sie? Und als ich jung war, haben sie geglaubt, daß aus mir mal etwas werden würde – ich schätze, in letzter Zeit war ich für sie wohl eine Enttäuschung.«

»Oh, bestimmt nicht«, widersprach Rachel höflich.

Er zuckte die Achseln. »Kushis Lieblingsgottheit ist natürlich Pele. Ich schätze, Kushi war schon eine Feministin, als es sowas noch gar nicht gab. Pele war nämlich weiblich.«

Rachel legte die entsprechende Miene höflichen Interesses an den Tag; ermutigt fuhr Lono fort: »Sie müssen daran denken, Mrs. Chindler, daß die Legenden für uns Hawaiianer das sind, was einer richtigen Geschichte am nächsten kommt. Bevor die Missionare kamen, kannten wir keine Schriftsprache. Unsere Historiker waren alles Dichter – wie Homer. Sänger haben die Meles vorgetragen, das sind die traditionellen, historischen Gesänge, andere Sänger haben zugehört, und dann sind sie fortgegangen, um sie irgendwo anders vorzusingen. So gut sie sich erinnern konnten. Es gibt fünfundzwanzig verschiedene Geschichten darüber, wie Pele, die Vulkangöttin, nach Hawaii kam, und mindestens hundert weitere über ihre Schwestern und ihre Geliebten und ihre Feinde – alles Geschichten, die sich gegenseitig widersprechen.«

»Aber alle interessant«, murmelte Rachel. Obwohl der Junge direkt mit ihr sprach, behielt er den Blick auf alles andere gerichtet – die Straße beobachtend, zum Himmel emporblickend, mit den Augen durch den unkrautüberwucherten Garten schweifend.

Lono lachte, sah sie immer noch nicht an. »Wir hatten mal einen Haole-Astronomen hier«, sagte er. »Franzose. Vom großen Teleskop auf Mauna Kea. Kushi hat ihm alles über Astronomie erzählt, nach hawaiianischer Art – über die Erschaffung der Erde und der Sterne und Planeten – , nichts von diesem Urknall-Zeug, das können Sie mir glauben! Wissen Sie, weshalb der Himmel nachts schwarz ist? Weil er einmal heruntergefallen ist und mit einem schlammigen Stock wieder aufgerichtet wurde. Und die Sterne, das sind, entschuldigen Sie, Mrs. Chindler, übriggebliebene Spritzer des masturbierenden Himmelsgotts.« Jetzt sah er sie direkt an. »Und einmal hat es der Haigott mit einem Schwein getrieben, und so wurden die berühmten Humahumanukanukaa-puaa geboren.«

»Die waren sehr an Sex interessiert«, bemerkte Rachel.

»Das waren sie. Und Kushi auch, das heißt, inzwischen wohl eher theoretisch – ich *glaube* jedenfalls, daß es theoretisch ist.«

Vorsichtig fragte Rachel: »War Kanaloa auch der Name eines Gottes?«

Lonos Miene versteinerte. »Wer?«

»Kanaloa. Der Terrorist bei der Gegenüberstellung. Von dem Sie gesagt haben, daß er gerade gegen Kaution freigekommen ist. Hatte der auch einen Götternamen?«

Mürrisch antwortete der Junge: »Das ist eigentlich kein richtiger Göttername. Es ist der Name zweier alter Prinzen von Hawaii. Sie waren sehr tapfer.«

Rachel nickte. »Das erscheint mir passend. Ich nehme an, daß man sehr viel Mut braucht, um Terrorist zu sein.« Sie lehnte sich zurück, in der Sonne schläfrig geworden.

»Tatsächlich«, fuhr sie fort, »war es das, worüber Kushi und ich uns unterhielten, mehr als über die alten Götter. Über die Maui Mau-Mau und das Kamehameha Korps und die anderen.«

Die Augen, die noch einen Moment zuvor humorvoll und freundlich geblickt hatten, wirkten jetzt verschleiert. »Genauge-

nommen«, fügte Rachel hinzu, »glaube ich, daß Kushi etwas Sympathie für einige davon hegt – jedenfalls, wie Sie es ausdrücken, theoretisch.« Nachdenklich musterte der Junge seine Armbanduhr.

Nach einer Weile sagte er: »Auf theoretischer Ebene würde ich sagen, daß das wahrscheinlich jeder Hawaiianer tut. In gewissem Umfang«, setzte er vorsichtig hinzu.

Rachel fragte: »Und was ist mit Ihnen, Lono?«

»Mit mir?« Sie nickte. Lono schürzte die Lippen. »Auf theoretischer Ebene«, sagte er und sprach jedes Wort so aus, als wäre es Bestandteil einer Beschwörung. »Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich sie überhaupt als Terroristen bezeichnen würde. Terrorismus ist doch wohl eine Frage der Daten, nicht wahr? War Ihr George Washington nicht auch eine Art Terrorist? Und Menachem Begin – der war ganz eindeutig einer. Auf den war ein Kopfgeld ausgesetzt. Und dann wurde er zu einem Weltstaatsmann, sogar den Friedensnobelpreis hat er bekommen. Nein, Mrs. Chindler«, sagte er ernst, »Terrorist« ist nur ein schmutziges Wort für das, was jeder Soldat und Staatsmann ganz routinemäßig tut. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber wenn Kanaloa dieses Flugzeug im Krieg abgeschossen hätte, anstatt es am Boden zu entführen, hätte er dafür einen Orden bekommen.«

»Ich verstehe«, sagte Rachel. »Dann hat er es also getan?«

Der Junge richtete sich auf. »Es wird *behauptet*, daß er es getan hat. Vielleicht stimmt es auch.« Mitten im Atemzug hielt er inne und starrte sie an. Dann kam wieder das schöne Lächeln. »Aber auch das ist alles nur Theorie, Mrs. Chindler. Schauen Sie mal, wie spät es ist! Ich frage mich, ob Onkel David es noch schaffen wird.«

Rachel Chindler lehnte sich zurück und schloß halb die Augen. Sie legte die Hand auf die Kante des geöffneten Fensters, um noch einmal die Wärme der Sonne zu genießen, bevor sie sprach.

»Ich glaube nicht, daß David hierherkommen wird«, sagte sie.

Lonos Kopf wirbelte herum, mit halbgeschlossenen dunklen Augen musterte er sie. »Warum sagen Sie das?« fragte er und seine Hand fuhr wie beiläufig in seine Tasche.

»Nun«, antwortete Rachel gehorsam, »teilweise deshalb, weil Sie mich belogen haben. Ihr Onkel hätte Sie nicht geschickt, um mich abzuholen, weil Sie nämlich Mitglied dieses Kamehameha Korps sind. Also warten Sie hier auch nicht auf David. Auf wen dann, Lono?«

Schweigend starrte sie ihn einen Augenblick lang an. Als sie seines Blickes müde wurde, veränderte Rachel ihre Körperstellung und sah aus dem Fenster. Es war eigentlich eine recht hübsche Stelle, um dort ein Haus zu errichten. Wirklich schade, daß es abgebrannt war. Es war ein amerikanisches Vorstadthaus, weiß gestrichen, mit Schindeldach und grünen Fensterläden. Es war die Sorte Haus, wie man sie in Kinderbüchern sah, wo Mummy Ingwerkuchen buk und Daddy mit gelöster Krawatte von der Arbeit zurückkam, ein Lächeln im Gesicht und immer etwas für die Kinder in der Tasche.

»Warum sind Sie zu mir in den Wagen gestiegen?« wiederholte Lono, und sein Gesicht war so dicht an ihrem Hinterkopf, daß sie seinen Atem spüren konnte.

»Sie haben mich dazu aufgefordert, Lono. Wer soll hierher kommen?«

Pause. »Ein Freund«, sagte er. Und wieder eine Pause. »Er bringt einen anderen Wagen, weil die nach diesem inzwischen schon Ausschau halten.« Noch eine Pause. »Wollen Sie mich nicht fragen, was wir mit Ihnen tun werden?«

Diesmal war es eine sehr lange Pause. Rachel beobachtete, wie sich die Ti-Blüten im Wind bewegten.

»Ich habe nichts gegen Sie persönlich, Mrs. Chindler«, sagte Lono. »Das ist eine politische Sache. Tun Sie einfach, was wir Ihnen sagen, dann...«

Er beendete den Satz nicht.

Rachel nickte, ohne zu reden. Er beendete den Satz nicht, weil es dafür nur eine mögliche Endung hätte geben können: »... dann werden wir Ihnen nichts tun.« Und obwohl dieser Junge ein Terrorist war, war er doch kein Lügner.

Aber die Sonne erreichte den Zenit und begann dem Berg entgegenzusinken. Der Junge führte Rachel hinter das Haus zu einer alten, aber funktionierenden Handpumpe, weil sie sehr durstig wurde. Rachel mußte um Erlaubnis bitten, sich hinter die Anthurien zurückziehen zu dürfen, um ihre volle Blase zu leeren... und immer noch kam niemand.

»Ich glaube nicht, daß er kommt, Lono«, sagte sie, als die Schatten so lang waren wie die Bäume. »Ich denke, da muß irgend etwas schiefgegangen sein.«

»Sie sind still!« befahl er und fügte hinzu: »Bitte.« Es war offensichtlich, daß er zum selben Schluß gelangt war. Lono hatte das Scheitern seiner Pläne nicht sonderlich gut aufgenommen – was immer das für Pläne sein mochten; Rachel gestattete es sich nicht, darüber Spekulationen anzustellen. Er war nervös. Jedesmal wenn sich das Dröhnen eines Wagenmotors auf der Straße veränderte, jedesmal wenn ein Flugzeug in Richtung Lyman Field vorbeiflog, verspannte er sich. »Ich müßte Sie eigentlich fesseln«, sagte er, »aber Sie können ja nirgendwo hin. Wenn Sie versuchen davonzulaufen, fange ich Sie ein, das wissen Sie auch. Und wenn Sie schreien, so ist hier niemand, der Sie hören könnte.«

»Ich weiß.«

Er nickte und befahl sie näher an das Haus heran. Dort gab es eine Garage, verschlossen, ohne Wagen, offensichtlich, soviel man durch das Fenster sah, mit feuergeschädigtem Mobiliar gefüllt. Lono hieß sie sich dorthin zu setzen, wo er sie im Auge behalten konnte, während er das Schloß an der Tür aufbrach und damit begann, Möbel umzustellen, sie gegen eine Wand zu lehnen, bis die Garage gerade frei genug war, um den zerbeulten Lieferwagen hineinzufahren. Danach schloß er die Tür und mu-

sterte den Himmel, als wollte er eventuellen Polizeihubschraubern mitteilen, daß es für sie jetzt nichts mehr zu entdecken gab.

»Das Kamehameha Korps ist es nicht«, sagte er plötzlich.

»Wie?« Rachel hatte den Faden verloren.

»Das Kamehameha Korps, das sind doch alles nur Wahnsinnige«, sagte er heftig. »Die eine Hälfte schwärzt die andere bei den Bullen an! Die tun doch nie etwas anderes, als die Touristen zu erschrecken.«

»Dann gehören Sie zu den, den anderen...«

»Den Maui Mau-Mau, richtig. Wir meinen es ernst.« Er sah sie streitlustig an, als wartete er darauf, daß sie es anfechte. »Die Haoles müssen Hawaii verlassen.«

Rachel sagte, und es klang, als würde sie auf einer Weihnachtsfeier der Bibliothek Konversation über ein Thema treiben, das sie in keiner Weise wirklich interessierte: »Aber wenn die Vereinigten Staaten sich herausziehen, kommen dann nicht statt dessen die Russen?«

»Amerikaner und Russen! Das ist alles, wovon Sie hören! Als wenn die ganze Welt den einen oder den anderen gehören müßte!«

»Und würden sie etwa nicht kommen?« beharrte sie.

»Russen können wir so leicht umbringen wie Amerikaner«, erwiderte Lono grimmig. »Haoles sind alle gleich.«

Rachel setzte sich auf einen Brocken der Spritzlava, die man anscheinend zur Dekoration auf den Rasen vor dem Haus gekarrt hatte, und führte die Diskussion höflich fort. »Ich weiß, daß Sie einen Groll hegen«, sagte sie. »Ich habe darüber gelesen, wie die Europäer nach Hawaii kamen, alle Frauen mit Syphilis und Pocken verseuchten, das Land stahlen, all das eben... Das ist nicht sehr viel anders als die Geschichte der Indianer, müssen Sie wissen, Lono. Ich weiß von den amerikanischen Marineschiffen, die das Königshaus von Hawaii zum Abdanken zwangen,

weil die Vereinigten Staaten es als Kolonie oder Besetzung oder so etwas aufnehmen wollten – nur daß sich der Kongreß dann geweigert hat. Ich weiß auch von den Zuckerfabriken und den Landenteignungen.«

»Woher wissen Sie soviel?« fragte er.

»Ich bin Bibliothekarin«, erklärte sie. Eine Bibliothekarin, die wegen dieser Streitfragen entführt und beinahe umgebracht worden war, und die alles in ihren Regalbrettern durchforstet hat, was mit dem Thema zusammenhing. »Aber das war doch alles vor sehr langer Zeit, Lono. Gibt es denn überhaupt noch irgendwelche reinen Hawaiianer? Wenn man Wiedergutmachung leisten könnte, wem gegenüber würden Sie sie leisten?«

»Ich bin noch übrig!«

»Ihr wirklicher Name ist Albert«, versetzte sie, »und entschuldigen Sie, bitte, aber sind Sie nicht eine ziemlich verdünnte Mischung?«

Doch darauf hatte er eine Patentantwort. Sie begann mit einer abfälligen Grimasse. »Haoles! Nur weil das ursprüngliche hawaiianische Blut jetzt vermischt ist, wollen Sie so tun, als würde es nicht existieren, damit Sie die ganze Sache vergessen können. Wie die Tasmaner!«

Sie war verblüfft. »Ich weiß nichts über die Tasmaner.«

»Wenn Sie etwas wüßten, würden Sie wahrscheinlich sagen, daß sie ausgestorben sind – das steht jedenfalls in den Lehrbüchern. Aber es gibt immer noch Tausende von tasmanischen Ureinwohnern. Sie sind teilweise Haoles, weil die Europäer ihre Frauen vergewaltigten, aber sie sind immer noch da, sie leben wie die Abos, sie betrachten sich selbst als Abos, nur daß die australische Regierung so tut, als hätte sie nie von ihnen gehört! Ich schätze, es dauert noch zehn Jahre, dann werden auch die Amerikaner so tun, als gäbe es keine Hawaiianer mehr. Ihr Leute vom Festland kennt doch den Unterschied nicht.«

Alles, was Rachel dazu einfiel, war zu sagen: »Es tut mir leid, Lono.« Doch ihr Konversationstraining ließ sie hinzufügen:

»Dennoch sehe ich nicht ein, wieso es Ihnen irgendwie besser gehen sollte, wenn Sie die amerikanische Regierung vertreiben.«

»Das brauchen Sie auch nicht einzusehen«, meinte Lono heftig. »Wichtig ist nur, daß wir es sehen, und wir haben auch die Mittel, sie zu vertreiben!«

Rachel nickte ernst. »Sie meinen Terrorismus«, sagte sie. »Sie meinen Erschießungen und Morde.«

»Wenn nötig.«

»Genau wie alle anderen Terroristen auf der Welt. Die erschießen jeden, Lono, sogar den Papst!«

Jetzt war er wütend. »Sie verstehen überhaupt nichts«, sagte er streng. »Wir sind keine einfachen Terroristen. Wir sind nicht die Koalition Neunzehnter Mai, und auch nicht der Weather Underground; wir sind überhaupt keine Revolutionäre. Wir sind einfach nur Hawaiianer, und wir wollen unser Land zurückhaben! Und jetzt«, sagte er und sprang auf, »verschwinden wir von hier!«

»Ihr Freund kommt also nicht?« fragte Rachel – nicht um zu streiten, nur aus Interesse.

»Das geht Sie überhaupt nichts an. Kommen Sie! Ich habe einen neuen Plan gemacht, und den werden wir jetzt ausführen.«

»Aber wohin gehen wir denn?«

Vernichtend sagte er: »Das werden Sie schon feststellen, wenn wir dort sind.«

Sie schienen nirgendwo anzukommen. Rachel Chindler war sich nicht sicher, daß Lono tatsächlich irgendein ›dort‹ vorschwebte. Offensichtlich war irgend etwas mit seinen Plänen schiefgelaufen, offensichtlich improvisierte er gerade. Es war interessant ihn zu beobachten und zu versuchen herauszubekommen, was in seinem Kopf vorging, aber es war auch harte Arbeit. Das ausgebrannte Haus befand sich am Rand des Vulkanparks; selbst Rachel erkannte das, als sie das Privatland verlassen und ins Park-

gebiet eingedrungen waren, weil es ab dort keine Häuser mehr gegeben hatte. Manchmal gingen sie Wanderpfade entlang, manchmal benutzten sie überhaupt keine Wege. Lono schien zu wissen, wo er hinging. Er schien deswegen nicht glücklich zu sein. Seine Bewegungen waren angespannt und fahrig; alle paar Minuten hieß er Rachel stehenbleiben, während er nach Geräuschen horchte. Er führte sie an einen Abhang und wies sie an, sich hinzusetzen. »Wir werden hier eine Weile warten«, sagte er. »Reden Sie nicht!«

Sie nickte und lehnte sich gegen einen Baumstamm. Wie die meisten geschützten Schluchten, die man längere Zeit sich selbst überlassen hatte, gab es auch hier tropischen Dschungel. Tote Holzstämme lagen verstreut am Waldboden. Schößlinge wuchsen aus ihnen hervor, um zu den Bäumen von morgen zu werden – was in der dampfenden Dschungelluft sehr schnell geschah. Es war immer noch hellichter Tag, doch die Sonne war nicht zu sehen; nur die Baumwipfel leuchteten, wo das Sonnenlicht sie berührte.

Neben ihr lauschte Lono angespannt und atmete heftig. Der Junge war verängstigt, erkannte Rachel. Nicht in dem Sinne, daß er von seinem Vorhaben ablassen wollte; er fürchtete sich vor dem Scheitern, war unsicher, was als nächstes geschehen sollte. Was immer mit seinen Plänen schiefgelaufen war, was immer seine eigentlichen Pläne gewesen sein mochten, er hatte jedenfalls nicht die Notwendigkeit einer Rückzugsstrategie erkannt und war nun dabei, sie unterwegs zu entwickeln.

In der Ferne das Geräusch eines Wagens. Rachel hatte es kaum gemerkt, als Lonos Hand sie auch schon packte und auf den feuchten, unebenen Boden zerzte. »Parkwächter«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Seien Sie ganz leise!« Und der Arm, der noch immer um ihren Hals griff, befand sich in einer guten Position, um jeden möglichen Versuch eines Hilfeschreis abzuwürgen. Gelassen wog sie die Möglichkeiten ab. Als sie zu dem Schluß gekommen war, daß kein Versuch Erfolg versprach, war der langsam fahrende Wagen schon längst fort; aber natürlich hätte sie es ohnehin nicht getan. »Die suchen ein letztes Mal nach Touri-

sten«, murmelte Lono. Als er seinen Mund dicht an ihren führte, erwies sich sein Atem als übelriechend – ein Jammer bei einem so gut aussehenden jungen Mann. Ganz leicht und natürlich drehte sie ihm den Kopf zu und küßte ihn.

Rachel hatte nicht gewußt, daß sie das tun würde, und Lono hatte es ganz sicher nicht erwartet. Doch nachdem es geschehen war, schien es unvermeidlich zu sein. Instinktiv wich sein Kopf sofort zurück – nicht sehr weit – , dann erwiderte er den Kuß. Seine Hand glitt unter ihr T-Shirt und ihre in seine Jeans. Die Muskelstränge entlang seiner Wirbelsäule waren heiß und hart, und als ihre forschende Hand über seinen Bauch fuhr, stellte sie fest, daß sein Penis noch heißer und härter war. Immer noch küssend, begannen sie damit, einander und sich selbst zu entkleiden.

Rachel war ihr ganzes Leben lang eine Kinogängerin gewesen, hatte jedes Jahr eine neue Generation von Filmstars dabei beobachtet, wie sie es in der freien Natur trieben, unter Hibiskus und Kokospalmen, von Dorothy Lamour bis Brooke Shields – doch o weh, welch ein Unterschied zwischen diesen Phantasien und der Wirklichkeit! Das üppige Dschungelgrün besaß Dornen und Kletten. Dort, wo der Boden nicht feucht war, war er hart und zerklüftet, und nirgendwo gab er nach. Die hübschen Farne hatten Sägezahnkanten. Die schützenden Bäume besaßen Wurzeln, die eisenhart waren und scheuerten, und die sich über den Erdboden zogen. Unter Rachel. Sie würde sich von der Hüfte bis zu den Schultern aufschürfen; und der junge Mann hätte mal einen Termin beim Zahnarzt nötig. Toller Hawaiianer, dachte sie. Hatten die nicht eigentlich makellose Zähne?

Männer waren wahrscheinlich nicht so zuverlässig wie Frauen, wenn es darum ging, sich die Zähne zu putzen und für angenehmen Atem zu sorgen; Rachel hatte schon öfter unappetitliche Zungen in ihrem Mund aufgenommen. Dieser Junge war etwas Besonderes. Aber das war doch ohnehin alles nur kulturell bedingt, nicht wahr? Ein Geruch war nur ein Geruch. Die Wichtigkeit, die man ihm zusprach, fand im eigenen Kopf statt, war wahrscheinlich durch sechs Millionen Zahnpastareklamen und

zehn Millionen Werbesendungen für Atemsprays dort hinein gelangt. Sie beschloß ihn zu akzeptieren, so wie sie den dicken, heißen Eindringling in ihrer Scheide akzeptierte.

Und sie hatte nach ihrer letzten Reise nach Hawaii aufgehört, die Pille zu nehmen.

Seit dem Ende ihrer Ehe – genaugenommen schon recht lange vor dem Ende ihrer Ehe – hatte Rachel den Geschlechtsverkehr manchmal als leicht angenehm, manchmal als langweilig, niemals jedoch als in die eine oder andere Richtung sonderlich bedeutsam empfunden. Trotz aller Begleitumstände war es jetzt nicht anders. Sie stieß gegen Lonos Stöße an, streckte die Arme aus, um die Hände schalenförmig um seine Hinterbacken zu legen, damit sie ihn mit jedem Stoß tiefer in sich ziehen konnte; sie keuchte – doch das war mehr das mechanische Herauspressen der Luft aus ihren Lungen, als Erregung; sie stach ihre Zunge in seinen Mund und nahm seine auf – bis sie mehr Luft brauchte und den Kopf abwandte. Als das Stoßen lange genug im Gange gewesen war, um sie davon zu überzeugen, daß es für sie nicht besser werden würde, ließ sie die Fingerspitzen durch die Fleischspalte zwischen Hinterbacken und Oberschenkel gleiten, stieß einen Finger in seinen After, damit er käme. Es funktionierte. Er schrie erstickt auf, dann spürte sie die heiße Flut seiner Entladung in ihrem Innern.

Er rollte sich ab, sah sie an, keuchte schwer.

Zerstreut erwiderte sie seinen Blick, dachte an andere Dinge. Ob David sich jetzt ihretwegen Sorgen machen würde? Was würde Stephen denken, wenn er einen Bruder bekäme, dessen Vater nicht älter war als er? Regnete es außerhalb des Lavaschachts? Man konnte es erst feststellen, wenn man es spürte, da das Fallen der Regentropfen und das Klicken der Palmen dasselbe Geräusch erzeugte.

Plötzlich sagte Lono: »Sie haben Kanaloa bei der Gegenüberstellung wiedererkannt, nicht wahr?«

Sie antwortete nicht, beobachtete nur das Gesicht des Jungen. Im Dschungel war es jetzt fast dunkel, doch noch immer konnte

sie ihn klar erkennen.

Er hatte seine Atmung noch immer nicht unter Kontrolle. Einige Augenblicke keuchte er schwer, dann sagte er: »Sie hätten in St. Louis bleiben sollen.« Rachel zuckte die Achseln, und er fügte hinzu: »Das bedeutet nicht, daß ich Sie nicht töten werde, wenn ich muß.«

»Ich weiß«, erwiderte Rachel. »Kann ich mal kurz raus? Ich muß pinkeln.«

## 14. Kapitel

Bei dem Apparat, der in den unterseeischen Abhang des Loihi eingelassen worden war, handelte es sich um eine Fissions-Fusions-Fissions-Bombe mit einer berechneten Sprengkraft von sechzehn Megatonnen. Es war ein großer Sprengkörper, obwohl man auch schon sehr viel größere gebaut hatte. Sie mußte groß sein, weil sie aus der Flanke des unterseeischen Bergs ein Stück von sechs Kubikkilometern Gestein herausreißen sollte.

Nachdem der Apparat seine Arbeit geleistet hatte, würden diese sechs Kubikkilometer aus festem Gestein nicht länger fest sein, und sie würden auch nicht mehr ein solch kleines Volumen einnehmen. Sie würden sich in Plasma verwandelt haben, eine Art Gas aus geladenen Partikeln, äußerst heiß und im Prozeß heftigster Expansion befindlich. Und das würde nicht nur für das Gestein gelten, sondern auch für das Meereswasser in seiner Umgebung.

Dieses Ereignis würde zwei Konsequenzen zur Folge haben.

Als erstes wäre damit die Seite des unterseeischen Vulkans entfernt worden, so wie jemand beim Frühstück einen Teil der Schale seines weichgekochten Eis entfernte, und die eigelbhaft, rinnende Masse des Magmas in seinem Innern wäre freigelegt. Und zweitens würde das den Vulkan umgebende Meer verschwinden. Das Meerwasser würde mindestens von der Explosionsstelle des Apparats bis zur Oberfläche verdampfen; folglich würde das Magma nicht mehr durch seinen Druck gebremst werden.

Folglich würde der Loihi ausbrechen.

Die Eruption eines Schildvulkans von der Sorte, aus denen die hawaiianischen Inseln bestehen, ist vergleichsweise sanft und zurückhaltend, solange man ihn sich selbst überläßt. Doch der Loihi wäre nicht sich selbst überlassen. Nachdem man den Käfig, der das Magma zurückhielt, entfernt hätte, würde es zu einer Eruption jener explosiven und heftigen Art kommen, die man >pyroklastisch< nannte; ein großer Teil der tektonischen Energie würde sich also darin verbrauchen, sich mit dem dazugehörigen

Staub, den Gesteinstrümmern und dem Meerwasser in die Luft zu erheben.

Die unmittelbaren Auswirkungen auf die große Insel von Hawaii wären erheblich, obwohl die üblichen Symptome eines Vulkan- ausbruchs noch die geringfügigsten davon wären. Loihi war viel zu weit von Big Island entfernt, als daß durch die Luft wirbelnde, rotglühende Gesteinsbrocken eine ernste Bedrohung dargestellt hätten. Es würde mit Sicherheit etwas Vulkanstaub niedergehen, der um einiges unangenehmer sein würde als üblich, weil er vom Spaltungsfallout der Bombe durchsetzt wäre. Doch mit etwas Glück würden die Winde den größten Teil des unmittelbaren Fallouts über den Pazifik treiben. Der Lavastrom, der auf die erste Explosion folgen würde, könnte nicht bergauf fließen, so daß auch nichts davon Hawaii erreichen würde. Die damit einhergehenden Erdbeben würden zwar auf den Seismometern der U.S. Coast and Geodetic Survey interessante Muster erzeugen, doch kein Hawaiianer würde ihnen große Aufmerksamkeit widmen. Selbst die Tsunamis, die aufgestauten Wasserfluten, die auf das Land zuwogen würden, mußten sich an der Südküste des Big Island brechen. Ein paar Dörfer würden darunter zu leiden haben, vielleicht würde die eine oder andere Siedlung ausgelöscht, doch der größte Teil dieser Küste bestand ohnehin aus junger, erstarrter, kahler Lava des Kilauea. Ohnehin ließ die Beschaffenheit des Meeresbodens keine großen Tsunamis zu. Um die hawaiianischen Inseln gibt es keinen Kontinentalschelf. An der exponierten Südküste findet sich keine große Bucht wie jene, die die katastrophale Woge der Sechziger kanalisierte, die damals Hilo traf. Und der Rest der Inselkette würde die Wellen kaum bemerken.

Es wären also nicht die unmittelbaren Auswirkungen, die die hawaiianische Inselkette ernsthaft schädigen würden. Die schlimmsten Wirkungen würden sehr viel langsamer einsetzen, und es würde sicher nicht Hawaii sein, das am meisten darunter zu leiden haben würde.

Das ausbrechende Plasma, diese Eruption aus glühendem Fels- gestein, Meerwasser und Schlamm, würde sich zu einer Wolke

abkühlen. Das würde keine normal große Wolke werden wie jene, die beispielsweise in der Monsunzeit den indischen Subkontinent bedeckte, vielmehr würde eine wahrhaft *riesige* Wolke entstehen. Sie würde nicht aus einfachem Wasserdampf bestehen, wie die vliesigen Cumulus-Wolkenschäfchen oder die hoch in den Himmel aufragenden L-5-Kondensstreifen. Die Wolke, die das Projekt Vulcan hervorbrächte, würde vielmehr eine Menge Feststoffe enthalten. Staub. Vom Augenblick der Explosion am Loihi würde sie sich ausbreiten, um die nördliche Hemisphäre der Erde zu umgürten – nicht in Ariels vierzig Minuten sondern in etwa vierzig Tagen.

Und dort würde sie dann bleiben.

Wie lange eine Staubwolke in der Atmosphäre bleibt, hängt nicht davon ab, woher sie stammt, ob von Vulkanausbrüchen, von Sandstürmen oder von einem Kometenaufprall. Und es spielt auch keine Rolle, wieviel Staub dabei im Spiel ist. Statt dessen wird ihre Schwebzeit durch die Größe ihrer Partikel und den anderen Eigenschaften bestimmt, noch viel mehr aber von der Höhe, die sie erreichen. Verbleiben sie in den unteren Bereichen der Atmosphäre, werden sie einigermaßen schnell durch Regenfälle ausgewaschen; treiben sie aber oberhalb der Troposphäre, der Regenbildungsschicht, bleiben sie sehr lange oben.

Im Falle des Projekts Vulcan würde diese Schwebedauer lang genug sein, um mindestens zwei Ackerbauperioden in der nördlichen Hemisphäre zu überdauern.

So würden die Sonnenstrahlen nördlich vom Wendekreis des Krebses über ein Jahr lang kaum eine Chance haben, den dichten Staubschleier zu durchdringen, um an die Oberfläche zu gelangen. Ein großer Teil des Sonnenlichts würde reflektiert oder dabei verbraucht werden, die Staubpartikel selbst zu erhitzen. So würde die Temperatur an der Erdoberfläche sinken. Die Sommer würden sich drastisch verkürzen. Und je nördlicher ein Ort lag, desto schlimmer würde der Effekt auf Grund der Erdkrümmung sein.

Und genau darum ging es beim Projekt Vulcan.

## 15. Kapitel

Unter den entsprechenden Umständen, dachte Arkady Bor, hätte diese unsinnige Hetzjagd nach New Mexico beinahe angenehm sein können. Obwohl man ihn warten ließ wie einen Bauern. Ja fast *weil* er zum Warten gezwungen war. Die >Public relations<-Person, die man abgestellt hatte, um Bor wie einen Schäferhund durch die Militärbasis von Sandia zu führen, war jung, gutaussehend, freundlich – war sogar sexy, denn sie wies jene Erweiterung der Pupillen auf, die sexuelles Interesse anzeigte und auf die Bor sich verließ. Eigentlich wäre er ganz zweifellos interessiert gewesen, nur daß sie einen Fehler hatte. Sie war eine Frau. Gewiß, man konnte auch bei Frauen einen gewissen Grad körperlicher Erleichterung erreichen. Aber es war sehr wahrscheinlich, daß sie sofort aus dem Bett springen würde, sofern man sie dort überhaupt erst hineinbekam und würde sofort irgend jemanden vom Sicherheitsdienst anrufen, um ihm alles zu erzählen, was Bor ihr in seiner Leidenschaft zugeflüstert hatte, ihr sexuelles Interesse ebenso vorgetäuscht wie ihre unwahrscheinlichen Brüste. Wozu ein solches Risiko eingehen?

Daher hatte er ihre Wärme mit Frostigkeit erwidert. Frostigkeit war angemessen. Er zitterte, während er es zuließ, daß man ihm die lichtelektrischen Farmen und die merkwürdig geformten Windmühlen zeigte, auf die dieser öffentlich zugängliche Teil von Sandia sich spezialisierte. Obwohl er es nicht im mindesten genoß, blieb er fügsam – bis zu einem bestimmten Punkt. Er ließ sich durch den langen Tunnel führen, der unter ganzen Hektar Fläche beweglicher Spiegel zum Sonnenenergieturm führte, weigerte sich aber, den Turm selbst zu besteigen. Als sie ihm anbot, den riesigen Fahrstuhl zu benutzen, schüttelte er den Kopf und erklärte: »Es ist zu kalt für diese Besichtigungen, und außerdem eine riesige Zeitverschwendung für mich.«

Profihaft versuchte die Frau ihn zu trösten. »Möchten Sie etwas Kaffee, Dr. Bor?« bot sie ihm an.

Kaffee! Die große amerikanische Wunderdroge, die alle Krankheiten kurierte und sämtliche Probleme löste! Der konnte nichts

für Arkady Bor tun, den intellektuellen Riesen, der auf allen Seiten von Pygmäen belästigt wurde. Den die Sicherheitsleute Gott wußte welcher Vergehen für verdächtig hielten. Bedroht vom KGB. Und am schlimmsten: ins Abseits geschickt wie ein lästiges Kind, während das Gerät, das seine eigene Schöpfung war – na ja, fast seine eigene – , in Stellung gebracht wurde. Er schnauzte: »Wie lange muß ich noch warten auf Gener...«

»Pst!« machte die Frau und blickte sich um. Dies war der offene, Friede und Überfluß verkörpernde Teil von Sandia, wo jedermann ohne Sicherheitsüberprüfung umherschlendern und lauschen durfte; es war nicht der Ort, an dem man Namen nannte. Die einladend geweiteten Pupillen begannen sich zusammenzuziehen. »Es wird noch mindestens eine Stunde dauern, Sir.« Keine Namen, nicht mal ihm selbst gegenüber, bemerkte Bor. Er raffte den Londoner Herbstmantel um sich, der ihm in Hawaii ideal für ungünstiges Wetter geschienen war, im Januar New Mexicos aber kläglich versagte.

»Also dann etwas Kaffee«, klagte er. »Wenigstens einen warmen Ort!« Für dieses ganze Sonnenenergieprojekt hatte Bor ohnehin nur belustigte Verachtung übrig. Wie töricht diese Amerikaner waren! All diese Zeit und Mühe auf den hirnrissigen, idealistischen Versuch zu vergeuden, die verwendbare Energie der Sonne einzufangen. Oh, technologisch gewiß nicht ganz uninteressant, räumte er ein, wie die Amerikaner dazu ihre trickreichen Geräte bauten wie eh und je – aber wenn man schon Energie haben wollte, so gab es doch schließlich die grenzenlose Energie des Atoms! Risiken? Man lernte eben, mit Risiken zu leben – jedenfalls wenn man für große Projekte verantwortlich war und sich nicht von der vagen Angst der ungebildeten Massen davon abhalten ließ. Obwohl Bors Fachgebiet die Nutzung der Kernkraft zu explosiven Zwecken und nicht zur Energiegewinnung war, hatte er doch genug von den sowjetischen Kernkraftanlagen gesehen, um zu wissen, daß sie billiger und für industrielle Zwecke besser geeignet waren; und daß sie sich vor allen Dingen in der chronisch kapitalschwachen, nichtkapitalistischen Union der Sowjetischen Sozialistischen Republiken amortisierten. Natürlich mußte man auch einen gewissen Preis dafür bezahlen. Jede Nut-

zung der Kernkraft hatte ihren Preis – ein Zeugnis dafür war beispielsweise das verwüstete Gebiet zwischen dem Schwarzen Meer und dem Ural, wo eine ärgerlich große Menge von Radionukleiden im heiligen Boden des Mutterlands strahlte...

Er bremste sich. Wie seltsam, daß die Klischees der Kindheit beim Erwachsenen wieder auflebten.

Wenn ihn die Erforschung der Sonnenenergie im öffentlichen Teil von Sandia amüsierte, um so weniger amüsierte ihn das Museum für atomare Kriegsführung, wo die PR-Frau ihn abgeliefert hatte, damit er dort nach Belieben umherschlendern konnte, auch wenn er immer noch voller Verachtung dafür war. Hier gab es Kopien – nein, es waren die *echten* Geräte... Hier gab es echte Kernwaffen, zwar ihres spaltbaren Inhalts beraubt, doch immerhin eben jene Geräte, die einst bereitgestanden hatten, japanische oder russische Städte dem Erdboden gleichzumachen. Dies war ›Fat Man‹, die Plutoniumbombe, die an einem Augustmorgen des Jahres 1945 in Nagasaki einhunderttausend Japaner umgebracht hatte; und dort war ›Little Boy‹, die Uranbombe von Hiroshima, da eine frühe Interkontinentalrakete, hier eine Luft-Luft-Rakete. Es war ein riesiges Lager aus alten Waffen. Natürlich alle längst technisch überholt.

Doch nicht annähernd so überholt, wie sie es durch Arkady Bor werden würden!

General Macklin hatte die Höflichkeit von West Point. Die drei Sterne auf seinen Schulterklappen entbanden ihn nicht von der Pflicht, Zivilisten mit ›Sir‹ anzureden, sogar emigrierte Sowjetbürger. Wenngleich er selbst nicht rauchte, war er doch so entgegenkommend, die Zigarette der jungen Frau anzuzünden, die das Protokoll führen sollte. Obwohl er seinen Kaffee ohne alles trank, ging er geschickt mit der Zuckerzange um, mit der er vier Stücke in Bors Becher häufte, und goß einen solch dünnen Sahnestrom hinein, daß Bor ihn in der idealen Sekunde bremsen konnte. »Wir sind hier sehr unförmlich, Sir«, sagte er wohlmeinend – zwar an Bor gerichtet, doch mit einer Stimme, die laut

genug war, um die drei Senatoren, die vier Kongreßabgeordneten, den Stellvertreter des Stellvertretenden Verteidigungsministers und die sechs anderen Leute im Raum zu erreichen. »Das hier ist keine richtige Konferenz, nur eine kleine Diskussion unter Leuten, die erfahren sollen, was los ist.«

»Danke, General«, erwiderte Bor. Das hatte man ihm nicht erst zu sagen brauchen. Es wurde auch durch die lockere Art nahegelegt, wie die Männer – und die einzige anwesende Frau – im Raum verteilt dasaßen, alle mit Kaffee, Tee oder Softdrinks ausgerüstet. Es war nicht einmal ein richtiger Konferenzraum. Er sah eher aus wie ein Wohnzimmer – natürlich das Wohnzimmer irgendeines Reichen. Von dort aus, wo Arkady Bor in einem grauledernen Ohrensessel saß, in bequemer Reichweite zur Rechten ein Beistelltischchen für seinen Kaffeebecher, erschien ihm dieser streng geheime Teil von Sandia nicht bedrohlicher als die völlig offene und öffentlich zugängliche Forschungseinrichtung für Sonnenenergie. Das war natürlich eine Illusion. Dieser Raum spiegelte Sandias wirkliche, geheime Funktion nicht wider. Unweit davon gab es Stellen, die Arkady Bor niemals betreten würde, wo man neue Konfigurationen studierte und neue Konstruktionen entwickelte. Selbst sein eigenes Projekt Vulcan mochte einige dieser Geräte nicht veraltet erscheinen lassen, obwohl es äußerst unwahrscheinlich war, daß er jemals die Gelegenheit bekäme, sich persönlich davon zu überzeugen.

Die Tür ging auf, und ein weißhaariger Colonel trat ein – rosiges Gesicht, athletischer Schritt, gewiß, aber angesichts dieser Haare hätte man meinen sollen, daß er für diesen Dienstgrad doch schon etwas zu alt war. Außerdem war er sehr reumütig. »Entschuldigung, General Macklin«, sagte er hastig. »Mein Flugzeug hatte Verspätung.«

Der General war großmütig. »Nicht weiter schlimm, Colonel Petterman. So haben wir wenigstens alle Gelegenheit bekommen, uns ein wenig besser kennenzulernen.« Einige von uns haben diese Gelegenheit bekommen, dachte Bor trübsinnig, während General Macklin den Meteorologen vom Wetteramt dem Kreis vorstellte; andere von uns mußten einfach draußen in der

Kälte warten. Doch dann wurde er wach, als der General an einem Ende des Raums unter der Leinwand seinen Platz einnahm und sagte: »Wir können genausogut anfangen, nicht wahr? Als erstes werden wir von dem Mann hören, der mehr als jeder andere zu diesem Projekt beigetragen hat, Dr. Arkady Bor.«

Die Niedergeschlagenheit verflüchtigte sich. Bor erhob sich eilig. »Mit Vergnügen, General«, sagte er freudig und blickte strahlend durchs Zimmer. »Ich nehme an, daß Sie alle das allgemeine Ziel des Projekts Vulcan kennen, meine Herren, nicht wahr? Deshalb will ich mich nur auf die rein technischen Aspekte beschränken, für die ich verantwortlich zeichne. Das Licht, bitte! Und das erste Dia!« Der Captain am Vorführgerät schien zwei Hände voller Daumen zu haben, als er versuchte, die Aufnahmen scharf zu bekommen, doch Bor schnalzte nur verzeihend mit der Zunge. Wer konnte schon böse werden, nachdem er gerade mitangehört hatte, wie jemand diesen äußerst wichtigen Leuten mitteilte, wie bedeutsam seine Arbeit war? Als das Bild endlich klar zu erkennen war und das computerverstärkte Modell des Loihi sich auf der Leinwand stabilisiert hatte, fing er an. »Das ist ein unterseeischer Vulkan«, erklärte er. »Ich habe eine nukleare Apparatur entwickelt, die dort am Abhang eingelassen wird, wo Sie den orangefarbenen Kreis erkennen, auf den ich zeige.« Er hielt die kleine Taschenlampe mit dem Lichtpfeil fest auf den Kreis gerichtet und war erfreut, als er bemerkte, daß seine Hand nicht zitterte. »Wenn der Sprengsatz gezündet wird – vielleicht sollte ich wohl eher sagen, *falls* er gezündet wird, wird dadurch ein großer Teil der Kruste dieses Bergs, Loihis, herausgebrochen. Bei dem Projekt geht es um das, was danach geschieht, doch will ich es den Experten überlassen, dies zu beschreiben; mein Teil gilt nur dem Gerät und der Zündung.

Ich sollte allerdings hinzufügen, daß die damit zusammenhängenden Mengen und Drücke gut definiert wurden. Wie einige von Ihnen wissen, habe ich im Kaukasus, im Ural und an anderen Orten der UdSSR große unterirdische Atomprojekte geleitet. Dort wurden zwar andere Arten von nuklearen Sprengsätzen verwendet, weil die Folgeprobleme der Radioaktivität minimiert werden mußten, und die Ergiebigkeit war sehr viel kleiner. Dennoch

handelt es sich dabei um eine wohlerprobte Technologie, und es gibt keinen Zweifel daran, daß dieser Sprengsatz auch leisten wird, was ich beschrieben habe.

Bei der Zündung handelt es sich um ein etwas andersartiges Problem. Bei früheren Projekten dieser Art war die Sache recht einfach: Man verband den Zündsatz mit einem Kabel und irgendeinem Schalter; wurde der Schalter betätigt – natürlich aus sicherer Entfernung –, aktivierte das den Sprengsatz, so wie ich diese Taschenlampe mit diesem Knopf aktiviere.« Er führte es vor und bat um die zweite Aufnahme: eine Darstellung des unterirdischen Bergs mit seiner H-Bombe, hoch oben darüber angedeutete Wellen. »Die einzige dafür geeignete Methode ist der Funk. Leider können herkömmliche Funksignale nicht bis in diese Wassertiefe vordringen. Wir könnten starke Langwellensignale verwenden, und solche Antennen werden später auch in einer Bodenstation installiert werden. Aber derartige Aktivitäten wären für sowjetische Aufklärungssatelliten nur zu deutlich zu erkennen. Deshalb haben wir eine vorübergehende Zündungsprozedur installiert. Nächste Aufnahme!« Eine Skizze der Vulcan-Flottille, auf einer Seite über dem Loihi schwebend, auf der anderen Seite Big Island und die Hänge des Mauna Loa und Mauna Kea. »Eine Boje mit Funkempfänger, durch ein Verankerungskabel mit dem Gerät verbunden, bleibt permanent in derselben Position. Wie Sie sehen«, er fuhr mit dem roten Pfeil vom Mauna Kea hinüber zur Flottille, »gibt es vom Gipfel dieses Bergs bis zur Boje eine direkte Sichtlinie. Im ersten Schritt würde das Signal zur Zündung des Sprengsatzes, sollte es erforderlich werden, vom Berggipfel abgestrahlt. Es sind weitere Möglichkeiten denkbar – ich will hier als Beispiel nur Signale nennen, die von einem Flugzeug oder sogar von einem Satelliten ausgehen, aber dieses Vorgehen halten wir im Augenblick für das geeignetste. Haben Sie irgendwelche Fragen?«

Der ältere Senator in dem geräumigsten der Ohrensessel hob die Hand – allerdings nicht sehr hoch. Es hätte ebensogut sein können, daß er sich nur an der Wange kratzen wollte, anstatt um Aufmerksamkeit zu bitten. Doch Bor reagierte schnell. »Sir?«

»Woher wollen Sie wissen, daß diese Zündung funktionieren wird?«

»Sie wurde gründlich getestet«, versicherte Bor, »im Labor. Nach meiner Rückkehr werde ich sie natürlich vollständig testen – selbstverständlich ohne sie mit dem Atomsprengsatz zu verbinden.« Er zwinkerte.

Niemand erwiderte sein Zwinkern. Ein weiterer älterer Mann in Zivil rief: »Wann werden Sie diese Bombe in dem Vulkan installieren?«

»Das geschieht soeben, während wir uns hier befinden«, versicherte Bor.

»Ohne Sie?« unterbrach der Senator. »Wenn Sie so fürchterlich wichtig sind, wie kommt es dann, daß Sie ausgerechnet in dieser Phase nicht dabei sind?«

Eine Gelegenheit, seinem Groll Luft zu verschaffen! »Was das betrifft, so habe ich ganz gewiß vor, zu pro...« – zu protestieren, weil ich davongeschickt wurde, wollte er gerade sagen, doch General Macklins Blick ruhte auf ihm – »ah... habe ich vor, meine ich, vollständige Tests durchzuführen, um sicherzugehen, daß sich alles richtig an Ort und Stelle befindet. Schließlic«, fuhr er fort und versuchte zu retten, was er konnte, »ist das nur ein mechanischer Prozeß, der am besten von Leuten gehandhabt wird, die gut mit Kränen und Winden und anderen dazugehörigen Maschinen umgehen können.« Er blickte sich im Raum um, wartete auf weitere Fragen. Es gab keine mehr. Schweigend nahm er Platz, hörte kaum die Worte des nächsten Vortragenden, eines zivilen Beraters, der sich auf Tektonik spezialisiert hatte und der der Versammlung versicherte, daß die hawaiianischen Inseln keinen signifikanten direkten Schaden erleiden würden.

»Dem Herrn sei Dank, daß der alte Sparks nicht dabei ist«, sagte der Senator grinsend, »sonst würde er uns das Fell über die Ohren ziehen, weil wir seine Inseln kaputtmachen!« Nun setzte ein allgemeines Gelächter ein, das Bor nicht teilte, weil er nicht einmal wußte, wer der alte Senator Sparks Matanuga war.

Der letzte Vortragende war der Meteorologe der Air Force, Colonel Petterman, der nicht nur Dias dabei hatte, sondern auch eine Filmrolle.

»Der Effekt des ganzen«, sagte er, »wird die Erzeugung einer sehr großen Wolke sein. Sie beginnt am Ort der Explosion und setzt sich fort, wie in dieser Simulation gezeigt – bitte, Captain.« Der Offizier am Projektor hatte den Film bereits in das andere Vorführgerät eingefädelt. Er ließ etwas ablaufen, was Bor sofort als Kopie von Frank Morfords Computersimulation wiedererkannte, und die versammelten Würdenträger sahen zu, wie die goldene Wolke im Pazifik ausbrach und sich über die nördliche Erdhemisphäre ausbreitete. »Aus Sicherheitsgründen«, sagte der Meteorologe, »wurde diese Simulation so gestaltet, daß sie ein Ereignis der Erdgeschichte veranschaulicht, das möglicherweise tatsächlich stattgefunden hat. Damals, vor fünfundsechzig Millionen Jahren, soll eine Explosion, ausgelöst durch einen sehr großen Meteoriten, der auf einen aktiven Vulkan stürzte, Staub und chemische Schwebestoffe in einer Größenordnung von mehreren Milliarden Tonnen in die Atmosphäre geschleudert haben, so daß das Sonnenlicht die Erdoberfläche nicht mehr erreichte. Das führte dazu, daß die Durchschnittstemperatur der Erde so weit absank, etwa 20 Grad, daß die Photosynthese unterbrochen wurde, also kein Pflanzenwachstum mehr stattfand. Eine Konsequenz daraus war, daß alle großen Landtiere im Laufe der fünf Jahre, in denen der Staub in der Luft blieb, ausstarben.

Unser Vorhaben verläuft in einem sehr viel kleineren Maßstab; es ist um einen Faktor von einhundert kleiner. Es wird die Erde nicht so stark abkühlen – den Berechnungen zufolge höchstens um zwei Grad. Die größte Auswirkung wird es auf den Ackerbau haben – insbesondere auf die wichtigsten Getreideernten in den nördlichen Breitengraden. Die Vereinigten Staaten werden in allen Anbaugeländen nördlich des zweiundvierzigsten Breitengrads erhebliche Einbußen erleiden – das heißt, ungefähr nördlich von Omaha und Des Moines. Je weiter nördlich, um so strenger natürlich die Auswirkungen.

Aber die Staubmenge wurde sorgfältig berechnet. Sie wird über

eine Periode von zwei Jahren durchaus Getreideernten zulassen, allerdings etwa zwanzig Prozent weniger, aber normalerweise produzieren die Vereinigten Staaten ja ohnehin riesige Überschüsse. In diesen Jahren wird es freilich keine Überschüsse geben. Wenn wir jedoch den Gürtel in gewissem Umfang etwas enger schnallen, sollten die Vorräte ausreichen. Der schlimmste Effekt würde darin bestehen, daß es sich als notwendig erweisen könnte, Getreide nicht mehr im gleichen Ausmaß wie früher als Viehfutter zu verwenden, sondern damit Menschen zu ernähren. Dadurch würde die Ernährungskette verkürzt. Kein Amerikaner wird unter Brotmangel leiden, aber Steaks könnten möglicherweise etwas rarer werden.« Ein paar der Anwesenden lachten.

»In der Sowjetunion sieht die Sache allerdings völlig anders aus.

Wenn Sie sich die Karte anschauen, werden Sie feststellen, daß sich der Großteil der sowjetischen Getreideanbauggebiete weit nördlich des zweiundvierzigsten Breitengrads befindet. Die kurzen Anbauperioden, die Durchschnittstemperaturen und alle anderen klimatischen Faktoren liegen normalerweise bereits an der äußersten Grenze des Machbaren. In einem normalen Erntejahr müssen die Sowjets bereits erhebliche Mengen an Getreide einführen. In den beiden Jahren, in denen die Staubwolke ihre Wirkung zeigt, werden sie einen durchschnittlichen Ernteeinbruch von schätzungsweise siebzig Prozent erleben. Das werden sie nicht alles durch Verwendung von Viehfutter für die Ernährung der Menschen abfangen können. Sie werden nicht einmal annähernd hinreichende Mengen aus dem Ausland importieren können, weil es dort keine Überschüsse mehr gibt.

Die Auswirkung wird eine Hungerkatastrophe großen Maßstabs sein.

Die gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Konsequenzen dieser Hungerkatastrophe zu beurteilen, liegt außerhalb meines Fachbereichs, deshalb will ich mich dazu nicht weiter äußern. Ich möchte nur soviel sagen, daß die Auswirkungen auf den Sowjetstaat vergleichbar mit denen des Zweiten Weltkriegs sein dürften.

Haben Sie Fragen?«

Es gab nur eine einzige. »Äh... nur eins«, sagte ein rundlicher Mann in der ersten Reihe. »Wird das Kanada nicht ebenso schlimm treffen wie die Sowjetunion?«

»Tatsächlich sogar noch etwas schlimmer, Senator, ja, Sir. Auch das liegt natürlich außerhalb meines Spezialbereichs, aber soviel ich weiß, wurde die vergleichsweise recht kleine kanadische Bevölkerung in die Gesamtberechnung für Nordamerika einbezogen.«

»Womit Sie sagen wollen, daß wir sie mit unseren Vorräten werden füttern müssen? Der Grund, weshalb ich frage, ist der, daß die Wähler in meinem Wahlkreis den besten Weizen der Welt anbauen. Ich weiß nicht, wie glücklich die darüber sein werden, ihn aus dem Land zu schaffen, wenn unsere eigenen Leute Not leiden.«

Der Leiter erhob sich. »Soweit ich informiert bin, Senator«, warf er ein, »wird man zur gegebenen Zeit mit Kanada Beratungen abhalten, aber das ist eine Angelegenheit außerhalb unseres Kompetenzbereichs. Wenn es keine weiteren Fragen mehr gibt – die Bar im Nebenraum ist geöffnet.«

Weil das Komitee alles gehört hatte, was es von ihm wissen wollte, wurde Bor für den Rest der drei Tage entschuldigt. Sein Herz frohlockte. Als er in das Amt für Transportfragen kam, fand er dort – oh, welche Überraschung! – eine wohlwollende und willige Angestellte vor, die ihm sofort bestätigte, daß er tatsächlich nicht früher ankommen würde, wenn er in Los Angeles umsteige, und es besser war, in der Nacht den Direktflug nach Honolulu zu nehmen, um dann die Insellinie nach Hilo zu benutzen. Die Angestellte fragte nicht, weshalb Bor die Route über Honolulu vorzog. Das brauchte sie auch nicht zu tun. Das Glitzern in seinen Augen genügte. Und so bezog Bor an diesem Abend um elf Uhr hawaiianischer Zeit sein Zimmer im Ilikai Hotel. Um elf Uhr dreißig zog er bereits durch die Bars auf der Kalakaua Avenue, jenes Bereichs in Waikiki, der dem New Yorker Times Square am näch-

sten kam.

Auf der Straße waren nur noch die Profis zu sehen. Seit dem Ende der Feriensaison am Neujahrstag war die Hälfte der Touristen verschwunden; und die andere Hälfte schien in die Nachtclubs und Luaus der großen Strandhotels geflohen zu sein. Noch vor zehn Tagen war die Kalakaua Avenue die ganze Nacht von Weihnachtstouristen verstopft gewesen. Jetzt waren die Bars fast leer, doch das, was übriggeblieben war, war genau das, was Arkady Bor suchte.

Im geheimen Leben des Arkady Bor war Waikiki der einzige Ort, wo er es wagte, er selbst zu sein. Auf dem Vulcan-Komplex waren beständig irgendwelche Sicherheitsbeamte in der Nähe; sobald er an Land ging, hefteten sie sich an ihn wie siamesische Zwillinge. Sie blieben immer in Sichtweite, wenn er aß, trank oder Besichtigungen machte, lagen immer im Nachbarbett, wenn er schlief. Es hatte eine stürmische Auseinandersetzung gegeben, bevor er den Mann aus dem Zimmer vertreiben konnte, als er mal eine der wunderschönen Huren der Kona-Küste zu Besuch hatte, und selbst dann war er sich auf unbehagliche Weise sicher gewesen, daß irgendwo in Nähe des Betts immer noch ein Mikrofon seine sexuellen Aktivitäten registrierte. Und das war nur eine weibliche Hure gewesen. Jenes tieferliegende, weniger offenkundige Verlangen, das Bor von Zeit zu Zeit sehr stark fühlte, ließ sich dagegen niemals befriedigen, solange Leute vom Sicherheitsdienst in der Nähe waren – und bisher war er nur in Waikiki jemals von ihnen freigekommen.

Vor Mitternacht hatte Bor bei einem sich auflösenden Luau unten am Strand einen sehr hübschen jugendlichen Jungen kennengelernt, der durchaus willig war, mit ihm aufs Zimmer zu kommen. Das war eines der angenehmen Dinge am Ilikai. Es war weder besser noch schlechter als die Dutzende anderer Hotels am Strip, aber seine Fahrstühle waren weiter von der Rezeption entfernt. Kein Empfangsangestellter hatte die Möglichkeit zu beobachten, welche Art von Gesellschaft die Hotelgäste mit aufs Zimmer nahmen. Nicht daß auch nur ein Hotel in Waikiki jemals seinen Umsatz dadurch gefährdet hätte, derlei Dingen zu genau

nachzugehen; doch Bor machte sich schließlich nicht nur Sorgen wegen der Empfangsangestellten.

Er kam gar nicht auf den Gedanken, daß er sich allerdings auch nicht nur Sorgen wegen der Sicherheitsbeamten hätte machen sollen.

Erst nachdem der hübsche Junge von der Luau gegangen war und Bor erschöpft und befriedigt einschlafen wollte, klingelte das Telefon an seinem Bett.

Da mußte jemand falsch gewählt haben, dachte Bor verärgert, als er schläfrig nach dem Hörer griff. Doch dem war nicht so. Es war tatsächlich für ihn, und die Person, die mit ihm sprach, tat es auf georgisch.

Und so geschah es um Viertel vor zwei am Morgen, während sein Körper noch immer seine jüngste Erleichterung genoß und sich nach Schlaf sehnte, daß Arkady Bor aus dem Ilikai Hotel auszog, ein Taxi verlangte und trübsinnig die lange Fahrt durch Honolulu und um die Bucht herum durchsaß. Seine Anweisungen lauteten, daß er sich ein Zimmer in einem zu einer Hotelkette gehörenden Motel in Nähe des Flughafens nehmen und auf weitere Instruktionen warten sollte, und langsam begann er zu bezweifeln, daß es klug von ihm war, ihnen Folge zu leisten. Hätte er nicht einfach den Sicherheitsoffizier von Vulcan anrufen sollen? Die Antwort darauf war ganz einfach: Ja. Das hätte er tun sollen. Doch Vulcan war Hunderte von Meilen entfernt, während die Frau am anderen Ende der Telefonleitung möglicherweise direkt vor seiner Tür gestanden hatte. Inzwischen war nicht mehr nur das Leben seiner Tochter in Gefahr sondern auch sein eigenes.

Er bezahlte den Fahrer und gab ein mickriges Trinkgeld, um dann streitlustig zur Empfangstheke des Motels zu schreiten. »Ich will ein Zimmer, nur für diese eine Nacht. Ich habe nicht reserviert«, polterte er, halb darauf hoffend, daß kein Zimmer frei war; doch in diesem Hotel an diesem Ort gab es jede Menge freie Zimmer. Er trug sich mit dem Namen ein, den zu gebrau-

chen man ihm aufgetragen hatte, William P. Johnson, und obwohl er nicht im mindesten wie ein ›Johnson‹ aussah oder sprach, und obwohl er keine Kreditkarte auf diesen Namen hatte, verlangte die schläfrige Frau an der Theke nur, daß er im voraus bar bezahlte.

Im Zimmer setzte er sich auf die Bettkante, blickte zornig um sich. Heruntergekommener Laden! Die Hotelhalle hatte fast präventiv gewirkt, aber dieses Zimmer war eher wie eine Gefängniszelle, ein winziger Raum mit kahlen weißen Wänden. Im Bad war ein Spender für Flüssigseife, wie in einer öffentlichen Toilette – wirklich überhaupt kein Vergleich zu der Suite im Iikai! Andererseits würde er hier auch keine hübschen jungen Männer empfangen, was machte es da schon?

Es war drei Uhr, bevor sein Telefon klingelte, und die Instruktionen, die er erhielt, waren einfach. Nehmen Sie den Seitenausgang. Gehen Sie zehn Meter bis zur Ecke. Bestellen Sie einen Kaffee, setzen Sie sich hin, warten Sie.

Und so verging noch mal fast eine Stunde. Bor konnte es verstehen. Wer immer an seinen Fäden ziehen mochte, wollte sich bei jedem Schritt sorgfältig davon überzeugen, daß er nicht beschattet wurde, daß Bor nicht doch diesen Anruf bei der Sicherheitsabteilung getätigt hatte, daß keine Sturmabteilung des Marinegeheimdienstes darauf lauerte, im Augenblick der Kontaktaufnahme zuzuschlagen. Er wünschte, es wäre so. Nun, da es zu spät war, gelangte er zu der Überzeugung, daß er um Hilfe hätte rufen sollen. Es war zwar äußerst unwahrscheinlich, daß sie rechtzeitig eingetroffen wäre, obwohl es im Taxi Augenblicke gegeben hatte, da er dachte, er würde verfolgt. Er inspizierte die anderen Gäste in Sam's All-Nite. Gehörten welche davon zum KGB? Zur CIA? Zum FBI? Wie sollte man das auch feststellen, da sie nicht so entgegenkommend waren, Namensschilder zu tragen? Er baute sich in der Warteschlange zwischen zwei riesigen Jünglingen auf, die einander etwas zumurmelten, in einer Sprache, die er entweder nicht kannte, oder die aus jener verrückten Inselversion des Englischen bestand, die für jemanden fast ebenso unverständlich war, der sein Englisch im Polytechnikum zu

zu Tiflis gelernt hatte. Sam's All-Nite Drive-Inn war kaum mehr als ein Eckparkplatz mit einem Fast Food-Bau an einer Ecke, ein paar hölzernen Tischen und Bänken in der anderen, und einer Speisekarte, die seine Stimmung noch säuerlicher machte. Seine Genüsse hatten ihn etwas mäkelig gemacht. Gern hätte er eine Scheibe frische Papaya zu sich genommen oder vielleicht auch etwas von diesem amerikanischen Rührei mit selbstgemachten Fritten, das sich so schrecklich anhörte, aber um drei Uhr morgens tatsächlich durchaus genießbar war. Aber nicht hier. Hier gab es Tacos. Burgers. Die ›Spezialitäten des Hauses‹ erwiesen sich als Brathähnchen und Jumboshakes. Er riskierte es mit Curryrindfleisch. Und verlor. Als er sich hinsetzte, um den Behälter aus Schaumplastik zu öffnen, erwies sich das Gericht als fettiger Eintopf mit zwei Eßlöffeln kaltem Reis.

Der Kaffee war ebenso schlimm, übersäuert und dickflüssig. Er trank ihn dennoch, um die Schläfrigkeit zu vertreiben. Eine halbe Stunde später, als die wenigen anderen Gäste, die um ihn herum gesessen hatten, verschwunden und durch andere ersetzt waren, und als es immer noch nicht das leiseste Anzeichen für weitere Instruktionen oder ein Treffen gab, warf er den leeren Behälter und das unberührte Currygericht in einen Mülleimer und holte sich eine weitere Tasse Kaffee. Sie war noch schlimmer als die erste. Was hatte er nur falsch gemacht, um an diesem Ort zu enden?

Allerdings – welche Alternativen hatte er schon gehabt? Fast vom ersten Augenblick seiner Geburt an war sein ganzes Leben fremdbestimmt gewesen. Er war kaum zwei Jahre alt gewesen, als sein Onkel, der Divisionskommandeur, bei den Tuschewskij-Säuberungen erschossen wurde; zehn, als man seinen Vetter, den Fallschirmjägerhauptmann, dafür erschoss, weil er zur Wlasow-Armee übergelaufen war, die auf der deutschen Seite kämpfte. Und in der Zeit dazwischen konnte er sich nur an den Krieg erinnern. Als Siebenjähriger hatte er eine Partisanenausbildung bekommen. Eine Partisanenausbildung! Für einen Jungen, der manchmal immer noch das Bett näßte! Hatte den Befehl erhalten, sich im Falle eines deutschen Sieges in Georgien in die Berge um Tiflis zurückzuziehen, um aus dem Hinterhalt zu

schießen, Überfälle zu machen, zu spionieren, zu töten! Für Bor, der über fünfzig war, erschien es wie eine grausige Märchenvorstellung, doch damals war es bloß grausig gewesen. Es war nichts Märchenhaftes an der Karte, die das sowjetische Georgien zeigte, zwischen zwei Meeren eingekeilt, von denen eins bereits deutsch war, mit der Türkei im Süden, gegen die sein Großvater im Kampf gefallen war, und den Nazis im Norden, die dort gerade Stalingrad einschlossen.

Doch Bor hatte sich als Jungpartisan hervorgetan, in der Ausbildung, und die Nazis waren glücklicherweise nie so weit vorgeückt. So übersah man seine Verwandten. Er bekam Gelegenheit, die bevorzugten Schulen zu besuchen, jene, die einem echte Karrieren ermöglichten. Keine Militärkarrieren; dazu war der kleine Arkady zu klug gewesen, schließlich hatte er das Beispiel seiner Verwandtschaft vor Augen. Und als er als schlacksiger Teenager dem Allweisen persönlich vorgestellt wurde, zusammen mit zwanzig anderen, um die Auszeichnungen für ihren treuen politischen Aktivismus und ihre herausragenden schulischen Leistungen entgegenzunehmen, da war es Arkady Bor gewesen, dem Stalin persönlich den Kopf getätschelt hatte. Vielleicht weil auch er Georgier war? Weil er sehr klein für sein Alter war, und weil Stalin Leute bevorzugte, die kleiner waren als er? Egal. Der Kopf, den die Hand des Marschalls persönlich berührt hatte, galt seinen Lehrern und Kommilitonen als heilig, und so hatte Bor keine Schwierigkeiten gehabt, als Klassenbesten abzuschneiden.

Natürlich waren später schwierige Zeiten gefolgt – nach dieser verdammungswürdigen ›Geheim‹-Rede Chruschtschows, in der dieser dem Stalinismus abschwor; und besonders später, sehr viel später, als der Laborassistent gedroht hatte, zu offenbaren, was er und Bor in jenen Nächten zu treiben pflegten, wenn alle anderen fort waren... Plötzlich schwitzte Bor in dem Trenchcoat, der ihm noch an diesem Morgen zu leicht erschienen war, und merkte plötzlich, daß er gedöst hatte.

Der Toyota, der am Gehsteig parkte, war schon lange dort. Er stand auf und warf einen Blick auf den Wagen.

Auf der Fahrerseite ging die Tür auf. Die Frau, die ausstieg,

kam Bor irgendwie bekannt vor; vielleicht hatte er sie schon einmal irgendwo gesehen? Groß, dunkel, Hakennase – natürlich! Sie hätte eigentlich ein rotes Abendkleid tragen sollen! Es war die Frau, die der Sicherheitsbeamte ihm beschrieben hatte. »Na, Arkady Semjawitsch«, sagte sie lächelnd in fließendem Georgisch, »du hast aber wirklich interessante Zeiten hinter dir, nicht wahr?«

Er ließ sich wieder auf die Bank sinken.

Sein ganzes Leben als Erwachsener hatte er sich gefragt, wie es sich wohl anfühlen müßte, um Mitternacht ein Klopfen an der Tür zu hören oder die Hand zu spüren, die sich von hinten auf die Schulter legte, wenn man gerade seinen Arbeitsplatz verlassen wollte. Er hatte sich gefragt, wieso der Vater seines Schulkameraden, der Direktor der Fabrik, in der er als Jugendlicher gearbeitet hatte, wieso die Hunderte von anderen, die vom KGB abgeholt waren – Nachbarn, Eltern von Freunden, Bekannte aus der Schule oder von der Arbeit – , wieso jeder von ihnen so gänzlich widerstandslos mitgegangen war, einem Schicksal entgegen, von dem sie mit Sicherheit wissen mußten, daß es nur in der ausweglosen Vernichtung enden konnte. Jetzt wußte er es. Er konnte keinen Finger rühren. Er sah, daß die Frau eine Schultertasche trug und einen Schirm, säuberlich zusammengerollt, wie eine Waffe gehalten, auf ihn gerichtet. Er wußte, worum es sich bei diesen Schirmen handeln konnte. Doch es war nicht die Angst davor, auf der Stelle erschossen zu werden, die ihn erstarren ließ. Es war eine Art Betäubung. Kein einziger Muskel wollte sich noch bewegen. Ein in psychedelischen Farben bemalter Lieferwagen kam kreischend herangefahren und bremste abrupt im Halteverbot; zwei riesige Beachboys stiegen aus, rissen Witze mit dem Mädchen an der Theke. Bor sah ihnen trübsinnig nach: Wie herrlich es doch sein mußte, keine anderen Sorgen zu haben, als ab und zu mal eine ältere Touristin zu vögeln und dabei vielleicht Geld zu klauen, um Dope zu kaufen!

»Sprich mit mir, Zek«, befahl die Frau.

»Ich war nie ein Zek!« protestierte er.

»Nein, soweit bist du nie aufgestiegen«, stimmte sie ihm zu. »Du warst in Schwierigkeiten, wegen deiner ekelerregenden Sexualpraktiken, nicht wahr, Arkady Semjawitsch? Und bist du es nicht schon wieder?« Sie schüttelte den Kopf und ruckte ihn dann, das Signal, daß Bor aufstehen sollte. Sie marschierte mit ihm zur Theke hinüber, bestellte sich selbst einen Softdrink und eine Tasse Kaffee für Bor. »Und jetzt«, sagte sie, »wollen wir uns setzen und uns unterhalten, mein Freund.«

»Ich bin nicht dein Freund!«

»Ah, du wirst es werden, Arkady Semjawitsch. Das verlangt die Logik der Situation.« Sie nippte an dem Pappbecher, schnitt eine Grimasse, fischte die Hälfte des zerstoßenen Eises heraus und warf es auf den Asphalt. »Natürlich«, fuhr sie fort, »kennen deine Päderastenfreunde keine Loyalität. Sie haben uns sofort angerufen, sobald sie dich erblickten. Vielleicht haben sie auch andere angerufen, wer weiß?«

»Das würden sie nicht tun!« wandte er ein, doch sein Magen war anderer Meinung. Der schale, verkochte Kaffee lag wie Blei darin.

»Für jemanden wie dich«, sagte sie ernst, »gibt es nirgendwo Freunde. Nicht einmal die Amerikaner mögen einen solchen Dreck wie dich, Bor. Deine Krankenhausunterlagen sind immer noch verfügbar. Die könnten sehr leicht in die Hände des CIA geraten.«

»Das wäre ein sinnloser Akt!« protestierte er.

»Natürlich wäre es das nicht! Und natürlich wäre es äußerst schlimm für dich. Deshalb habe ich eine Lösung. Du wirst deinem Vaterland helfen, wie es von dir verlangt wird. Meinst du etwa, daß du dem Staat gegenüber keine Verantwortung mehr hast, nur weil du ein paar tausend Kilometer herumgereist bist?«

»Aber wenn ich für euch spioniere, werden sie mich erschießen!«

Sie hob die Schultern und nippte an ihrer Seven-Up. »Und wäre das nicht ein Segen, wenn dein erbärmliches Leben ein Ende

fände? Aber das wird nicht geschehen.

Der Staat hegt Mitleid mit Leuten wie dir. Man wird von dir nicht verlangen, dich Gefahren auszusetzen. Sie werden dich nicht erschießen. Du wirst mir lediglich Berichte und Informationen liefern.« Sie beugte sich vor und tätschelte seine Hand. »Wie nervös du doch bist, Arkady Semjawitsch. Vielleicht möchtest du eine Injektion Haioperidol, um deine Verspannungen zu lösen?«

»Nein! Was willst du von mir?« krächzte er.

»Ich? Ich will gar nichts. Dein Land will etwas von dir, Arkady Semjawitsch. Und auch das ist nicht viel.« Sie sah auf die Uhr. »In wenigen Augenblicken begeben wir uns an einen Ort, wo wir frei sprechen können und ungestört sind. Wir werden uns unterhalten, du und ich und einige andere, die an diesem Vulcan-Projekt interessiert sind. Nicht mehr. Nur ein Gespräch unter Freunden, und dann bringen wir dich zum Flughafen zurück, damit du deinen Flug nach Hilo erwischst, und niemand wird etwas davon erfahren, eh? Ich merke, daß du gar nicht fragst, wie es deiner Tochter geht«, bemerkte sie.

Es war ein sehr langer Tag gewesen, voller erschöpfender Ereignisse und er war jetzt auch körperlich erschöpft. Wie übel sich die Dinge doch entwickelt hatten, ihn in dieses schmutzige Loch zu bringen, wo diese Rabauken von Beachboys herumschrien und mit dem Mädchen an der Theke witzelten und herumfummelten, während sein Leben in Gefahr war!

»Ah«, meinte die Frau nickend, »ein Mann wie du kann sich natürlich nicht um ein Einzelschicksal kümmern. Ich verstehe. Nicht wenn man so große Dinge vorhat, wie die Vernichtung des Vaterlands, ja vielleicht sogar der ganzen Welt? Wie schade, Bor!«

Ihr törichtes Mißverständnis pikierte ihn. »Nein, nein! Genau das Gegenteil ist der Fall! Siehst du denn nicht, daß wir die Welt tatsächlich retten können? Der Atomkrieg ist überholt. Der nukleare Winter würde alle vernichten, wenn auch nur hundert Raketen losgehen...«

»Während du dagegen einen besseren Ausweg gefunden hast! So daß du nur noch eine einzige Bombe brauchst, mit der du jedermann umbringen kannst. Mein Kompliment, Bor!«

»Nein! Nicht eine Menschenseele wird durch Vulcan getötet werden. Die *Ernten* sind es, die vernichtet werden. Nicht einmal Städte, nicht einmal Fabriken oder Raketenstützpunkte.«

Ihr Blick war jetzt die schiere Verachtung, vielleicht mit etwas Furcht vermischt. »Und wenn die Ernten zerstört sind, wird das Sowjetvolk dann nicht verhungern?«

»Nur wenn es darauf besteht! In Amerika, Australien, Lateinamerika gibt es riesige Getreidespeicher – genug, um die ganze Welt ein Jahr lang zu ernähren. Natürlich wird man sich einrichten müssen. Man kann kein Getreide darauf verschwenden, Tiere zu füttern, um danach die Tiere zu essen. Das ist zuviel der Vergeudung. Ein oder zwei Jahre lang wird jeder Brot essen müssen anstatt Steaks, aber ist das wirklich so schlimm?«

»Ach ja? Und woher will unser Sowjetvolk dieses Getreide bekommen? Werden wir einfach zu den Amerikanern sagen: >O ja, ihr habt uns die Sache klargemacht. Wir sehen ein, daß ihr es ernst meint, also füttert uns, bitte?«

Bor murmelte: »Na ja, natürlich wird es Gegenleistungen geben müssen.«

»Was denn? Sprich es aus, Bor! Was für Gegenleistungen?«

Wieder zuckte er die Achseln, trübsinniger denn je. Die Frau weigerte sich einfach zu verstehen. Wieviel leichter es doch war, diese Dinge einem Team vom Pentagon oder einem Kongreßausschuß zu erklären! Leuten, die keine Schußwaffen auf einen richteten! In einem wohlbeleuchteten, klimagekühlten, mit Ledersesseln bestückten Konferenzzimmer, und nicht in diesem Etablissement zum schmutzigen Löffel. »Diplomatische Vereinbarungen«, sagte er. »Abrüstungsvereinbarungen. Verträge. Vielleicht auch eine Veränderung der Politik militärischer Einsätze an bestimmten Orten.«

»Und mit einseitiger Abrüstung, damit die Amerikaner ihre

Cruise Missiles und ihre MX-Raketen behalten dürfen? Ach, Bor? Du meinst, daß die Sowjetunion kapitulieren muß!«

»Warum auch nicht?« brauste er auf. »Warum nicht vor der *Freiheit* kapitulieren?«

Sie lachte, ein metallisches Husten von einem Lachen. »Natürlich die Freiheit, wie du sie schätzt«, sagte sie grausam, »beispielsweise die Freiheit, deine grotesken Sexualpraktiken mit dem Mund und dem After anderer Männer ausführen zu dürfen – oder ziehst du die weibliche Rolle vor, Bor? Daß sie es mit dir machen? Du widerst mich an, Bor! Steig jetzt in den Wagen!« Sie gestikuliert mit dem aufgerollten Schirm, dann stach sie ihn mit der Spitze.

Gehorsam erhob sich Bor. Er war an allen Fronten geschlagen.

Und doch...

Und doch, überlegte er, würde er möglicherweise aus der Sache noch etwas herausholen können. Angenommen, er tat, was man von ihm verlangte. Wenn er klug und vorsichtig vorging, brauchten es die Amerikaner niemals zu erfahren, und auf Vorsicht würde er auch bestehen. Vielleicht konnte er sogar noch auf mehr bestehen, dachte er, während er ohne hinzuschauen an dem psychedelischen Lieferwagen vorbei auf den Toyota der Frau zuing. Auf Geld vielleicht? Warum nicht? Gewiß konnte der Geheimfond der KGB es sich doch erlauben, ihm ein paar tausend Dollar im Monat zu zahlen, um ihn bei Laune zu halten, auf ein Bankkonto, vielleicht in der Schweiz – ach ja, und außerdem gewisse unverbrüchliche Garantien, das Wohlergehen seiner Tochter betreffend...

Überrascht hörte er plötzlich, wie die Frau hinter ihm einen erstickten Schrei ausstieß.

Er drehte sich um, war entsetzt: Die Beachboys an der Theke hatten ihr Geplauder mit dem Mädchen abgebrochen und rannten auf sie zu. Die Tür des Lieferwagens hatte sich geöffnet, und ein großer Mann war ausgestiegen; er hatte die Frau vom KGB heftig mit einem Gegenstand auf den Hinterkopf geschlagen, der

nach einem Baseballschläger aussah. Und dann geschah alles blitzschnell. Der riesige Mann packte die Frau an den Schultern und riß sie in den Lieferwagen; das Paar von der Theke nahm Bors Arme und zerrte ihn hinter ihr her. Im nächsten Augenblick war er auch schon im Wagen, und die Tür hatte sich hinter ihnen geschlossen.

Im Innern lagen zwei Matratzen, an einer Seite war eine Holzbank befestigt. Die beiden Männer übernahmen die Bank, die bewußtlose Frau wurde auf eine der Matratzen geworfen. Der dritte Mann kletterte auf den Fahrersitz und startete den Wagen. Bor mußte in unbequemer Stellung kniend auf der anderen Matratze verharren, er wurde hin und her geworfen, als der Lieferwagen mit immer größerer Geschwindigkeit aus dem Parkplatz von Sam's All-Nite Drive-Inn herausfuhr.

Während der Wagen kreischend um Ecken jagte und auf eine Zufahrt rollte, versuchte Bor sich abzustützen, blickte um sich. Der Lieferwagen besaß keine Seitenfenster, doch war es nicht völlig dunkel. Aus dem Fahrerabteil drang genug Licht von den Straßenlaternen ein, daß Bor die beiden Männer erkennen konnte, die neben ihm saßen. Sie waren groß, von bronzener Hautfarbe, eher asiatische Typen. Einer von ihnen hielt noch immer den Baseballschläger; der andere untersuchte gerade neugierig den tödlichen Regenschirm der Frau vom KGB. Bor schienen sie keinerlei Beachtung zu schenken.

Vom Regen in die Traufe. Mit flauem Gefühl im Magen erkannte Bor, daß derjenige, der den KGB seinetwegen angerufen hatte, auch noch andere Leute angerufen haben mußte, und daß es sich bei diesen Männern um niemand anders handeln konnte als um die Terroristen, von denen die Zeitungen kürzlich berichtet hatten.

Er tat sein Bestes. Als er wieder vernünftig atmen konnte, rief er: »Sind Sie die... wie heißt das noch... die Maui Mau-Mau?«

Der Mann mit dem Baseballschläger lachte. »Kamehameha Korps, Haole-Schwein«, berichtete er ihn.

Bor wischte die Unterscheidung mit einer Geste beiseite. »Auf

jeden Fall müssen Sie mir zuhören. Diese Frau ist eine KGB-Agentin! Ich muß Ihnen danken, daß Sie mich vor ihr gerettet haben.«

»Schnauze!« sagte der Mann leise.

»Aber wirklich! Ich verspreche Ihnen, daß Sie eine hohe Belohnung bekommen, nur müssen Sie uns sofort zu einem Telefon bringen, damit ich einen Sicherheitsbeamten anrufen kann!«

Der Mann sagte nichts mehr. Er grinste nur und hob den Schläger, spielerisch mit ihm drohend. Bor seufzte und schloß die Augen. Was geschehen würde, würde geschehen, und nichts davon lag mehr in seiner Macht.

Allerdings war es merkwürdig, daß der Mann gelächelt hatte. Bor verstand dieses Lächeln erst, nachdem der Lieferwagen eine halbe Stunde später abbremste und stehenblieb. Der Fahrer tauschte mit irgend jemandem draußen murmelnde Worte.

Die KGB-Frau war laut schnarchend in Bors Schoß gerollt. Hastig löste er sich von ihr, beugte sich so weit vor, wie er konnte, so weit, wie es der Mann mit dem Baseballschläger zuließ. Er konnte nur wenig erkennen, und auch das nur einen Augenblick lang; aber was er sah, war erstaunlich.

Der Mann, mit dem der Fahrer sprach, befand sich in einer Art Wachhäuschen, ein Stück Papier studierend, das der Fahrer ihm übergeben hatte; und er trug den weißen Helm eines Militärpolizisten der Army.

## 16. Kapitel

Der Feuergürtel, der das Pazifikbecken umgibt, wird von der schrecklichen Hitze und den Spannungsverhältnissen im Inneren der Erde gespeist. Es gibt noch weitere Feuerringe. Diese sind nicht natürlicher Art, sondern von Menschen erschaffen. Ihr Feuer ist nuklearer Art. Und sie umzingeln keine Ozeane sondern Nationen.

Zweck der Atomwaffen – wie aller anderen Waffen auch – ist es, andere dazu zu zwingen, das zu tun, was man von ihnen verlangt. Das ist die Doktrin der *force majeure*. Sie funktioniert gut – egal ob das, was man verlangt, moralisch oder fair ist, und ganz sicherlich unabhängig davon, was die andere Partei wünscht – , es sei denn, der andere ist ebenfalls bewaffnet. Dann bleibt beiden nur noch die Möglichkeit, einander umzubringen.

Die Existenz der Vereinigten Staaten beispielsweise ist sehr unbequem für die Sowjetunion. Wäre die UdSSR die einzige Atomgroßmacht der Welt, hätte sie keine Schwierigkeiten, einer beliebigen anderen Nation oder sogar allen auf einmal ihren Willen aufzuzwingen. Schon ein einziger ballistischer Atomsprengekörper, über einer einzigen Stadt abgeworfen, würde beweisen, daß sie es ernst meinte. Gäbe es danach noch irgendwelchen Widerstand, so stünden noch etwa zehntausend weitere Atomraketen bereit, um die Lektion zu wiederholen. Jede der Supermächte verfügt über mehr Atomwaffen, als es Städte auf der Welt gibt. Wollte China nicht mehr gehorchen? Einfach nur Beijing ausradieren; dann würde der Rest sich schon bald fügen. Atomar unbewaffnete Vereinigte Staaten wären vielleicht ein etwas größeres Problem, doch wenn erst einmal Washington, New York, Chicago und Los Angeles verkohlt waren und im Sterben lagen, würden etwaige Einwände der Überlebenden kein Gewicht mehr haben.

Das Gleichgewicht gesicherter gegenseitiger Vernichtung machte einen Strich durch derlei finstere Rechnungen – auf beiden Seiten – , und die Raketen, die auf die Städte des Westens ge-

richtet waren, blieben aus Angst vor der Vergeltung ebenso in ihren Silos wie jene, deren Ziele Moskau, Havanna und Hanoi waren.

Nichtatomare Kriege waren immer noch möglich. Und sie fanden auch statt: in Afrika und Lateinamerika, in Kambodscha und Afghanistan, praktisch überall außerhalb des Gebiets der Supermächte. Doch die Macht der Atomwaffen überschattete sämtliche anderen Überlegungen, wenn es um Konflikte zwischen diesen beiden Riesen ging. Es war überholt, Marine gegen Marine einzusetzen; ein einziger Raketenkreuzer wie die U.S.S. *Columbus* besaß allein schon so viel Kampfkraft, daß sie jede Seeschlacht der Kriegsgeschichte für sich hätten entscheiden können. Die Heere lagen, so mächtig sie auch sein mochten, in Ketten: Was nützte es, mit einem Heer Schlachten zu gewinnen, wenn inzwischen das Land hinter diesem Heer vernichtet wurde?

Vierzig Jahre lang hatten die beiden Supermächte versucht und danach gestrebt, einander im Rüstungswettlauf in den Schatten zu stellen und an Bedrohung zu übertrumpfen. Die Feuergürtel, die sie umeinander legten, wurden immer straffer. Den atomaren Pershing II auf der einen Seite der Grenzen standen auf der anderen atomare SS-20 gegenüber. Die Unterseeboote der Großmächte belauerten die Küsten des jeweiligen Gegners, die Atomraketen stets einsatzbereit, in warmen Meeren und in kalten – sogar unter dem Eis der Arktis, wo die sowjetischen U-Boote vom Typ *Taifun* und die amerikanischen Unterseeschiffe der *Los Angeles-Klasse* gleichermaßen die Eisoberfläche punktierten konnten, um ihre Sprengsätze abzufeuern. Zu manchen Zeiten, auf manche Weise, besaß die eine Seite mal mehr Waffen als die andere; worauf diese ihre Anstrengungen verdoppelte und selbst einen teilweisen und vorübergehenden Vorteil errang. Nichts änderte sich. Das Gleichgewicht des Schreckens erwies sich als sehr robust und widerstandsfähig gegen kleinere Fluktuationen. Es war, als wäre eine amerikanische Tunnelratte in den unterirdischen Labyrinthen Vietnams auf einen Vietcongverteidiger gestoßen: Da machte es kaum einen Unterschied, ob der eine sechs Handgranaten besaß und der andere nur vier. Keiner von beiden würde überleben.

Und so gelangte keine der beiden Supermächte zu einem wirklich signifikanten Vorteil, weil jede stets die Macht besaß, die andere auszulöschen... Sofern sie dabei in Kauf nahm, ihrerseits ausgelöscht zu werden.

Terroristenbanden nehmen Individuen gefangen und halten sie als Geiseln, zwingen ihnen unter Todesandrohung ihren Willen auf. Supermächte geben sich nicht mit Individuen ab. Sie halten sich ganze Völker als Geiseln.

## 17. Kapitel

David hatte sehr schlecht geschlafen – ein halbes Dutzend Mal war er in der Nacht aufgestanden, um beim Polizeihauptrevier telefonisch nachzufragen, ob es irgendwelche Nachrichten von Rachel Chindler gab, und jedesmal hatte er dieselbe Antwort erhalten. Es dämmerte bereits, als er schließlich einschlummerte, und sein Wecker läutete um sieben. Als es wenige Minuten später an der Tür klingelte, trug er daher immer noch einen Morgenmantel, in der Hand hielt er eine Tasse mit einem Löffel löslichen Kaffees.

Es war die junge Polizeisergeantin Nancy Chee. »Haben Sie sie gefunden?«

Chee schüttelte bedauernd den Kopf. »Es gibt da allerdings etwas, das mit ihrer Entführung in Zusammenhang stehen könnte. Kennen Sie eine junge Frau namens Alicia Patterson?«

Ein Summen in der Tür, dann trat Kushi ein, majestätisch in einen Muumuu von der Größe eines Heißluftballons gekleidet. »Natürlich kennen. Freundin meines Enkels. Gib mir Becher, David.« Sie füllte ihn aus dem Kessel, den sie in der Hand hielt, während sie der Polizeisergeantin zuhörte.

»Alicia Patterson wurde gestern bei dem Versuch verhaftet, einen Wagen zu stehlen.«

David sagte überrascht: »Das tut mir leid zu erfahren. Sind Sie sich ganz sicher?«

»O ja, Dr. Yanami. Sie hat auf einem Parkplatz von Hertz die Zündkabel eines Toyota kurzgeschlossen. Das Problem des fehlenden Zündschlüssels hat sie gut umgangen, aber sie muß nervös gewesen sein. Jedenfalls hat sie bei der Ausfahrt einen Postlieferwagen gerammt und versuchte in dem Toyota zu fliehen. Ein Polizeiwagen hat die ganze Sache beobachtet.« Sie zögerte. »Das Problem ist«, fuhr sie schließlich fort, »daß Sie und Ihr Nefewe Albert als hawaiianische Nationalisten in den Akten stehen.«

»Dagegen gibt es kein Gesetz«, erwiderte David instinktiv und zuckte dann die Achseln. »Ein Reflex. Tut mir leid. Wollen Sie

damit andeuten, daß Lono mit der Entführung zu tun gehabt haben könnte?«

»Um das zu fragen, bin ich zu Ihnen gekommen, Dr. Yanami. Patterson behauptete, daß sie einfach nur eine Spritztour machen wollte, aber das erscheint mir nicht sehr logisch. Ihre Persönlichkeit gibt keinerlei Hinweise darauf, daß sie so etwas tun würde.«

»Nein«, räumte David ein. »Ein nettes Mädchen. Ernsthaft.«

»Außerdem vermißt man oben in der Nähe von Waimea ein Fahrzeug. Einen Farmwagen. Paßt zu der Beschreibung eines Lieferwagens, der sich auf dem Parkplatz der Universität befand.«

David war verwundert. »Denken Sie etwa, daß Alicia beide Wagen gestohlen hat?«

»Nein – sie hätte es wahrscheinlich tun können, nehme ich an, aber wir glauben nicht, daß sie es war, die Mrs. Chindler entführte. Sie wurde ziemlich genau zur selben Zeit festgenommen, und Mrs. Chindler war auf keinen Fall bei ihr. Da liegt wohl die Vermutung näher, daß der Entführer Mrs. Chindler in dem Lieferwagen fortbrachte und diesen dann irgendwo abstellte, um das Fahrzeug zu wechseln. Patterson sollte wohl den zweiten Wagen beschaffen, wurde aber dabei verhaftet. Natürlich haben wir eine Großfahndung nach dem Lieferwagen auf dem Universitätsparkplatz eingeleitet, sobald wir seine Beschreibung hatten, doch bisher ohne Erfolg. Entweder gibt es noch eine dritte Partei, die dann tatsächlich einen Wagen beschaffte, oder Mrs. Chindler und ihr Entführer – oder ihre Entführer – sind immer noch irgendwo in dem Lieferwagen unterwegs. Sollte dem so sein, werden sie nicht weit kommen.«

»So oder so«, sagte David schleppend, »glauben Sie jedenfalls, daß mein Neffe an der Entführung beteiligt war. Vermutlich auch an der Flugzeugentführung.«

»Wir müssen alles überprüfen«, entschuldigte sich Chee. »Eins ist sicher. Wer immer Mrs. Chindler entführt hatte, wußte, wo sie

sich aufhalten würde. Wer hätte das wissen können?«

»Nun – ich natürlich. Frank, und seine Sekretärin. Sie wußten es...« Er furchte die Stirn. »Ach ja, und dem wachhabenden Beamten vom Lyman habe ich es auch mitgeteilt, glaube ich. Nein, ich weiß es sogar ganz genau; und seiner Sekretärin auch. Ich wollte, daß sie die Angelegenheit etwas beschleunigen, damit ich in Franks Büro zurückkehren und Rachel abholen konnte.«

Die Sergeantin seufzte. »Und jeder davon hätte es irgendeinem anderen erzählen können. Na, wenigstens haben Sie nicht gleich eine Zeitungsanzeige aufgegeben.«

»Ich hatte keinen Grund zu der Annahme, daß einer von ihnen das weitererzählen würde«, erwiderte David frostig.

»Natürlich nicht. Noch jemand?«

»Nein, ich glaube nicht«, sagte David nachdenklich. »Ich bin eigentlich sonst niemandem begegnet.«

»Hast mich gesehen, David«, sagte seine Großmutter und stopfte dabei Tabak in ihre Pfeife. David musterte sie erschrocken. Die Sergeantin fragte schnell: »Aber haben Sie es irgend jemandem erzählt?«

»Habe ich«, antwortete Kushi mit schwerer Stimme. »Lono hat angerufen. Habe lange mit ihm gesprochen, sehr freundlich – schon lange her, seit ich mich mit Lono mal richtig nett unterhalten habe. Habe ihm gesagt, wohin die Wahine gegangen ist.«

Während Nancy Chee mit der Hauptwache telefonierte, saß David da und starrte seine Großmutter an. Sie nahm die Pfeife aus dem Mund und erwiderte seinen Blick. »Du, David... hm... du hast recht. Habe schlimmen Fehler gemacht.«

»Du hast mir überhaupt nichts erzählt!«

Kushi erwiderte: »Was denn erzählen? Schön, habe ich also versucht, Lono gestern abend anzurufen, ohne Antwort. Gut, vielleicht ist er mit einem Mädchen ausgegangen. Heute morgen rufe ich wieder an, immer noch keine Antwort. Wollte es dir gerade eben sagen. Da kam die Polizistin.«

»Du hättest einfach sagen müssen, daß er davon wußte.«

»Du hast recht, David«, sagte sie ernst, »aber er ist immerhin ein Urenkel.«

David starrte seine Großmutter wieder an. Lono? Das aufgeweckte kleine Kind, das erst gestern noch entzückt von Eisenhower-Halbdollars und Susan B. Anthony-Münzen gewesen war? Daß der Junge sich die Philosophie der Gegner der europäischen Zerstörung der Inseln zu eigen gemacht hatte, war eine Sache – und nicht einmal eine schlechte, denn David teilte seinen Groll. Den *philosophischen* Groll. Aber sich den Terroristen anschließen? Möglicherweise einer von diesen flugzeugentführenden Raubauken zu werden, die systematisch über zwanzig Leute ermordeten?

»Ich kann es nicht glauben«, sagte er.

Seine Großmutter summte mitfühlend einen Augenblick vor sich hin. »Zuviel Huhu«, pflichtete sie ihm bei. Und dann: »Du, David! Was ist mit dem Kind?« Sie wandte sich zur Tür, wo Nancy Chees leichter Schritt soeben ihre Rückkehr ankündigte. »Was meinen Sie, Nancy Sergeant? Meinen Sie das auch?«

Die Polizistin stockte, wurde aus Kushis Mitteilung nicht schlau. »Was ist mit dem Kind? Ach so, Sie meinen Mrs. Chindlers Sohn?«

»Rachels Kind... hm... richtig. Heißt Stephen. Soll herkommen.«

Nancy Chee musterte David, der ihren Blick erwiderte, ohne sich festzulegen. »Na, ich weiß nicht«, meinte sie. »Ich weiß nicht, ob es für so etwas Mittel gibt oder ob der Captain es befürworten würde.«

»Können Sie leicht einrichten«, meinte Kushi freundlich. »Leicht für Sie. Bringen den Jungen her, kann hierbleiben, bis Mutter gefunden.«

»Ich weiß wirklich nicht...«, fing Chee wieder an, doch Kushi schüttelte den riesigen Kopf.

»Weiß wohl, Nancy Sergeant«, bemerkte sie. »Weiß auch, daß

das Kind ganz allein ist... hm... noch keine schlechten Nachrichten über Mutter gehört. Wenn er das aus dem Fernsehen erfährt, wieviel Huhu? Nein! Rufen Sie ihn an, sagen Sie es ihm. Und dann bringen Sie den Jungen hierher. Richten Sie es ein!«

Die Polizistin überdachte es einen Augenblick, dann nickte sie bedauernd, seufzte und ging wieder ans Telefon. David schritt zum Fenster und blickte hinaus. Es hatte immer wieder mal geregnet. Er fragte sich, ob Rachel und sein Neffe da draußen im Regen gewesen waren. Nachdenklich rieb er sich dabei das Kinn. Völlig ohne Zusammenhang sagte er, über die Schulter gewandt: »Ich denke, ich werde mal meinen Bart abrasieren.«

Kushi kicherte. »Gute Idee! Rasur läßt dich... hm... jung aussehen.« Er wandte den Kopf, um festzustellen, weshalb seine Großmutter belustigt war; doch eigentlich brauchte er nicht zu raten. Da gab es eine Kausalität: den weißen Bart abrasieren, jünger aussehen – jung genug, damit die dreiundvierzigjährige Frau nicht mehr an ihren Vater denken mußte, wenn sie ihn ansah. »Ist schon in Ordnung, David«, tadelte ihn seine Großmutter überraschend sanft. »Es gibt keinen Grund, weshalb du diese Rachel nicht mögen solltest. Solltest auch das Kind kennenlernen.«

»Ihren Sohn?«

»Allerdings, David, lerne ihren Sohn kennen, dann weißt du, wie ihr miteinander auskommt. Danach rasierst du den Bart ab, siehst mal, was passiert.«

»Kushi, sie ist in einer verzweifelten Lage!«

Seine Großmutter nickte. »Dagegen können wir im Augenblick nichts tun, David«, sagte sie. Sie summte eine Weile vor sich hin, dann fügte sie hinzu: »Geh mit Nancy Sergeant, suche nach Lono, okay?«

David zögerte. »Wenn er wirklich zu den Terroristen gehört...«

»Dann wäre das schlimm, ja, David. Sogar ganz schlimm. Also geh, vielleicht kannst du mit ihm reden!«

Doch bevor David etwas antworten konnte, stand Nancy Chee wieder im Zimmer. »Sie werden versuchen, Stephen Chindler einfliegen zu lassen«, meldete sie, »aber während ich telefonierte, ist noch etwas anderes entdeckt worden. Dr. Yanami, man will, daß wir beide uns in den Park begeben. Man hat dort etwas gefunden, das Sie identifizieren sollen.«

Die Lavaröhre war eine große Touristenattraktion wegen ihrer Form und ihrer Geschichte. Wenn Lava den Berg hinunterfloß, war es ein zäher Strom wie Sirup, der an der Seite einer Dose herabrinnt. Beim Auskühlen verhärtete sich die äußere Haut des Stroms. In der auf diese Weise entstandenen Röhre floß weiterhin geschmolzenes Gestein. Dann wurde der Zustrom aus dem Berg unterbrochen, die Flüssigkeit in der Röhre versickerte, und zurück blieb das hohle Rohr. Natürlich lag es zuerst an der Oberfläche des Bergs, doch später wurde es von Lava überdeckt; und dann legte die Erosion ein Ende frei, bis es schließlich von Menschen entdeckt wurde.

Das Rohr sah eher aus wie ein kurzes Tunnelstück, das aus dem Nichts kam und ins Nirgendwo führte. Der Parkdienst hatte Lehm und Kies in die Röhre schaufeln lassen, um den Boden zu ebnen, doch die Form des alten Lavarohrs blieb erhalten. Es war sogar sehr geräumig mit seinen mehreren Yards Durchmesser, vier oder fünfhundert Fuß unter der Erdoberfläche. Obwohl David es schon dutzende Male gesehen hatte, als er Kinder oder insel-fremde Besucher dorthin begleitete, erschauerte er bei dem Gedanken, wie es wohl wäre, sollten die Lichter erlöschen, wenn sie gerade unter dem riesigen Gewicht der Erdmassen über ihren Köpfen eingeschlossen wären. Am Eingang der Röhre stand eine Busladung Touristen, von Verbotsschildern und zwei uniformierten Polizisten zurückgehalten, gackernd und schnatternd. Die Polizisten ließen David und die Sergeantin eintreten. Auf halber Länge der Röhre, genau in der Mitte, stand eine Gruppe von Polizisten, uniformierte und zivile; und als sie herantraten, hielt einer von ihnen eine geflochtene rote Strohsandale empor. »Können Sie das identifizieren?« fragte er.

Sergeantin Chee musterte erst den Mann, der die Sandale hielt, ohne ihn zu erkennen, dann sah sie auf Captain Fielding. Erst nachdem Fielding genickt hatte, sagte sie: »Ich denke schon. Sir. Rachel Chindler hat gestern morgen solche Schuhe getragen.«

David zermarterte sein Gedächtnis. »Ich glaube ja«, sagte er zweifelnd. »Ich achte nicht besonders auf Kleidung.«

Captain Fielding sagte: »Ich denke, damit wäre die Sache klar. Einer der Parkwächter hat den Schuh gefunden. Er wollte ihn schon wegwerfen – es ist nichts Ungewöhnliches, morgens hier Schuhe zu finden, ganz zu schweigen von gelegentlichen Büstenhaltern und Slips, doch Mrs. Chindlers Rückflugticket der United Airlines befand sich darin. Das Ticket hätte gestohlen sein können, aber niemand hätte nur einen Schuh gestohlen – also muß sie hier gewesen sein. Geben Sie die Meldung per Funk durch«, befahl er, worauf einer der Streifenpolizisten nickte und in Richtung Röhrenausgang verschwand. »Ich glaube, daß sie die letzte Nacht hier verbracht haben, um vor dem Regen geschützt zu sein. Und dann, vor der Morgendämmerung, haben sie am Vulcano House einen Wagen gestohlen. Wenn sie den noch einmal benutzen, werden wir sie kriegen.«

David runzelte verständnislos die Stirn. »Warum sagen Sie immer ›sie‹?«

Captain Fielding zögerte, dann antwortete er: »Wir sind uns nicht ganz sicher, welche Rolle Mrs. Chindler in dieser Sache spielt. Ich lasse durchgehen, daß sie möglicherweise auf dem Parkplatz in einen fremden Wagen eingestiegen ist, ohne sich dagegen zu wehren, vor allem, wenn der Fahrer tatsächlich Ihr Neffe gewesen sein sollte, den sie ja kennengelernt hatte. Ich lasse sogar durchgehen, daß er sie möglicherweise mit einer Waffe bedroht und dazu gezwungen hat, für längere Zeit bei ihm zu bleiben – aber nicht für immer. Es ist jetzt fast vierundzwanzig Stunden her, seit sie entführt wurde. Der Wagen wurde kaum zwanzig Fuß vom Hotel entfernt gestohlen. Sie hätte um Hilfe schreien können. Das hat sie nicht getan. Irgendwann in den vergangenen vierundzwanzig Stunden hätte sie in der Dunkel-

heit, hier oben im Park, leicht Gelegenheit haben müssen, davonzulaufen, und zwar mit einer ziemlich hohen Erfolgschance. Das hat sie nicht getan. Und dann ist da noch der Fall Kanaloa. Ich glaube, daß sie ihn wiedererkannt hat, Dr. Yanami. Aber sie hat es geleugnet.«

»Das ist doch aberwitzig«, empörte sich David, doch als der Polizeicaptain gerade den Mund öffnete, um etwas zu erwidern, warf der Mann in Zivil ein: »Einen Augenblick noch. Bevor Sie noch weitermachen, Fielding, wollen wir Dr. Yanami ein paar Fragen stellen.«

»Ich auch, Murchison«, erwiderte der Captain.

»Oh, das können Sie auch. Aber wir fangen als erste an. Nicht hier. Ich will, daß er in unser Büro mitkommt...«

»Kommt nicht in Frage. Sie können ihn hier verhören.«

»Nein.« Murchison schürzte die Lippen, dann sagte er in offensichtlichem Bemühen um Entgegenkommen: »Oben in meinem Wagen, damit ich die Antworten auf Band aufzeichnen kann.«

»Und danach bekommen wir ihn?«

Murchison zuckte die Achseln. »Das kommt darauf an, das wissen Sie doch. Wenn es keine Anklagepunkte gibt, ja.«

Anklagepunkte! Während seines ganzen über sechzigjährigen Lebens war David Kane Yanami nie mit der Möglichkeit konfrontiert worden, einmal unter Anklage gestellt werden zu können. Bei Bußgeldbescheiden wegen Verkehrsvergehen verwendete man solch einen Ausdruck nicht, und außerdem wurden Verkehrsvergehen nicht vom FBI verfolgt. Als David die versiegelte Plastikkarte musterte und neben dem Farbfoto von Mr. Murchison die Worte *Federal Bureau of Investigation* erblickte, explodierte seine Verwirrung mit den Worten: »Wollen Sie mich etwa der Entführung anklagen?«

»Einen Augenblick mal«, sagte Murchison, der mit seinem Aktenkoffer beschäftigt war. Er holte ein Bandgerät hervor, über-

prüfte sorgfältig die Kassette, stellte es an und sagte: »Hier spricht William F. Murchison, Befragung des David Kane Yanami am dritten Januar um...« – er blickte auf seine Armbanduhr – »...neun Uhr zwanzig. Dr. Yanami, können Sie mir sagen, wo Sie sich am dreiundzwanzigsten Oktober aufgehalten haben?«

Es fiel David nicht weiter schwer, die Fragen des FBI-Manns zu beantworten. Wo war er gewesen? Er hatte Kaffee getrunken, im Restaurant am Lyman Field. Was er dort getan hatte? Er hatte Mrs. Rachel Chindler gerade zur Maschine nach Maui gebracht. Warum er das getan hatte? Weil er eingewilligt hatte, als Mitglied eines Personalaussschusses zu fungieren, der einen neuen Chefbibliothekar für die Universität suchen sollte, und Mrs. Chindler hatte Interesse an der Arbeit bekundet. Ob es ihm möglich gewesen wäre, an der Flugzeugentführung teilzuhaben? Ganz bestimmt nicht! – Doch diese letzte Frage war nicht gestellt worden, und doch jagte die Gewißheit, daß es das war, was dem Mann vom FBI durch den Kopf ging, Davids Puls in die Höhe. Wie unglaublich, daß man ihm solche Fragen stellte!

Nervös veränderte er seine Haltung in dem schmalen Sitz des Honda, der viel zu klein für einen Mann seiner Größe war. Murchison brach ab und deutete stumm, um die Bandaufzeichnung nicht durcheinanderzubringen, auf das Fenster. Das hatte einen Spalt offengestanden, und Davids rechter Aufschlag wies einen feuchten Streifen vom Regen auf. Und dabei war ihm nicht einmal aufgefallen, daß es regnete! Dann begann die nächste Reihe von Fragen, und die waren noch beunruhigender. Weshalb hatte er versucht, die Flottille der Vulcan-Schiffe zu überfliegen? Aber das hatte er doch bereits ausführlich und wiederholt der zivilen Luftfahrtbehörde erläutert: Er wollte Mrs. Chindler einfach nur zeigen, wie es dort aussah. Dann sollte er die Frau beschreiben, die ihm in der Hotelhalle eine Nachricht für ihren »Ehemann« gegeben hatte. Aber das hatte er doch auch schon mehrmals beantwortet! Ob er sie jemals zuvor gesehen hatte? – Nein. Und seitdem? – Auch nicht. Wußte er, was der Inhalt der Nachricht gewesen war? Nein, sie war in irgendeiner fremden Sprache ab-

gefaßt. Aha! Warum hatte er sie geöffnet? Verdammt, er hatte sie nicht >geöffnet<, sie war einfach nur zusammengefaltet gewesen, und er hatte einen Teil der Schrift erkennen können – und was, zum Teufel, hatten diese ganzen Dinge überhaupt miteinander zu tun?

Darauf gab ihm der Mann vom FBI natürlich keine Antwort. »Danke, Dr. Yanami«, sagte er förmlich und schaltete das Bandgerät aus. »Das wäre alles fürs erste.

Wenn Sie zur Lavaröhre zurückkehren wollen, wird die Polizei von Hilo Sie bestimmt nach Hause fahren.« Und David Yanami eilte mit verbitterten Gedanken durch den prasselnden Regen zum Wagen der Sergeantin Chee, die auf ihn wartete.

Die junge Frau sah müde und gestreßt aus. Wenn er die Sache überdachte, war David nicht verwundert. Abgesehen von ihren üblichen Pflichten und auch abgesehen von irgendwelcher persönlicher Beteiligung, die sie mit dem Entführungsoffer verbinden mochte, hatte Sergeant Chee ihren regulären Schichtdienst absolviert und einen großen Teil ihrer Freizeit darauf verwendet, um eben das zu verhindern, was Rachel Chindler schließlich doch zugestoßen war. Sie konnte nicht sehr viel geschlafen haben. Sie war nicht zum Plaudern aufgelegt. »Wir sollten Sie wohl besser nach Hause bringen, Dr. Yanami«, sagte sie, »sonst erkälten Sie sich noch in diesen nassen Kleidern.« Und sie sagte nichts mehr, bis sie zu dem kleinen Haus in Vulcano abbogen, obwohl sie gewußt haben mußte, daß dort, auf dem Lanai, Captain Fielding auf sie wartete. Auf der anderen Seite des Aussichtsfensters saß Kushi und legte ruhig eine Patience, nur kurz den Kopf hebend, um ihren Enkel hereinzuwinken, damit der sich umzog.

Als David wieder trocken war und der Regen vorüber, schien die Sonne wieder hell, und alle warteten auf ihn. Selbst Kushi hatte ihre Patiencekarten beiseitegelegt und sich zu den anderen auf dem Lanai gesellt, zusammen mit der Kanne frischen Kaffees, den sie aufgebrüht hatte.

Was David empört forderte, war eine Antwort auf die Frage, worauf der Mann vom FBI mit seinem Verhör hinausgewollt hat-

te. Was Captain Fielding aus Gehorsam gegenüber seinen Anweisungen hinsichtlich der nationalen Sicherheit wollte, war, David zwar nichts zu erzählen, aber selbst herauszubekommen, was der FBI-Mann genau gefragt hatte. »Es tut mir leid«, sagte er kurz angebunden, »ich darf keine Kommentare über aktuelle Ermittlungen des FBI abgeben.«

»Ermittlungen gegen *mich*?« japste David, und Kushi summtete tadelnd. »Denken Sie etwa, daß ich etwas mit der Entführung von Mrs. Chindler zu tun habe?«

»Nein«, erwiderte der Captain steif, »das tue ich nicht. Dazu haben Sie nicht den passenden Hintergrund.«

»Soll das heißen, daß Sie meinen *Hintergrund* untersucht haben?«

»Dr. Yanami, natürlich haben wir Ihren Hintergrund untersucht. Das ist doch alles öffentlich einzusehen. Es gibt keinerlei Hinweise auf Komplizenschaft bei irgendwelchen illegalen Aktionen, wenn man mal davon absieht, daß Sie gelegentlich für Ihre Großmutter einen Beutel Marihuana einkaufen.«

»Also hören Sie mal...«

»Nein, Dr. Yanami, hören Sie mir zu! Wir wollen Sie nicht unter Druck setzen. Es geht hier um eine wichtige Ermittlung. Kidnapping ist ein Verbrechen, das unter das Bundesrecht fällt. Flugzeugentführung auch.«

»Aber was haben dann diese Frau und ihre Nachricht mit beiden zu tun?«

Der Captain verspannte den Kiefer. »Wenn ich darauf eine Antwort wüßte, dürfte ich sie Ihnen wahrscheinlich nicht mitteilen. Vielleicht gar nichts. Vielleicht weiß Mr. Murchison etwas, das mir unbekannt ist.«

»Und mein Flug über Vulcan?«

»Gleiche Antwort! Das ist eine Sicherheitszone, das weiß jeder. Wenn die wissen, warum, dann sagen sie es mir jedenfalls nicht.«

Nancy Chee legte die Hand auf Davids Arm. »Bitte, Dr. Yanami«, sagte sie. Mürrisch blickte er sie an. »Unser Hauptinteresse gilt Mrs. Chindler«, fuhr sie fort. »Es sieht so aus, als sei Ihr Neffe daran beteiligt, deshalb brauchen wir von Ihnen Informationen über ihn und seine Bekannten.«

Und während der Kaffee, den niemand trank, kalt wurde, waren sowohl David als auch seine Großmutter dazu angehalten, die nächsten zehn Minuten ihr Gedächtnis zu erfrischen. Mit wem hatten sie Lono zusammen gesehen? Gab es irgendwelche Leute, die er ihnen als Freunde oder Kumpane vorgestellt hatte? Wo hielt er sich auf, oder wo wohnten diese Freunde? Hatte er die Insel zu irgendwelchen Reisen verlassen, und wenn ja, wohin war er gereist?

David argwöhnte langsam, daß die Befragung nie aufhören würde, und vielleicht würde sie das auch wirklich nicht. Wenigstens wurde sie vertagt, als der Captain seinen Notizblock schloß, Sergeant Chee *zunickte* und ging. David musterte die junge Frau verwirrt, worauf diese ihn fragte: »Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich eine Weile hierbleibe, Dr. Yanami?«

»Habe ich eine andere Wahl?«

Sie erwiderte förmlich: »Ich soll Ihr Haus so lange bewachen, bis ich abgelöst werde, Dr. Yanami. Dafür haben Sie doch bestimmt Verständnis. Ihr Neffe könnte herkommen oder anrufen. Wenn es Ihnen lieber ist, kann ich auch in meinem Wagen warten.«

»Bleiben Sie hier, Nancy Sergeant«, befahl Kushi. »Was ist los mit dir, David?«

Reumütig sagte er: »Sie hat natürlich recht, Sergeant. Werden Sie diese ganzen Leute verhaften?«

»Befragen«, berichtigte sie ihn. Sie zögerte. »Haben Sie Radio gehört?«

»Wann hätte ich das denn tun sollen?«

Sie antwortete: »Den Nachrichtenmeldungen zufolge wurden

heute morgen auf den Inseln über vierzig Menschen festgenommen.«

»Vierzig! Da müssen Sie ja jeden festgenommen haben, der jemals von den Maui Mau-Mau gehört hat!«

»Leider nicht. Die sind sehr emsig gewesen. Sie haben eine Hotelkette und eine Leihwagenfirma kapu erklärt, außerdem ein paar Zuckergesellschaften. Und es ist auch kein bloßes Gerede. Es gab zwei große Feuer in den Zuckerrohrfeldern, und irgend jemand hat ein paar Pfund Arsen in einen Siruptank geschüttet.

Sie stehen also nicht alle unter Arrest, Dr. Yanami. Und das ist natürlich nur, was im Radio gekommen ist, und es handelt sich dabei allein um Polizeiermittlungen. Es gibt noch weitere Behörden, die daran beteiligt sind.«

»Behörden? Mehr als eine? Mehr als das FBI?«

Sie verkniff die Lippen. David sagte benommen: »Ich hatte ja keine Vorstellung, daß es so viele Leute gibt, die zum Terrorismus bereit sind. Und Lono...«

Nancy Chee zögerte erst, dann sagte sie: »Ich schätze, es kann wohl nicht schaden, wenn ich es Ihnen sage. Wir haben nämlich eins festgestellt, was Ihren Neffen betrifft. Er war mit Sicherheit nicht an Bord des entführten Flugzeugs; an diesem Morgen war er an der Kona Küste an seinem Arbeitsplatz. Den hat er erst gegen Mittag verlassen, und da war das Flugzeug bereits entführt worden.«

»Gott sei Dank«, sagte David. »Dann hat er wenigstens niemanden ermordet.« Sein Gehirn arbeitete fieberhaft. »Und wenn Mrs. Chindler freiwillig mit ihm gegangen sein sollte, wie Sie es ja behaupten, dann frage ich mich, ob es rechtlich zulässig ist...«

Nancy Chee schüttelte den Kopf. »Es ist dennoch eine Entführung. Tut mir leid.«

»Selbst wenn sie keinen Einwand dagegen vorgebracht hat?«

»Wir wissen nicht, ob sie das nicht getan hat«, beharrte Nancy Chee. »Und selbst wenn sie es nicht tat, so genügt auch schon

die Androhung von Gewalt – wie oft verlaufen Vergewaltigungen nicht nach demselben Schema? Natürlich... aber wir greifen zu weit vor, Dr. Yanami. Das ist etwas für Prozeßanwälte. Dennoch mag vieles davon abhängen, wie Mrs. Chindler gegen ihn aussagt – beispielsweise wenn sie unverletzt freigelassen würde. Was halten Sie von ihr?«

Die Irrelevanz ihrer Frage verblüffte ihn. »Na ja... eine völlig normale junge Frau. Eine, die zwar eine schreckliche Erfahrung gemacht hat, diese anscheinend aber wirklich sehr gut verkraftet hat. Sie war sehr offenherzig und gelassen, als ich sie herumführte.«

»Offenherzig, ja. Hat schnell gelacht. Hätte irgendeine beliebige Touristin sein können.«

»So ist es.«

»Aber Murray Pereira hat sie nicht identifiziert. Man sieht nicht viele Gesichter, die so böse sind wie seine. Und ich bin innerlich davon überzeugt, daß sie ihn erkannt hat.«

»Also das ist jetzt aber wirklich lächerlich, Sergeant Cheel! Schließlich haben die Entführer ihre Freundin getötet. Sie hätten sie um ein Haar auch umgebracht, das hat allein Gott verhindert. Warum sollte sie lügen, wenn sie ihn tatsächlich erkannte?«

»Warum hat Patty Hearst bei der Symbionese Liberation Army mitgemacht?«

»Warum...? Warum...? Ich weiß es wirklich nicht«, gestand David. »Das war ein junges Mädchen, stark verschreckt, schrecklicher Mißhandlung ausgesetzt. Natürlich war sie viel zu verängstigt und verwirrt, um Widerstand zu leisten.«

»Aber sie hat nicht einfach nur nachgegeben, Dr. Yanami. Vergessen Sie nicht diese Aufnahmen der Bankkamera. Sie hat bei dem Bankraub aktiv mitgemacht.«

David schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Ich will auf die Frage hinaus, weshalb Rachel Chindler sich so

verhält, wie sie es tut, Dr. Yanami. Haben Sie schon einmal vom Stockholm-Syndrom gehört?«

## 18. Kapitel

Die Geiselnahme ist zu einer Standardmaßnahme terroristischer Gruppen auf der ganzen Welt geworden, von den Hanaafi Muslims in Washington, D.C. und den Tupamaros in Uruguay über das amerikanische Botschaftspersonal in Teheran und die staatliche texanische Justizvollzugsanstalt in Huntsville, Texas, bis zu den kroatischen Flugzeugentführern und Entebbe. Was an vielen dieser Ereignisse erstaunt, ist das unverständliche Verhalten einiger Geiseln. Es waren schließlich die Terroristen, die ihr Leben in Gefahr brachten, sie zu Gefangenen machten, sie häufig Entbehrungen und manchmal auch körperlichen Schäden aussetzten. Und doch haben sich die Geiseln überraschend häufig auf die Seite der Terroristen geschlagen, sogar gegen die Polizisten oder Soldaten, die gekommen waren, um sie zu retten.

Diese Reaktion nennt man das ›Stockholm-Syndrom‹, nach den Ereignissen der letzten Augustwoche des Jahres 1973 in Stockholm. Dort versuchte ein Räuber mit einer Maschinenpistole die Sveriges Kreditbank zu überfallen. Der Überfall scheiterte, und so wurden vier Bankangestellte fünf Tage und sieben Stunden lang als Geiseln festgehalten, während der Täter versuchte, über seine Flucht zu verhandeln. Im Laufe dieses Prozesses verlangte der Räuber, Jani-Erik Olsson, die Freilassung eines anderen Strafgefangenen, Clark Olofsson, die er auch erreichte; letzterer schloß sich ihm in der Bank an, um die Bewachung der Geiseln mitzuübernehmen. Und im Laufe ihrer langen Geiselhaft begannen diese sich mit der Sache ihrer Bewacher zu identifizieren. Wie es einer von ihnen in einem Telefongespräch mit dem schwedischen Premierminister Olof Palme ausdrückte:

»Die Räuber beschützen uns vor der Polizei.« Als sie schließlich befreit wurden, versuchten alle vier Geiseln den Räubern zu helfen, und eine von ihnen verlobte sich mit Clark Olofsson.

Das Stockholm-Syndrom blieb nicht auf diesen Vorfall oder auf Schweden beschränkt. An vielen Orten haben ehemalige Geiseln ihre Geiselnnehmer später im Gefängnis besucht oder sogar Geld für ihre Verteidigung gespendet. Nach Beendigung einer Geisel-

nahme verhört, erklärten viele ehemalige Geiseln, daß sie im Falle eines bewaffneten Übergriffs durch die Polizei eher den Befehlen der Terroristen als jenen der Polizisten Folge geleistet hätten. Das gilt sogar dann, wenn hinter dem ursprünglichen Verbrechen keine politischen oder idealistischen Motive stehen und es sich dabei beispielsweise nur um einen gewöhnlichen Bankraub handelt, wie es ja in Stockholm der Fall war; noch stärker tritt diese Reaktion zutage, wenn die Terroristen ihr Tun mit irgendwelchen Prinzipien begründen können. Denn die Geiseln entwickeln die Empfindung, daß sie sich mit den Terroristen tatsächlich in derselben Lage befinden, daß sie alle eher Opfer sind als Verursacher. Nachdem im Dezember 1975 Südmolukker in den Niederlanden einen Bahnzug kaperten, sagte eine der befreiten Geiseln, Gerard Vaders, hinterher: »Und man mußte gegen ein gewisses Mitgefühl für die Molukker ankämpfen. Sie gaben uns Zigaretten. Sie gaben uns Decken. Aber wir wußten auch, daß es Killer waren. So etwas versucht man zu verdrängen. Und ich wußte, daß ich es verdrängte. Ich wußte auch, daß sie Opfer waren. Auf lange Sicht würden sie ebensolche Opfer sein wie wir. Ja sogar noch mehr.«

Patty Hearst war nicht die einzige.

## 19. Kapitel

Weil innerhalb einer halben Stunde gleich zwei Jumbojets erwartet wurden, verschaffte man den normalerweise laxen Parkbestimmungen am Flughafen vorübergehend Geltung. Das bedeutete nicht, daß David seinen Wagen nicht so lange am Gehsteig parken konnte, wie er wollte. Es bedeutete nur, daß er in Sichtweite bleiben mußte, um wieder zum Fahrzeug zurückkehren zu können, sobald der Flughafenverkehrspolizist auf seinem kleinen Moped vorbeikam. Er wagte sich bis zum Abfertigungsschalter der United vor und kehrte sofort zu Kushi zurück, die im Wagen wartete. »Der Flug hat zwanzig Minuten Verspätung«, meldete er. »Wenn du am Wagen bleibst, gehe ich hinein und halte Ausschau nach dem Jungen.«

»Okay«, erwiderte seine Großmutter freundlich, »nur daß wir es andersherum handhaben. Du bleibst hier. Und ich finde Jungen wiki-wiki.«

»Du weißt doch nicht einmal, wie er aussieht«, wandte David ein.

»Ha! Ich erkenne jedes Kind, David. Kein Huhu – außerdem gehe ich auf schöne, glänzende Toilette.« Ihrem Enkel einen Blick sublimster Selbstsicherheit zuwerfend, segelte Kushi durch die Warteschlange. David zog sich vor der Sonne unter die Überdachung zurück. Ohne überrascht zu sein, sah er, wie seine Großmutter nicht nach links zur Damentoilette schwenkte sondern nach rechts, dem Flughafencafé entgegen. Noch weniger überraschte es ihn, Sergeant Nancy Chees kleinen Wagen in diskretem Abstand bremsen und halten zu sehen.

Die Polizistin gab sich nicht die Mühe, unauffällig zu erscheinen. Als sie David kommen sah, stieg sie aus dem Wagen und begrüßte ihn. »Wenn Sie hier sind«, fragte David lächelnd, »nehme ich an, daß jemand anders das Haus bewacht?«

Sie wich ihm weder aus noch versuchte sie ihn abzulenken. »Ja.«

Er nickte. »Ich schätze, das beruhigt mich wohl«, bemerkte er.

Und dann, stirnrunzelnd: »Ich habe über das nachgedacht, was Sie gesagt haben. Hat sich Rachel Chindler tatsächlich auf die Seite der Terroristen geschlagen?«

»Das ist immerhin eine Möglichkeit, Dr. Yanami.«

»Aber es ist so... so seltsam«, sagte er, nach einem Wort suchend, das diese aberwitzige Situation hinreichend beschreiben könnte, ohne es jedoch zu finden. Und dann beantwortete er seine eigene, unausgesprochene Frage: »Ich schätze, wir leben wohl in seltsamen Zeiten. Alle sind verrückt und böse geworden.«

»Nicht alle, Dr. Yanami.« Die kleine Polizeisergeantin blickte ihn mit warmherziger Anerkennung an. »Es ist wirklich sehr freundlich von Ihnen und Ihrer Großmutter, sich um ihn zu kümmern. Ich sollte Ihnen sagen, daß ich den anderen Beamten ablösen werde, wenn Sie wieder zu Hause sind. Ich werde also ein kleines Stück die Straße hinunter für Sie bereit stehen, sollten Sie mich brauchen. Aber ich möchte den Jungen nicht sofort mit der Polizei konfrontieren.«

»Ich nehme nicht an, daß Sie irgendwelche Neuigkeiten haben?« Doch David brauchte keine Antwort; bestimmt hätte sie es ihm sofort mitgeteilt. Er seufzte und sah sich um, erblickte seine Großmutter auf dem Weg vom Cafe zum Flugsteig. Sie nibbelte an einem Good Humor, einen zweiten, noch immer in seiner Papierhülle, griffbereit in der Linken.

»Ich denke nicht, daß wir Mrs. Chindler Vorwürfe machen sollten«, meinte die Sergeantin plötzlich. »Ich bezweifle, daß auch nur einer von uns genau weiß, was er in ihrer Position täte.«

»Ich mache ihr keine Vorwürfe! Wegen nichts«, erklärte David voller Überzeugung. »Sie ist eine gute Person, Sergeant Chee. Und ich zweifle auch nicht an diesem... – wie haben Sie es genannt? – diesem Stockholm-Syndrom? Es leuchtet ein. Angesichts so vieler schlimmer Dinge in der Welt müssen wir wohl alle eingestehen, daß wir auf die eine oder andere Weise Komplizen des Bösen sind.«

»Sie nicht, Dr. Yanami«, widersprach die Frau ernst, dann spähte sie an ihm vorbei. »Ich glaube, sie steigen gerade aus. Ich gehe zu meinem Wagen zurück und folge Ihnen nach Hause. Seien Sie auf jeden Fall vor...« Sie brach ab und lächelte ihn an. »Ich wollte eigentlich ›vorsichtig‹ sagen. Ist das nicht albern? Ich weiß ja nicht einmal, wovor ich Sie warnen soll!«

Was sollte man einem Jungen erzählen, dessen Mutter von wahnsinnigen Mördern entführt worden war? Vor allem, wenn einer dieser Mörder der eigene Neffe war? Doch als der Junge vom Flugsteig in die heiße hawaiianische Sonne trat, einen Flugkoffer aus Zeltstoff in der Hand, der mit einem Bild von Tick, Trick und Track beim Surfen vor der Nordküste Oahus verziert war, brauchte David sich keine Sorgen mehr darüber zu machen, was er sagen sollte. Kushi übernahm die Situation. Sie sagte zunächst auch nichts. Sie nahm den Jungen einfach in ihre ober-schenkeldicken Arme, gab ihn frei, um ihm auf den Rücken zu klopfen, lenkte ihn zu dem wartenden Wagen. »Du, David!« befahl sie. »Wir fahren jetzt, wiki-wiki. Das Kind... hm... das Kind hungert sich noch zu Tode, bei dem Flugzeugfraß, zu Hause tischen wir ihm was Ordentliches auf!«

Der Junge schüttelte Davids Hand und stieg gehorsam ein. Er wirkte viel jünger, als David erwartet hatte – aber vielleicht hatte David auch einfach nur vergessen, wie Achtzehnjährige aus-sahen. Stephen Chindler trug einen dünnen Schnurrbart, und der ließ ihn noch jünger erscheinen. Es war kein Schnurrbart, den ein reiferer Mann zur Schau getragen hätte. David machte sich Sorgen deswegen. So etwas ließen sich bestimmte, verunsicherte Teenager wachsen, um älter auszusehen; würde ein solcher Mensch dazu fähig sein, sich in Kushis allüberwältigender, mütterlicher Gegenwart zu entspannen?

Er hätte sich keine Sorgen zu machen brauchen. Auf dem Weg hinauf nach Vulcano beugte Kushi sich vor, schob ihren roten Haarschopf zwischen David, der am Steuer saß, und den Jungen, blickte aufgeregt aus dem Fenster. »Hast du schon mal hawaiianische Dame wie mich gesehen?« wollte sie wissen.

»Ich glaube nicht«, erwiderte der Junge. »Vielleicht im Fernsehen. In ›Hawaii 5-0‹ und so.«

»Wir sind sehr... hm... groß«, räumte Kushi ein. »Aber wir sind auch sehr gute Leute, wie deine Mama. Machst du dir Sorgen wegen ihr?«

»Ja«, antwortete der Junge.

»Natürlich machst du dir Sorgen! Du wärst ja verrückt, wenn du dir keine Sorgen machen würdest, Stephen, aber... hm... mach dir nicht *zu viele* Sorgen, verstanden? Alle hier tun ihr Bestes, du wirst schon sehen. Und jetzt schau mal. Dort vorne, wo wir abbiegen werden, das ist der Kilauea. Das ist ein Vulkan, der Ort, wo Pele lebt – sehr starke Göttin. Sehr schlimm, wenn die wütend auf dich wird.«

»Ich wünschte, ich bekäme mal einen Vulkanausbruch zu sehen«, meinte der Junge sehnsüchtig.

»Nein, das tust du nicht! Kann sehr schlimm sein, wenn Kilauea ausbricht. Du bist ein nett aussehender Junge«, verkündete sie ohne Tonfall Wechsel. »Hast du eine Freundin?«

»Äh... na ja, klar.«

»Natürlich hast du eine Freundin«, stimmte Kushi zu. »Gute Sache, eine Freundin haben, heiraten, Kinder kriegen – tu das, Stephen, sei nicht... hm... sei nicht wie der dumme Enkel David hier, sollte schon längst verheiratet sein, sollte einen Sohn haben wie dich!«

»Kushi«, erwiderte ihr Enkel geduldig, »ich glaube, Stephen will dich etwas fragen.«

»Fragen! Was denn?«

»Na ja«, sagte der Junge, »ich dachte nur gerade... Sie haben gesagt, daß Sie Hawaiianer sind?«

»Hawaiianer, und ob! Warum nicht?«

»Ich dachte mir nur, daß Sie irgendwie... na ja, japanisch aussehen.«

»Japanisch heißt gut hawaiianisch!« verkündete Kushi. »Weißt du... hm... vor vielen hundert Jahren ist japanisches Schiff auf Maui gekentert. Hast du nicht gewußt, wie? Kapitän hieß Kaluiki-a-Manu. Hatte Schwester namens Neleike, und Neleike heiratete Häuptling, Hawaiianerburschen namens Wakalana. Und als sie heirateten, hat der Kapitän Wakalana Eisenmesser gegeben, das erste Eisenmesser auf Hawaii.«

»Das war ein Schwert«, sagte David, den Kopf vorbeugend, um Stephen an der alten Dame vorbei anzulächeln.

»Du hältst den Mund, David!« tadelte Kushi. »Stephen weiß, daß Eisenmesser Schwert ist. Jedenfalls beweist das, daß hawaiianische Königliche Familie schon seit damals japanisches Blut hat!«

»Unser eigenes japanisches Blut kam allerdings sehr viel später«, sagte David grinsend und bog in die Auffahrt ein. »Da sind wir, Stephen. Ihr Zimmer ist schon vorbereitet.«

»Danke, Sir«, sagte Stephen, einen Schritt schneller als David, als sie beide nach seiner Disney World-Tasche griffen, die im Kofferraum lag, höflich, willig, so normal, wie ein junger Mann auf seiner ersten Reise auf die Inseln nur sein konnte...

Doch wie trügerisch dieser Eindruck war! Dieser gelassene und ruhige junge Erwachsene konnte in Wirklichkeit gar nicht so ruhig sein. Nachdem Kushi sich in die Küche zurückgezogen hatte, ihrer unerschütterlichen Absicht nachgehend, diesen neuen Nestbewohner wicki-wicki-schnell zu füttern, damit er nicht des Hungers starb, führte David den Jungen hinaus auf den Lanai. »Stephen«, sagte er, »es tut mir leid, daß wir einander nicht besser kennen, denn ich bin sicher, daß es für Sie schwierig ist. In einer solchen Zeit. Unter Fremden.«

»Sie sind sehr nett«, sagte der Junge höflich.

»Das möchten wir auch sein. Tun wir einfach mal so, Stephen. Tun wir so, als wären wir eine Familie und als würden Sie uns schon Ihr ganzes Leben lang kennen.«

»In Ordnung, Sir.«

David spürte einen Stich der Gereiztheit, unterdrückte ihn schnell. Dann überlegte er es sich anders und ließ es heraus. »Seien wir nicht so höflich«, befahl er. »Es herrschen schlechte Zeiten. Ihre Mutter ist in ernstesten Schwierigkeiten. Sie ist gekidnappt worden; sie ist schon zwei Nächte fort, und kein Mensch weiß, wo man nach ihr suchen soll. Die Polizei arbeitet so hart daran, wie sie kann, aber gefunden haben sie sie nicht. Und das Schlimmste...« – er atmete tief durch – »das schwierigste, womit ich mich abfinden muß, ist die Tatsache, daß die Person, die sie entführt hat, höchstwahrscheinlich mein eigener Neffe ist.«

Wenigstens in diesem Punkt behielt David recht. Es war tatsächlich das schwierigste von allem. Die Reaktionen von Rachels Sohn reichten von verwirrter Verständnislosigkeit über Schock und Zorn bis zu dem Maximum einer Annäherung an Tränen, das sich ein achtzehnjähriger junger Mann zugestehen konnte. Doch Stephen Chindler war kein leicht zu zerbrechendes Kind. Die Dinge mochten vielleicht überwältigend schlimm sein, aber er ließ sich nicht davon überwältigen. Er hörte zu. Er stellte Fragen. Er saß an der Kante des Korbstuhls und hielt die Augen fest auf David gerichtet, als dieser die Sache mit Lono erklärte und mit den Maui Mau-Mau und all den anderen Gruppen jugendlicher Hitzköpfe, mit all ihren unterschiedlichen Schattierungen der Gewalt.

Rachel wäre stolz auf ihren Sohn gewesen.

David beugte sich beim Sprechen zu ihm hinüber, legte dem Jungen seine riesige Hand auf die Schulter und empfand Stolz. Wenn Lono doch nur so aufgeweckt, so besorgt, so standfest wie Stephen Chindler gewesen wäre...

Das eigentlich Entsetzliche, dachte David, war die Tatsache, daß Lono das ja war. Er war all dies; die Katastrophe war nur, daß es irgendwo in seinem jungen Leben auf dem Weg eine Gabelung gegeben, daß er seinen Idealismus und seinen Mut auf einen Weg mitgenommen hatte, der in Menschenraub und Mord mündete.

Kushi kam, in jeder Hand eine offene Dose Bier, zu ihnen und hörte eine Sekunde lang zu, um dann in die Küche zurückzukehren. Der Junge murmelte ein höfliches Danke, ohne den Blick von David abzuwenden. Ihm entging nichts. Als David einen Augenblick innehielt, sagte Stephen:

»Eine Sache verstehe ich an Mom nicht. Hat sie wirklich Gelegenheit gehabt, um Hilfe zu rufen? Und es doch nicht getan? Warum nicht?«

David schüttelte den Kopf. »Ich wünschte, ich wüßte es. Die Polizei hat eine Art Theorie – sie nennen es das ›Stockholm-Syndrom‹. Es scheint, daß Geiseln, Opfer von Terroristen, ja sogar Leute, die ausgeraubt oder vergewaltigt wurden, sich manchmal auf die Seite jener schlagen, die ihnen Schaden zugefügt haben.« Er erzählte dem Jungen davon, wie Rachel den Terroristen bei der Gegenüberstellung nicht identifiziert und auch das, was er von der Erklärung des Leutnants behalten hatte.

Der Junge nahm alles auf, dann blickte er David flehend an. Er wirkte jünger denn je, der flaumige Schnurrbart sah in dem jungen Gesicht auf komische Weise deplaziert aus. »Meine Mutter würde nichts Unrechtes tun«, sagte er entschieden.

»Nein«, stimmte David zu, »das würde sie nicht. Aber manchmal ist es schwierig zu entscheiden, was recht ist und was unrecht. Das ist... Bei meinem Neffen Lono ist es fast dasselbe. Er würde auch nichts tun, was er für falsch hält – aber, ach, Stephen, wie schlimm können Menschen sich manchmal in dem Glauben verirren, sie würden das Richtige tun!«

Der Junge nickte, grübelte über die unlösbaren Dilemmata der Welt. David ließ ihn nachdenken, nippte an dem Bier, das in seiner Hand warm und schal geworden war. »Und jetzt«, sagte er schließlich, denn er wollte das Gespräch wieder auf eine praktische Ebene zurückführen, »werden wir so lange hier bleiben, bis...«

Doch er brauchte den Satz nicht zu beenden, denn er hörte seine Goßmutter aus der Küche brüllen: »David! Stephen! Kommt her, wicki-wicki, schaut mal!« Es war nicht Kushis Art,

sich wegen nichts aufzuregen. David erhob sich schnell. Stephen war noch schneller; als David schließlich in die Küche kam, hatte der Junge ihn schon abgehängt, er stand neben seiner Großmutter plattfüßig vor dem Küchenfernseher. Der war laut aufgedreht: »... bizarre Mitteilung von einer Gruppe mit der Bezeichnung Maui Mau-Mau erhalten, die anscheinend das Leben der Inselbesucherin Rachel Chindler bedrohen, im genauen Wortlaut, wie er vor wenigen Minuten am Strand von...«

»Rachel?« fragte David, und der Junge rief wie ein Echo: »Meine Mom?«

»Hört zu!« polterte Kushi, während der Ansager weiterredete.

»... improvisierte Pressekonferenz anberaumt, die Miss Farrell telefonisch ankündigte. Es folgt die Erklärung, die Miss Farrell vor wenigen Minuten vortrug.«

Der Ansager verstummte, und das Fernsehen übernahm die Stimme einer jungen schwarzen Frau in knappem Bikini, die auf etwas stand, das wie ein Sprungbrett des Swimmingpools eines Hotels in Waikiki aussah, nervös von einem Blatt Papier ablesend. Die Tonqualität schwankte abhängig vom Wind, doch jedes Wort war klar zu verstehen:

»Die Haole-Frau Rachel Chindler wurde von einem Kamehameha Volksgericht wegen Beihilfe zum Lynchmord unschuldiger Hawaiianer zum Tode verurteilt. Das Gericht hat die Vollstreckung des Urteils jedoch ausgesetzt und ist bereit, die Frau unter bestimmten Bedingungen unversehrt freizulassen. Die amerikanischen Usurpatoren müssen ihre Schuld an der Enteignung und Überfremdung Hawaiis von seinen rechtmäßigen Eigentümern eingestehen. Sie müssen ferner einwilligen, zielführende Verhandlungen mit Vertretern der hawaiianischen Volksbefreiungsbewegung zu führen, um einen Zeitplan für den völligen Rückzug aller amerikanischen Unterdrückungstruppen von den Inseln zu erarbeiten. Als Zeichen des guten Willens sollen sämtliche politischen Gefangenen im Königreich Hawaii freigelassen und an ein polynesisches Ziel ihrer Wahl gebracht werden. Werden diese Maßnahmen ausgeführt, wird die Haole-Frau Rachel Chindler

freigelassen. Im anderen Fall wird das Urteil morgen vollstreckt.«

»Mein Gott«, hauchte David, als der Ansager mit ernster Miene vor die Kamera trat.

»Das ist alles, was wir bisher wissen«, meldete er. »Im Falle weiterer Ereignisse werden wir Sie unterrichten. Ausführlicherer Bericht um sechs. Wir setzen unser Programm fort.«

Als die Nachmittagswiederholung von *M.A.S.H.* wieder über den Schirm flimmerte, warf David Stephen einen gequälten Blick zu; der Junge stand steif da, Kushis riesiger Arm umschlang ihn. Dann riß David die Vordertür auf. Er beugte sich zur Straßeneinfahrt hinaus, formte die Hände um den Mund zu Schalen und brüllte: »Sergeant Chee! Kommen Sie bitte her!«

Es bestand kein Zweifel, daß die Sergeantin ihn hörte – jeder in diesem Block von Vulcano hörte ihn – doch sie reagierte nicht sofort. Sie saß mit angespanntem Ausdruck nach vorn gebeugt da. David sah, wie sie ein Mikrofon an die Lippen hob, sprach, lauschte, wieder sprach. Erst dann öffnete sie die Tür und kam zu ihm.

Als sie über den mit Kies bestreuten Vorhof des Nachbarn schritt, wurde Davids rauchender Zorn etwas von den Tränen gemildert, die ihm in den Augen standen. »Sie haben gedroht, sie umzubringen!« rief er.

Sie erwiderte: »Ich habe den Bericht gerade per Funk gehört. Es tut mir schrecklich leid, Dr. Yanami.«

Er hielt die Tür für sie auf. »Kommen Sie herein«, sagte er knurrig. »Wenn mein Neffe aufkreuzen sollte, können Sie ihn genauso leicht vom Haus aus sehen.«

Seine Großmutter befahl: »Hack nicht auf dem kleinen Pak-Mädchen herum!« Sie drückte Stephen auf die Couch im Wohnzimmer und kommandierte: »Alles hinsetzen! Erzählen, was geschieht!«

Die Sergeantin nahm steif auf einer Stuhlkante Platz. »Ich weiß

auch nicht mehr, als Sie gehört haben. Stephen? Wir tun, was wir können, aber...«

Sanft löste der Junge sich aus Kushis Arm. »Ich weiß, daß Sie das tun«, sagte er.

»Und was wäre das genau?« wollte David wissen. »Verhaften Sie jetzt etwa sämtliche Mitglieder aller Organisationen, die für ein freies Hawaii sind?«

»Alle, die wir finden können – fast alle«, berichtete sie sich selbst verbittert. »Es ist nicht so leicht. Es gibt ein halbes Dutzend verschiedener Organisationen – nicht nur die Maui Mau-Mau und das Kamehameha Korps und den Orden von Menuhene – es gibt auch Gesellschaftsclubs, die gelegentlich von hawaiianischem Nationalismus reden, meistens aber nur Softball spielen. Und die, die wir suchen, lassen sich am schwierigsten finden – sie wissen, wer sie sind, auch wenn wir es nicht tun, und sie machen uns die Sache nicht leicht. Wir werden sie bekommen, Dr. Yanami. Aber es gibt eben nur eine beschränkte Anzahl von Polizisten auf den Inseln. Wir können nicht überall gleichzeitig sein. Und...«

Sie brach ab. »Und was?« drängte David.

Zögernd sagte sie: »Wir haben Anweisung erhalten, einige von ihnen in Ruhe zu lassen. Die Sektion Oahu der Kamehamehas – die soll nicht belästigt werden.«

»Warum nicht?« fragte David heftig.

»Ich weiß auch nicht, warum.«

»Aber haben Sie wenigstens eine Vermutung? Dann sagen Sie es doch.«

Unwillig antwortete sie: »Ich *weiß* überhaupt nichts. Manche Leute könnten der Ansicht sein, daß diese Leute infiltriert sind – vielleicht vom FBI oder vom Militärischen Geheimdienst. Das ist natürlich keine offizielle Information... aber«, fuhr sie ernst fort, »wenn es stimmen sollte, würde das heißen, daß wir etwas herausbekommen könnten.«

Kushi erhob sich und rauschte in Richtung Küche davon. »Hat ja bisher nicht viel genützt«, erklärte sie, über die Schulter gewandt. Die Sergeantin antwortete nicht. Gegen dieses Argument war nicht viel auszurichten.

David fragte: »Wenn Sie so beschäftigt sind, warum vergeuden Sie Ihre Zeit dann damit, uns zu bewachen?«

»Ich habe mich freiwillig dazu gemeldet, Dr. Yanami.«

»Nicht nur Sie! Unten den Block entlang steht immer ein Wagen – wenn Sie es nicht sind, ist es ein anderer Polizist.« Kushi kam zurück, in jeder Hand wieder eine Bierdose, und blieb stehen, um zuzuhören, während sie die Dosen öffnete und in die Runde reichte. »Heute morgen«, fuhr David fort, »stand dort, wo Sie parken, ein Datsun. Und als ich zum Supermarkt fuhr, bevor ich Stephen abholte, stand am Ende der Straße ein blauer Geländewagen; der ist mir den ganzen Weg bis hinunter nach Hilo gefolgt, und als ich zurückkam, habe ich ihn im Rückspiegel beobachtet. Er hat wieder an genau derselben Stelle geparkt.«

Nancy Chee schüttelte den Kopf. »Das waren nicht wir«, sagte sie entschieden.

»Wer dann? Die Terroristen vielleicht?«

Ausweichend meinte sie: »Das bezweifle ich, Dr. Yanami.«

»Sie bezweifeln es, weil Sie verdammt genau wissen, daß es jemand anders war. Das FBI? Ich mag es nicht, wenn man mich derartig verfolgt.«

»Hat ihn so nervös gemacht, daß er seinen eigenen Kopf vergessen hat«, bestätigte seine Großmutter. »Hat kein Salz mitgebracht, keine Baco-Happen. Da«, sagte sie, und bot der Sergeantin eines der Biere an.

Nancy Chee schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid«, wiederholte sie, was entweder heißen konnte, daß sie es bedauerte, im Dienst kein Bier trinken zu dürfen, oder daß sie nichts gegen das FBI unternehmen konnte. Und vom Sofa aus fragte der vergessene Sohn der Geisel: »Werden die meine Mutter umbringen,

Sergeant Chee?«

Eine Weile hing die Frage im Raum. David beobachtete das Gesicht der Polizeisergeantin. Er sah, wie sich die glatte Haut um ihre Augen in Falten legte, aber nicht vor Lachen; sah, wie sie den Mund zur Antwort öffnete, um ihn wieder zu schließen, sicherlich in dem Versuch, sich selbst davon zu überzeugen, daß sie ihre Stimme noch in der Gewalt hatte. Es war keine Frage, die sie beantworten wollte, soviel war eindeutig.

Überraschend war für David, daß seine Großmutter nur seufzte und sich abwandte. »Ich nehme den Wagen«, verkündete sie. »Hole das Salz, das du vergessen hast, David.« Aber das war doch so untypisch für Kushi! Es gab kaum Zweifel, daß es nicht das Salz war, wofür sie sich interessierte; und seine Großmutter war keine Frau, die sich davor fürchtete, die Wahrheit zu hören, so schlimm sie auch sein mochte.

Falls dem so gewesen sein sollte, so wurden Nancy und Kushi wenigstens für den Augenblick verschont. Als Kushi sich umdrehte, blickte sie in ihre Küche und erstarrte. Der vernachlässigte Fernseher hatte aufgehört Radar O'Reilly beim Ausführen des Pferds der Colonels zu zeigen, denn inzwischen war eine Tafel in Blau und Orange erschienen, auf der das Wort *Sondermitteilung* stand. Plötzlich hatten die vier sich wieder an der Küchentür zusammengeschart und blickten auf den Bildschirm.

Der Ansager sprach mit der jungen schwarzen Frau, die die Nachricht der Terroristen vorgetragen hatte. Irgend jemand hatte ihr eine pflaumenfarbene Strandjacke beschafft, so daß sie nicht mehr ganz so sehr danach aussah, als wäre sie aus dem *Playboy* entsprungen. Ihr Ausdruck war ernst, sogar verängstigt, als sie zuhörte, wie der Ansager kurz die Nachricht zusammenfaßte, die sie vorgelesen hatte. David legte den Arm um Stephens Schultern, unbeholfen aber tröstend; der Junge hielt den Blick auf den Bildschirm geheftet.

»Die Erklärung«, sagte der Ansager gerade, »wurde von Eloise Farrell überbracht, einer Besucherin Waikikis, die jetzt hier bei uns ist. Miss Farrell, wenn ich es richtig verstanden habe, befan-

den Sie sich auf Ihrem Zimmer, als Sie einen Telefonanruf erhielten. Können Sie uns sagen, worum es dabei ging?«

Die Stimme der jungen Frau war heiser, und es war auch offensichtlich, daß sie nervös war, doch sie sprach sehr deutlich.

»Es war eine Männerstimme, richtig geschäftsmäßig, müssen Sie wissen.«

»Konnten Sie die Stimme wiedererkennen?«

»Oh, nein. Der Mann sagte, ich würde ihn nicht kennen. Er sagte, daß er ein Model für eine Stunde Arbeit anheuern müsse. Ich bin zwar Tänzerin und kein Model, aber er bot mir zweihundert Dollar, und ich müsse mich dafür auch nicht umziehen. Na ja, er muß wohl gewußt haben, daß ich vom Swimmingpool im Badeanzug aufs Zimmer gehen würde, verstehen Sie?«

»Hat er Ihnen gesagt, um was für eine Arbeit es sich dabei handelt?«

»Er sagte, ich würde Instruktionen bekommen. Na ja, dachte ich, Sie wissen schon, ich hielt ihn für einen von diesen ziemlich abartigen Burschen, aber er hat sich ganz und gar nicht so angehört. Er meinte, daß er eine Pressekonferenz arrangiert hätte. Ich brauchte nur zum Swimmingpool zurückzukehren. Er sagte, dort würden Zeitungsleute mit Kameras stehen, und ich würde vor ihnen nur eine einminütige Erklärung abgeben müssen. Tatsächlich klang es irgendwie sogar interessant.«

»Haben Sie diesen Mann je zu Gesicht bekommen?«

»O nein. Nein. Es sei denn, er gehörte zu den Leuten am Pool. Es war ein ganzer Haufen da, wahrscheinlich wegen der Fernsehteams und so. Jedenfalls lag eine Minute später schon etwas unter meiner Tür. Ich sah nach, und da fand ich diesen Umschlag auf dem Boden. Also öffnete ich ihn. Darin befanden sich zwei Hundertdollarnoten und ein Führerschein...«

»Ein Führerschein?«

»Ich schätze, das war der von der Dame. Hinten drauf stand jedenfalls etwas geschrieben...«

Der Ansager senkte den Blick. »Bitte helfen Sie mir.« Und es war mit Rachel Chindler unterschrieben. Ist er das hier?«

»Ja. Und dann waren da noch eine Nachricht und ein weiterer Umschlag. Die Nachricht besagte, daß ich hinuntergehen und mich auf das Sprungbrett stellen sollte, um dann den anderen Umschlag zu öffnen und einfach den Reportern vorzulesen, was darin stand.«

»Und genau das haben Sie getan?«

Eloise Farrell zögerte. »Na ja, als ich die ganzen Kamerateams sah, ich bin ein bißchen nervös geworden. Also habe ich ihn schon geöffnet, als ich sozusagen noch etwas im Abseits stand.«

»Und dann haben Sie getan, was man Ihnen auftrag?«

»Na ja, ich wußte ja nicht, was ich sonst tun sollte. Außerdem hatte ich Angst. Ich habe nicht damit gerechnet, daß ich hier in eine Entführung verwickelt werden würde, verstehen Sie?«

Der Reporter öffnete gerade den Mund, um das Interview fortzusetzen, da legte er plötzlich die Hand ans Ohr. »Wie ich eben höre, möchte die Polizei Ihnen einige weitere Fragen stellen, Miss Farrell, also sollte ich Sie lieber gehen lassen. Danke, daß Sie zu uns gekommen sind.« Das Mädchen fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und nickte, während sich der Reporter frontal der Kamera zuwandte und sagte: »Das ist es, was wir hier am Pool über die Entführung und Bedrohung der Mrs. Chindler in Erfahrung bringen konnten. Nun kehren wir zu unserem Programm zurück. Wir halten Sie mit weiteren Sondermitteilungen auf dem laufenden, und um sechs werden wir in den Nachrichten noch einmal über sämtliche Einzelheiten berichten.«

Die erstarrte Gruppe im Türrahmen begann sich aufzulösen. Keiner hatte sich bewegt. Keiner schien auch nur geatmet zu haben, während sie die Sendung verfolgten, bis David vortrat, um den Ton zu dämpfen, und Kushi einen langen, leisen Seufzer ausstieß. Nancy Chee schüttelte sich. »Darf ich Ihr Telefon benutzen?« fragte sie und war sofort verschwunden, als David auf das Telefon im Gang gedeutet hatte.

»Stephen«, warf David ein, »ich weiß ja, daß es ziemlich schlimm aussieht, aber geben Sie die Hoffnung nicht auf.«

Der Junge überlegte, bevor er antwortete. »Wissen Sie«, sagte er, »als ich hierher flog, habe ich mich die ganze Zeit gefragt, ob die Polizei mich in Wirklichkeit nur herholen wollte, um die Leiche meiner Mutter zu identifizieren, ohne es mir vorher mitteilen zu wollen. Ich... ich *möchte* ja hoffen. Aber...«

Er beendete seinen Satz nicht.

Kushi summte eine Weile vor sich hin, dann fragte sie fordernd: »Willst du noch 'n Bier, Stephen?« Der Junge schüttelte den Kopf. »Dann iß was!« befahl sie. »Wir haben hübschen kalten Schweinebraten, heiße, gebackene Bohnen, jede Menge Obst – steht alles auf dem Tisch. Komm!«

Stephen wußte, wann er es mit einer Autoritätsperson zu tun hatte. Er folgte Kushi an den Tisch, auf dem bereits ein Gedeck lag, während die Bohnen in einem Topf auf dem Herd leise vor sich hinblubberten. Auf einem Teller lag eine halbierte Papaya, auf dem anderen kleingeschnittene rohe Mohren und Sellerie. Kushi holte Milch aus dem Kühlschrank und befahl ihrem Enkel, die Bohnen zu servieren, und Stephen tat, wie ihm geheißen, bis Nancy Chee zurückkehrte. »Irgend etwas Neues?« wollte David wissen.

Die Sergeantin zögerte. »Nicht wirklich«, erwiderte sie. »Die Spurensicherung wird den Brief und den Umschlag untersuchen, und sie versuchen gerade, die Person ausfindig zu machen, die sie Miss Farrell überbrachte. Das einzige...«

»Ja?« ermunterte David sie fortzufahren.

»Nun«, sagte sie, »was mir daran auffällt, ist, daß alles so *professionell* läuft. Ich weiß nicht, ob Sie es bemerkt haben, aber wer immer diese Erklärung geschickt hat, muß eine Menge darüber wissen, wie die Nachrichtenmedien funktionieren. Sie haben sich kurzgefaßt, damit sie die wichtigen Teile möglichst griffig halten konnten – so konnte alles in einer halben Minute Sendezeit komprimiert werden. Sie haben die Fernsehsender und die

Zeitungen angerufen und dafür gesorgt, daß sie am Schwimmbassin warteten, als Miss Farrell auftauchte. Und...« – sie sah auf die Uhr – »... schauen Sie sich mal die Zeit an. Hier ist jetzt überall Hauptsendezeit, und selbst wenn sie keine Sondersendung bekommen, kommen sie überall noch in die Spätnachrichten.« Sie sah David verunsichert an. »Verstehen Sie, was ich meine?«

»Unsere Beachboys sind offensichtlich sehr viel schlauer geworden«, schlug David vor.

»Oder sie haben einiges an hochkarätiger Hilfe bekommen. Technischer Hilfe.«

Kushi summte vor sich hin und hauchte: »Kanaloa.«

»Ja, den auch«, räumte Nancy Chee ein. »Er war mal Hubschrauberpilot bei der Air Force, und ich bezweifle, daß sie das Flugzeug ohne ihn hätten entführen können, aber ich meinte eigentlich Hilfe von *draußen*. Irgend jemand muß schließlich zehntausend Dollar aufgebracht haben, um die Kautions für ihn zu stellen – woher hatten sie die? Und wie sie die Sache mit Miss Farrell organisiert haben...?«

»Wer dann?« wollte Kushi wissen.

»Wir haben mal einen Bericht erhalten«, sagte die Sergeantin zögernd, »daß vor einem Monat jemand vom Weather Underground auf den Inseln war. Und das jagt mir Angst ein. Es ist schon schlimm genug, wenn jede Terroristengruppe ihr eigenes Süppchen kocht, aber wenn die erst einmal anfangen zusammenzuarbeiten...«

Sie erschauerte. »Jedenfalls«, fuhr sie fort, »tun wir alles, was wir können.« Sie sah zu Stephen Chindler hinunter, der pflichtbewußt vor sich hinkaute und jedem Wort lauschte. »Wir tun unser Bestes, um Ihre Mutter wiederzufinden.«

»Sergeant Chee?« fragte er. »Was ist mit diesen Forderungen? Werden Sie denen entsprechen?«

»Ich glaube nicht, Stephen.«

Der Junge legte seine Gabel beiseite. »Ich glaube es auch nicht«, erwiderte er. »Und ich möchte wetten, daß die Entführer das auch nicht glauben. Meinen Sie also wirklich, daß meine Mutter noch am Leben ist?«

Für einen Augenblick hörte man im Raum nur das Flüstern des Fernsehgeräts und Kushis leises Summen. Dann stand die alte Frau auf. »Es steht ziemlich schlimm, Stephen«, sagte sie feierlich. »Aber du solltest trotzdem aufs Beste hoffen. Ich gehe das Salz holen, das David vergessen hat.«

Wenngleich Kushi sich für eine gute Fahrerin hielt, teilte ihr Enkel dieses Urteil nicht. Es war bezeichnend für den Grad seiner Beunruhigung, daß er ihr die Wagenschlüssel ohne jeden Protest überreichte. Als sie auf den Highway einbog, sah sie den blauen Geländewagen an der Auffahrt warten und war nicht überrascht, als er ihr folgte. Nachdenklich summte sie vor sich hin, dann nahm sie den direkten Weg zum Einkaufszentrum. Sie fuhr nicht schnell und achtete sorgfältig darauf, bereits anzuhalten, sobald die Ampeln auf Gelb wechselten, was ein paar andere Fahrer mit energischem Hupen quittierten. Sie war so leicht zu verfolgen, wie man es von jeder wirklich alten Frau erwartete.

Die Einkaufsstraße nahm einen ganzen Häuserblock in Anspruch, und die Geschäfte waren von hektargroßen Parkplätzen umgeben. Gegenüber dem großen Hotel auf dem Hügel fuhr sie hinein und rollte langsam über den Parkplatz, an jeder freien Stelle haltend, als wäre sie im Zweifel, um sich dann wieder in Bewegung zu setzen. Im Rückspiegel sah sie, wie der Geländewagen ihr in geräumigem Abstand folgte. Als er die halbe Straße hinter sich gelegt hatte, fuhr sie plötzlich aus dem Parkplatz hervor, gab Gas und fädelte sich auf der anderen Straßenseite in den Gegenverkehr ein. Sie raste um eine weitere Ecke, fuhr auf den Hotelparkplatz und bremste das Fahrzeug geschickt neben einem großen Lieferwagen. Vor sich hinsummend, sah Kushi zu, wie der blaue Wagen um die Ecke des Einkaufszentrums gerast kam. Er zögerte, dann machte er kreischend kehrt. Kaum war er verschwunden, setzte Kushi rückwärts aus ihrem Versteck her-

vor und fuhr in die entgegengesetzte Richtung davon. Sie summte zufrieden. Die vielen Stunden, die sie mit ›Hawaii 5-0‹ verbracht hatte, waren nicht vergebens gewesen!

Ihr erstes Ziel war der buddhistische Tempel, der sich wenige Blocks entfernt an einer Wohnstraße befand. Es war kein Ort, den Kushi oft besuchte. Seit zwanzig Jahren war sie immer nur zu Beerdigungen hergekommen, wenn alte Freunde und Verwandte gestorben waren – höchstwahrscheinlich würde sie erst wieder zu ihrer eigenen hierherkommen, wann immer das sein mochte. Doch es gab dort einen Mönch, der fast so alt war wie sie selbst. In gewissem Sinne war er auch ein Verwandter, jedenfalls hatten ihre Mütter das vor langer Zeit geglaubt.

Schweigend saß er unter der großen Statue des Erlösers. Eine Hand der Statue war erhoben, die andere lag geöffnet auf dem Schoß – mit einer Hand, wie die Witzbolde behaupteten, ›Warte einen Augenblick‹ und mit der anderen ›Erst bezahlend sagend. Kushi zahlte nicht. In einem Gemisch aus Kanaka und Japanisch, halb ins Englische kreolisiert, fragte sie nach ihrem Urenkel. Der Mann zitterte leicht. Er lachte. Woher sollte er etwas über einen zwanzigjährigen Jungen wissen? Einen Jungen zudem, der zu den Maui Mau-Mau gehörte! Wußte Kushi denn nicht, daß die Mau-Mau die Buddhisten fast ebensosehr verabscheuten wie die Haoles? Natürlich wußte sie das, erwiderte sie geduldig, aber die Eltern und Verwandten dieser Kinder mußten sich doch ihretwegen sorgen. Hatte denn keiner von ihnen jemals mit ihm darüber gesprochen? Wo trieben die Kinder sich herum? Gab es irgendwelche Namen, die er ihr nennen könnte?

Zögernd durchforstete der alte Mann sein Gedächtnis. Da gab es eine Hippiekommune, wo einige von ihnen gelebt hatten. Es gab eine junge Frau, die wegen Drogenhandels im Gefängnis saß, obwohl Drogen so ziemlich das harmloseste gewesen sein mußten, worin sie verwickelt gewesen war, wenn es nach ihrer Großmutter ging. Es gab zwei Jungen, die von der Wohlfahrt lebten, arbeitslos, weil sie ihren Chef bei einem Streit über die Rechte der Hawaiianer zusammengeschlagen hatten.

Es war zwar eine magere Ausbeute, aber besser als gar keine.

Als Kushi aufstand, griff der Mönch mit einer Hand nach ihr, um sie aufzuhalten. »Warum reden die von Hawaiianern?« fragte er. »Wer ist denn heute noch Hawaiianer?«

»Geh wieder schlafen, alter Mann«, erwiderte Kushi sanft, denn das war natürlich die einzige Antwort, die es darauf gab. Wer war schon noch Hawaiianer? Nicht sehr viele. Ganz bestimmt nicht ihr Urenkel Lono. Er war höchstens zu einem Achtel Hawaiianer, und selbst das bedeutete, daß man einen unbekanntem Großvater väterlicherseits großzügig dazuzählte.

Kushi selbst war genau zu einem Viertel Hawaiianerin. Der Rest war japanisch. Tatsächlich ging Kushis japanisches Erbe bis in jene Zeit zurück, als es überhaupt erstmals Japaner auf Hawaii gab – sofern man den halblegendären Segelschiffkapitän mit dem eisernen Messer außer acht ließ – , nämlich bis ins Jahr 1868, als die Plantagenbesitzer die erste Ladung japanischer Zuckerrohrfeldarbeiter importierten. Sie kannte ihre Vorfahren beim Namen. Einer dieser Männer, Shinko Yamayashi, schwängerte ihre Großmutter, die Tochter des hawaiianischen Luna oder Vorarbeiters der Plantage. Das Mädchen war vorher auch schon schwanger gewesen und sollte es noch öfter werden, aber dies war ihr einziges halbjapanisches Kind: Kushis Mutter.

Im Jahre 1886 heiratete ein weiterer japanischer Arbeiter, Hideo Shiroma, die Tochter – vielleicht in dem Glauben, daß er einst selbst zum Luna werden könnte, wenn der Großvater des Mädchens einmal starb. Doch soviel Glück hatte er nicht. Ein Portugiese bekam die Stellung. Aber sie hatten sieben Kinder. Das dritte war ein Mädchen, Kushi.

Kushi behauptete – und glaubte es manchmal sogar selbst – , daß sie sich noch daran erinnern konnte, Königin Liliuokalani und König Kalakaua mit eigenen Augen gesehen zu haben. Immerhin hätte die Möglichkeit dazu tatsächlich bestanden, sofern sie zur richtigen Zeit den richtigen Teil des Big Island besucht hätten. Sie war zur Zeit des unglückseligen Rothemden-Aufstands im Jahre 1889 geboren; sie war also zwei Jahre alt, als König Kalakaua in San Francisco an einem Schlaganfall starb und eine ins Wanken geratene Monarchie zurückließ; und sie war vier, als

Kalakauas Schwester, Königin Liliuokalani, einen Schlußstrich darunter setzte, als sie nämlich angesichts der Kanonen der *U.S.S. Boston* abdankte. Doch immerhin hatte Kushi bereits in jener Zeit gelebt, als Hawaii noch eine unabhängige Nation gewesen war, regiert von seiner uralten Königsdynastie.

Das war unbestreitbar. Ebenso unbestreitbar war aber auch, daß sie sich diese raffinierten, willkürlichen und trinkfesten Leute nicht zurückwünschte. Das tat niemand, den sie kannte – mit Ausnahme, wie es schien, ihres törichten Urenkels Lono.

Wie recht es ihm geschähe, dachte sie grimmig, wenn er bekäme, was er verlangte!

Die nächstgelegene Adresse war die ›Hippiekommune‹ in der Nähe des öffentlichen Strands knapp westlich der Bucht von Hilo.

Es schien genaugenommen keine Kommune mehr zu sein. Die Informationen des alten Mönchs waren veraltet, vielleicht schon seit vielen Jahren. Dennoch parkte Kushi ihren Wagen und watschelte auf das nächstgelegene der drei baufälligen Häuser zu. Auf den müllübersäten, seit Jahren ungepflegten Höfen standen Schilder mit der Aufschrift ›beschlagnahmtes Grundstück‹, doch die Häuser schienen immer noch bewohnt zu sein. Ein kleiner Junge mit nacktem Hintern spielte zwischen den alten Autoteilen und defekten Waschmaschinen. Als Kushi sich mit gewichtiger Geste zu ihm hinabbeugte, um mit ihm zu reden, blickte das Kind voller Entsetzen die rothaarige alte Frau an, und eine weibliche Stimme rief: »He, Sie! Lassen Sie das Kind in Ruhe!«

Kushi erhob sich wieder und ging auf die Frau zu. Sie war hager und zänkisch, wie sie in Sicherheit hinter einer verriegelten Drahtgittertür dastand. »Ich suche meinen Enkel Albert, genannt Lono«, sagte sie höflich. »Hat früher hier gelebt, glaube ich.«

»Nie von ihm gehört.«

»Ich bin nicht die Polizei«, erklärte Kushi empört. »Ist schon in Ordnung, es mir zu sagen.«

Die Frau sah verächtlich aus. Dann sah sie nach gar nichts

mehr aus, weil sie nämlich plötzlich nicht mehr da war. Denn eine große Gestalt baute sich hinter ihr auf und schob sie aus dem Weg. Es war ein Mann, so groß wie Kushi, von grauer Gesichtsfarbe, fett. Er trug eine Kattunhose, die unter seinem Bauch von etwas festgehalten wurde, das wie ein Stück Wäscheleine aussah, darüber war nichts anderes zu sehen als ungefähr ein Hektar nackter, ahornsirupfarbener Haut. Er musterte Kushi abschätzend. »Nein, du bist nicht von der Polizei«, sagte er, »aber wir wissen nichts.«

Kushi seufzte und kramte in ihrer Strohtasche. Schließlich zog sie eine Zwanzigdollarnote hervor. »Sprich ehrlich mit mir«, sagte sie vorwurfsvoll. »Ich mache kein Huhu über irgend jemanden, aber ich muß es wissen!«

Als Kushi schließlich ging, stand der Riese auf der baufälligen Veranda und sah ihr nach, während sie mit ein paar weiteren Adressen davonzog.

Niedergeschlagen summte Kushi vor sich hin, wie sie hinter dem Lenkrad saß und auf die Kreuzung zukroch. Sie hatte gewisse Bauchbeschwerden, und sie fragte sich zum ersten Mal, ob sie nicht langsam ein bißchen zu alt für so etwas war.

Wenn dem so sein sollte, konnte sie jedenfalls nichts dagegen tun. Anstatt sofort Kurs auf die nächste Adresse zu nehmen, fuhr sie den Banyan Drive hinunter, parkte auf einem Hotelparkplatz und wallte herrschaftlich durch die Empfangshalle zur Damentoilette. Das war eben die Strafe für ihre zweihundertundsiebzig Pfund unablässig im Stoffwechsel befindlichen Fleisches.

Auf dem Rückweg hatte sie eine Idee. Sie kramte in ihrer Tasche nach Münzen und führte ein Telefongespräch. David rief sie nicht an, weil sie keine Vorhaltungen von ihm hören wollte. Statt dessen telefonierte sie mit der Polizeizentrale. »Habe Nachricht für Sergeant Nancy Chee«, teilte sie dem wachhabenden Beamten mit. »Schreiben Sie es auf. Nancy Chee soll David Yanami sagen, er braucht sich wegen Kushi keine Sorgen zu machen, sie besucht nur alte Freunde. Okay? Danke!« Und als die Fragerei einsetzte, legte sie auf.

Sie wollte nicht, daß David ihr sagte, was diese nörgelnde leise Stimme in ihrem Innern auch schon gesagt hatte, daß sie nämlich kein Recht dazu hatte, zu versuchen, Lono ganz allein zu suchen. Es war eine persönliche Angelegenheit. Und sie hatte vor, sie auch möglichst persönlich anzugehen. Kushi hatte genau zugehört, als die Sergeantin erzählte, daß Lono nicht an Bord des gekaperten Flugzeugs hatte sein können. Die Sergeantin hatte allerdings nicht gesagt, daß der Junge nicht in Kamuela hätte sein können, um den Entführern bei der Flucht zu helfen, ja um tatsächlich Beihilfe zum Massenmord zu leisten.

## 20. Kapitel

Am 18. Januar 1778 sichtete Captain Cook die Insel Kauai. Es war die erste dokumentierte Begegnung eines Europäers mit den hawaiianischen Inseln. Innerhalb der folgenden zehn Tage gingen Landetrupps von Cooks beiden Schiffen an Land, um es zu erforschen und Eisennägel gegen Kokosnüsse und Schweine einzutauschen. Kein englischer Seemann blieb über Nacht an Land. Cook hatte es verboten – bis zur Nacht des 29. Januar, als ein Offizier mit zwanzig Männern nicht mehr vor Nachteinbruch zurückkehren konnte, weil die See zu hoch ging. Cook wollte ursprünglich nicht, daß seine Männer dies taten, weil er ein – mehr oder weniger – wohlmeinender Mann war und wußte, was geschehen würde, wenn seine ausgezehrtten Seeleute eine Nacht in Freiheit in Gegenwart einheimischer Frauen verbrachten. Und genau das geschah auch. Ein oder zwei Tage später segelte er auf seiner ergebnislosen Mission weiter, eine Nordwestpassage zu finden.

Gegen Ende des Jahres, als das kalte Wetter ihn durch die Beringsee wieder gen Süden trieb – eine Passage hatte er nicht entdeckt – , ging er auf einer anderen Insel desselben Archipels vor Anker. Er war nicht überrascht, daß die Hawaiianer, die sie dort begrüßten, bereits Merkmale der Geschlechtskrankheit trugen. Von diesem Augenblick an mochten Schiffskapitäne zwar versuchen, ihre Mannschaften zum Schutz an Bord zu behalten, doch nun waren es die Seeleute, die sich nicht infizieren wollten; für die Inselbewohner war es schon zu spät. In weniger als einem Jahr waren Syphilis und Gonorrhoe zu Epidemien geworden.

Die Hawaiianer, die Captain Cook im Februar des folgenden Jahres in der Gischt der Kealakekua-Bucht erstachen, wollten sich damit nicht an ihm dafür rächen, daß er ihren sexuellen Freuden eine neue Sorge aufgebürdet hatte, doch mag mancher der Ansicht sein, daß sie das Recht dazu hatten. Im Laufe eines Jahrhunderts veränderten sich die Inseln in schier unglaublichem Ausmaß. Die Institution des ›Kapuk‹ verschwand. Die Frauen fürchteten sich nicht mehr davor, am selben Tisch zu essen wie die Männer. Die Untertanen hielten nicht mehr angespannt Aus-

schau, um nur nicht auf den Schatten eines Königs zu treten. Gemeine Bürger durften Land besitzen. (Leider bedeutete dies aber auch, daß sie das Land, das sie besaßen, verkaufen durften, so daß immer mehr von Hawaii in die Hände gerissener ausländischer Händler geriet.) Die Krieger, die einst mit angespitzten Holzspeeren und mit Feuerstein gespickten Keulen in den Krieg gezogen waren, machten Fortschritte, indem sie jetzt erst Messer und dann Musketen benutzten. Die Einbaum-Kriegskanus der Häuptlinge mit ihren Doppelhüllen wurden durch kanonenbestückte Schoner ersetzt. Mit jeder Generation machte die Waffenkunst einen Entwicklungssprung von tausend Jahren durch, und die neuen Waffen steuerten, wie vorherzusehen war, ebensoviel zur Ausrottung der einheimischen Hawaiianer bei, wie die neuen Krankheiten. Welche Waffen die Hawaiianer auch immer erstanden, waren sie doch stets nur tauglich für den Krieg untereinander, weil die Europäer stets besser ausgerüstet waren. Keine Küstenstadt konnte es mit einem fremden Kriegsschiff aufnehmen. Rußland, Frankreich, England, die Vereinigten Staaten, alle entsandten sie von Zeit zu Zeit Marinefahrzeuge, um sich davon zu überzeugen, daß ihre Untertanen keine ungerechte Behandlung durch die Einheimischen erfuhren. Häufig wurde Gerechtigkeit aber so formuliert, daß sie das Recht miteinschloß, zu stehlen und das, was übriggeblieben war, zu erschwindeln. Mit den meisten seiner fremden Besucher hatte Hawaii kein großes Glück. Einige kamen auf Grund ihres Idealismus und ihres religiösen Eifers. Anderen wurde das Pflaster der zivilisierten Welt zu heiß unter den Füßen, und so versuchten sie ihr Glück damit, die unschuldigen Wilden übers Ohr zu hauen. Besucher, die auf die Inseln kamen, um Gutes zu tun, erwiesen sich allzu oft als korrupt, und die meisten anderen waren es ohnehin bereits.

Mit der Zeit waren immer wenige Hawaiianer in der Lage, Widerstand zu leisten. Am 10. Februar 1853 brachte die *Charles Malloryaus* San Francisco die Pocken nach Hawaii. Typhus und Fleckfieber waren schon früher importiert worden. Wenige Jahre später begann sich die Lepra – die man hier die ›Chinesische Krankheit‹ nannte, obwohl niemand wirklich hätte sagen können, ob sie tatsächlich aus China oder von irgendwo anders her kam

– auszubreiten, und die Hawaiianer mußten auf Molokai eine Quarantänekolonie einrichten. Alkoholismus (die Hawaiianer hatten nie die Herstellung von Alkohol kennengelernt) und Prostitution nahmen ebenfalls epidemische Ausmaße an. Im voreuropäischen Hawaii hatte es keinerlei Sexualität gegen Geld gegeben; dafür bestand kein Bedarf, denn die hawaiianischen Frauen hatten nie Gewissenbisse, wenn sie ›sündigen Beischlaf‹ praktizierten. Die Europäer brachten ihnen bei, daraus ein Geschäft zu machen – so gründlich sogar, daß das durchschnittliche Jahreseinkommen der hawaiianischen Hurenkolonie ungefähr einhunderttausend Dollar pro Jahr ausmachte – was in etwa den staatlichen Steuereinnahmen eines Jahres entsprach.

Als Kushi Shiroma 1889 geboren wurde, war die hawaiianische Staatsführung nicht mehr sonderlich hawaiianisch. Kalakaua, der letzte hawaiianische König, saß zwar immer noch auf dem Thron, doch die Verfassung, die zu übernehmen man die Könige gezwungen und getäuscht hatte, überantwortete alle wirkliche politische Macht den Ministern – die sich fast ausschließlich aus Yankees rekrutierten. Kalakaua behagte das nicht. Er versuchte sogar unter anderem im Untergrund eine Geheimgesellschaft zu errichten, die Haie Naua. Dieser durften nur Männer beitreten, die nachweislich hawaiianischen Erbes waren. Ihre Rituale waren komplex und *bizarrr*, ihr Ziel bestand höchstwahrscheinlich darin, der Überfremdung entschieden Widerstand entgegenzusetzen.

Doch der Widerstand dieser Widerstandsbewegung war nicht effektiv, und so mußte das letzte Mitglied der Dynastie schließlich dem Thron entsagen. Kalakauas Schwester und Nachfolgerin Lilioukalani war die erste regierende hawaiianische Königin – und zugleich die letzte und einzige.

Ein Jahrhundert später waren die Wünsche, Verordnungen und der Staatsputz der frühen hawaiianischen Könige nur noch Folklore für die Touristen.

## 21. Kapitel

Vor Tagesanbruch ließ Lono sich von Rachel auf den Parkplatz des Vulcano Hotel begleiten, wo er einen Wagen stahl. Als die Sonne hoch am Himmel stand, hatten sie den Berg hinter sich und waren in den Eigentumssiedlungen oberhalb von Hilo. Doch parkten sie nicht dort, sondern eine gute Meile von ihrem Ziel entfernt, um dann Arm in Arm in der Morgensonne zu Fuß weiterzugehen. Wie Liebende. Ja wie die Liebenden, die sie tatsächlich waren. Liebende kurz nach der ersten körperlichen Intimität, die sich in keinem Strahlen der Augen, in keiner zärtlichen Miene widerspiegelte. »Sieh mich an!« befahl Lono im Gehen. »Behalte die Augen direkt auf mich gerichtet!« Rachel gehorchte verträumt, ihr Körper ächzte, ihr Geist war benommen vom Schlafmangel. Sie hatten einander die Arme um die Hüften geschlungen, die Gesichter einander zugekehrt. So konnte kein flüchtiger Beobachter ihre Gesichter deutlich erkennen.

Das Messer in Lonos Hand wurde von Rachels Arm verdeckt.

Rachel wußte, daß es da war. Manchmal, wenn sie stolperten, fühlte sie seine Spitze sehr nah an ihrer Brust. »Du tust mir weh«, erklärte sie ihm nach dem zweiten oder dritten Mal. »Das brauchst du nicht, ich werde schon nicht weglaufen.«

Doch er hielt das Messer grimmig an Ort und Stelle fest. Rachel beschwerte sich nicht noch einmal. Sie hatte nicht vor, sich zu beschweren, weder dagegen noch gegen irgend etwas anderes. Rachel Chindler hatte jeden Gedanken an Entscheidungsfreiheit aufgegeben. Sie würde alles tun, was Lono ihr sagte. Andere Pläne hatte sie nicht. Es verwirrte sie, daß dem so war. Das wiederum war auch nicht schlecht. Denn es gab ihr etwas zum Nachdenken, während sie den Hang hinaufgingen, an einem 7-2-7 und einer Tankstelle vorbei, hoch genug oberhalb der Stadt Hilo, daß sie nun den warmen Pazifik im Morgenlicht erkennen konnten, in eine Sackgasse der Eigenheimsiedlung.

Als sie in eine Auffahrt einbogen, die Gesichter immer noch aneinandergedreht, gab Rachel es auf, das Rätsel zu lösen. Fast hätte sie den Kopf gedreht, um das Haus anzuschauen, auf das

sie zuzugingen, doch Lono verbot es ihr. »Halt still!« befahl er, und seine Augen flackerten nach links und rechts, um festzustellen, ob sie beobachtet wurden. »So, und jetzt einfach die Treppe hoch. Ja. Ich werde jetzt klingeln. Jetzt warten wir...«

Sie brauchten überhaupt nicht zu warten. Die Tür ging fast im selben Augenblick auf. Die Frau, die sie geöffnet hatte, vergeudete keine Zeit mit Begrüßungen. Sie schob sie hinein, spähte auf die Straße hinaus, schloß die Tür und verriegelte sie. »Hat euch jemand gesehen?« wollte sie wissen.

»Dutzende von Leuten haben uns gesehen, Pele«, sagte Lono. »Aber ich glaube nicht, daß sich jemand an uns erinnern wird. Hast du wenigstens etwas zu essen für uns?«

»In der Küche«, erwiderte die Frau. Sie schob eine Hand in ihre Schürzentasche, holte einen kleinen Revolver hervor, nicht größer als eine Spielzeugpistole, und nachdem sie sicher sein konnte, daß Rachel ihn gesehen hatte, steckte sie ihn wieder weg. Sie musterte Rachels Gesicht. Rachel erwiderte den Blick, bis die Frau fragte: »Wissen Sie, wer ich bin?«

»Ja«, antwortete Rachel. »Sie waren auf Davids Party. Sie sind die Bibliothekarin, die Flickenteppiche herstellt. Ich glaube, Ihr Name ist Meg Barnhart. Nur«, fügte sie hinzu, »daß Ihr Haar damals dunkel und nach hinten gestrafft war, nicht blond und lockig. Ich nehme an, Sie tragen eine Perücke.«

»Ganz richtig«, sagte die Frau und musterte sich selbst kurz in einem Spiegel an der Wand. »Ku haben Sie auch wiedererkannt, nicht wahr?«

»Wenn das der Mann war, den ich vorgestern gesehen habe«, erwiderte Rachel, »ja. Die Polizei konnte ihn allerdings hinterher nicht mehr finden. Sie haben gesagt, daß sein Name Oscar Mari-guchi ist.«

»Sie haben ein gutes Gesichtsgedächtnis, Rachel«, meinte die Frau. »Das ist ein Jammer.«

Darauf wußte Rachel nichts zu erwidern. Sie sah sich in ihrer Umgebung um. Es war ein recht nettes Haus, dachte sie, jeden-

falls für ein älteres Ehepaar, das seinen Lebensabend in der Sonne Hawaiis aufwärmen wollte. Für eine radikale Bande von Revolutionären wirkte es unpassend. Das Wohnzimmer hatte eine Kathedralendecke und einen Wandbehang aus Webstoff. Es gab sogar einen Kamin – zwar nur mit Gasbefeuerung und Keramikscheiten, aber dennoch hübsch. Anstelle eines Teppichbodens lagen vor den Sesseln und der Couch schlichte Teppiche. Alles sah wohlgepflegt und vertrauenerweckend aus, genau wie Meg Barnhart selbst, wenn man die blonde Perücke außer acht ließ.

Und die Pistole.

Lono war auf halber Strecke zur Küche stehengeblieben, beobachtete sie. »Nun?« fragte er.

»Ach so«, sagte die Frau. »Du willst reden. Dann bring Mrs. Chindler nach oben, und ich stelle das Zeug für ein Sandwich heraus.«

Sehnsüchtig dachte Rachel daran, daß sie selbst auch nichts gegen ein Sandwich hätte. Doch ihr bot niemand eins an, und ihre Passivität war soweit gediehen, daß sie sogar den Hunger überwand. Der Raum im oberen Stockwerk, in den Lono sie führte, sah aus wie irgendein Musikzimmer, unordentlich und unvollständig, als wäre jemand beim Packen für den Auszug unterbrochen worden. An der Wand hingen riesige Lautsprecher, aber es war kein Plattenspieler zu sehen. Die Fenster hatten Doppelverglasung – im milden Hawaii schier unglaublich –, und an einer Wand standen Schallplattenregale. Tschaikowsky und Strawinsky, Del Tredici und John Cage standen neben Corelli, Mozart und Palestrina, auf einem anderen Brett Kiss, Michael Jackson und die Grateful Dead. Als Rachel an den Geschmack ihres Besitzers dachte, fiel ihr dazu nur das Wort »eklektisch« ein. Was den Komfort anging, so hätte die passende Vokabel dafür »ungenügend« lauten können. Es gab keine Liegefläche, weder Couch noch Bett; nicht einmal einen bequemen Sessel, nur eine Art Küchenstuhl mit gerader Rückenlehne. »Setzen!« befahl Lono und Rachel gehorchte, spürte, wie ihre Arme ziemlich grob nach hinten gerissen und so fest verschnürt wurden, daß es ihr weh

tat. Lono trat einen Schritt zurück und blickte seine gefesselte Gefangene an. »Wenn du schreien willst, wird niemand dich daran hindern, aber es wird dich auch niemand hören. Dieser Raum ist schalldicht.«

»Ich wollte überhaupt nicht schreien«, sagte sie, und es stimmte auch. Tatsächlich war sie nicht einmal auf den Gedanken gekommen.

Er musterte sie einen Augenblick lang verwundert. Dann zuckte er die Achseln und wandte sich ab. »Es tut mir wirklich leid«, rief er ihr noch zu und schloß die Tür.

Im nächsten Augenblick hörte sie, wie die Tür von außen versperrt wurde.

Obwohl sie in der komplizierten Nacht zuvor kaum länger als wenige Minuten auf einmal geschlafen hatte, war Rachel nicht mehr müde. Aufrecht saß sie auf dem Stuhl mit der geraden Rückenlehne, blickte auf die Wand mit den Schallplatten und dem Fenster. Mehr aus Neugier als in der Absicht, sich zu befreien, prüfte sie den Strick um ihre Handgelenke. Der schien fest verzurrt zu sein, und es war unangenehm, sich in dieser Fessel zu winden.

Andererseits war alles andere auch ziemlich unangenehm und unbequem. Ihre Gelenke schmerzten. Wahrscheinlich von der Nacht in der feuchten Lavaröhre; möglicherweise von den Prostatasekreten, die ihren Körper durchfluteten. Im Geist versuchte sie zurückzuzählen, um festzustellen, ob ihre Periode fällig war. Es fiel ihr schwer, sich daran zu erinnern, und es war auch nicht sehr angenehm, es zu versuchen. Darüber nachzudenken, ob ihre Periode fällig war, war so ähnlich, als würde sie darüber nachdenken, ob sie von dem Jungen schwanger werden würde oder nicht, was ihr wieder allzusehr wie Zukunftssorgen erschien. Denn die Zukunft hatte sie bereits aufgegeben. Was geschehen würde, würde geschehen, und ihre einzige Emotion dazu war die Verärgerung darüber, daß sie darauf warten mußte. Was immer es sein würde.

Inzwischen saß sie aufrecht auf dem geraden Stuhl, den Geist von allem abgeschnitten, was bedrohlich war – also von so gut wie allem in ihrer Umgebung. Nach etwa einer Stunde ging die Tür auf und Meg Barnhart erschien. Sie trug immer noch die blonde Perücke.

»Wahrscheinlich müssen Sie mal pinkeln«, sagte sie höflich und löste die Fesseln um Rachels Hände. Als sie damit fertig war, wich sie wachsam einen Schritt zurück. Rachel rieb sich die Handgelenke, um sie wieder zu durchbluten, und stellte interessiert fest, daß die Frau nun anstelle einer Pistole in der Tasche ein Gewehr um die Schulter geschlungen hatte. Für Rachel – die nichts von Gewehren verstand, mit Ausnahme dessen, was sie von dem einen oder anderen Terroristen erfuhr – sah es aus wie eine von diesen Schnellfeuerwaffen, die die amerikanischen GIs in Vietnam benutzt hatten. Barnhart blieb entgegenkommenderweise mit abgewendetem Blick in der Tür stehen, während Rachel die Toilette benutzte. »Haben Sie Hunger?« fragte sie dann. »Sie sollten besser etwas essen, solange Sie noch Gelegenheit dazu haben.« Und sie begleitete Rachel in die Küche.

Barnhart bereitete die Mahlzeit nicht für sie zu. Sie stellte sich wieder in die Tür und gab ihr freundlich Anweisungen und machte Vorschläge. Eier waren im Kühlschrank, Butter auch. Die Pfanne unter dem Spülbecken. Das Brot in der Brotschublade, der Toaster auf der Theke, Teller im Schrank. Messer in...

Doch dann überlegte Barnhart es noch einmal. Sie bot Rachel nicht an, die Besteckschublade zu öffnen, statt dessen tat sie es selbst und holte nur eine Salatgabel und ein Buttermesser hervor.

Nachdem sie das Rührei und den Toast verzehrt hatte, spülte Rachel pflichtschuldig, stapelte die Teller aufeinander und wurde ins Musikzimmer zurückbegleitet – mit einem kleinen Umweg, nachdem ihr eingefallen war, Meg Barnhart mitzuteilen, daß sie kurz vor ihrer Periode stand. Und nun saß sie wieder auf dem Stuhl, eine Schachtel Tampax zu Füßen – und die Hände immer noch gefesselt. Also wirklich, dachte sie bei sich, fast amüsiert, was soll ich denn in diesem Zustand damit anfangen?

Es war fast beruhigend zu erkennen, daß die Terroristen nicht so übernatürlich allwissend waren, um alle Einzelheiten im voraus zu bedenken.

Geisel zu sein, war nie ein Vergnügen. In dem entführten Flugzeug hatte sie wenigstens Gesellschaft gehabt. Nicht zur Unterhaltung, nein; niemand hatte es gewagt zu reden. Nicht um darauf zu hoffen, daß eines ihrer Mitopfer wie durch ein Wunder ein verstecktes Maschinengewehr hervorziehen, ihre Entführer niederhauen und sie alle befreien würde – das ganz bestimmt nicht. Aber wenigstens war damals jemand dabeigewesen, der das Elend und die Angst mit ihr geteilt hatte...

Andererseits, sagte sie sich selbst, um gerecht zu bleiben, brauchte sie sich in dieser Situation um niemanden zu sorgen außer um sich selbst. Egal was ihr passierte, es würde kein anderer daran Schaden nehmen.

Doch das stimmte nicht.

Es gab doch einen anderen, der daran Schaden nehmen würde. Stephen nämlich.

Erst da begann Rachel zu weinen.

Nachdem die Sonne untergegangen war, lag das Musikzimmer völlig im Dunkeln, bis auf das matte gelbliche Licht der Straßenlaternen, das durch die Fenster schimmerte. Im Laufe des Tages waren ein paarmal Wagen vor- und abgefahren, und Rachel hatte unten Stimmen gehört. Sie hatte nicht feststellen können, wessen Stimmen es waren oder was sie sagten; aber manchmal waren sie laut geworden.

Als die Tür sich ohne Vorwarnung öffnete, erschrak sie für einen Augenblick. Kurz zuvor hatten die Stimmen sehr zornig geklungen. Doch es war nur Lono. Er sah weder erregt noch gefährlich aus. Vielmehr schien er wieder eben jener attraktive junge Mann zu sein, der vor ganzen Zeitaltern auf Davids Party gewesen war. Er hatte sich gebadet und rasiert, wie Rachel anerkennend bemerkte, doch die Ringe unter seinen Augen wiesen

darauf hin, daß er wahrscheinlich nicht genug geschlafen hatte. Während er sich vorbeugte, um die Fesseln an ihren Händen zu lösen, sah er beinahe mit einem Lächeln zu ihr auf, doch als sie dieses Lächeln instinktiv erwiderte, verschwand es sofort. »Iß!« sagte er und zeigte auf das Tablett, das er auf den Boden gestellt hatte, dann schritt er zur Tür zurück, um sie dabei im Auge zu behalten. »Ich will nicht reden«, sagte er mit Bestimmtheit, als sie eine Bemerkung machte; und dabei blieb er auch.

Das Essen war eigentlich recht gut. Zu dem Kotelett, der winzigen gekochten Kartoffel und dem Salat gab es auch eine Scheibe frische Papaya. Rachel durfte wieder das Bad benutzen, diesmal auch um zu duschen, ja es war ihr sogar gestattet, ihre Unterwäsche auszuwaschen und die Teile zum Trocknen aufzuhängen. Lono führte sie nicht wieder ins Musikzimmer zurück. Statt dessen brachte er sie in ein Schlafzimmer, einen Raum mit angenehmer Tapete und goldenen Vorhängen, die die Fenster verbargen, sowie einem riesigen, ordentlich gemachten Bett. Das Zimmer war ein bißchen zu klein für das Bett, bemerkte Rachel, weshalb man es gegen die Wand geschoben hatte; man konnte nur von einer Seite hineingelangen, und es war zweifellos äußerst mühsam es zu tun. »Wir werden hier schlafen«, sagte Lono und bedeutete Rachel, als erste ins Bett zu steigen. Sie gehorchte stumm, glitt nackt hinein, nachdem sie ihr Kleid abgestreift hatte. Sie sah zu, wie der Junge sich auszog und dann ebenso nackt wie sie neben ihr ins Bett glitt – um sofort wieder aufzustehen, weil er vergessen hatte, ihre Hände zu fesseln. Nachdem das erledigt war, kam er wieder hinein, immer noch wortlos.

Rachel fragte sich, ob ihre Periode in der Nacht beginnen würde und dachte bedauernd daran, wie sie damit das Bettzeug verschmutzen würde. Doch weil sie noch nicht begonnen hatte, fragte sie sich als nächstes, ob Lono wieder Geschlechtsverkehr mit ihr wünschte. Er tat es nicht. In dem riesigen Bett berührten sie einander nicht, doch sie hörte, wie seine Atmung tief und regelmäßig wurde, und so schlief sie schließlich selbst friedlich ein.

Als sie erwachte, war es immer noch dunkel.

Sie lag mit dem Gesicht zur Wand, und Lono hatte im Schlaf

einen Arm über sie gelegt, ihren Bauch haltend, während eines seiner Knie ihre Beine auf die Matratze drückte. Das war für sie unbequem, doch glaubte sie, daß sie ihn wecken würde, wenn sie sich bewegte. Also lag sie ruhig da, hörte ihm beim Atmen zu, spürte die Wärme seines Körpers an ihrem. Sie nahm den angenehmen Duft eines männlichen Körpers und der Seife des Vorabends wahr. Sie mußte ungefähr eine Stunde lang so still wie möglich dagelegen haben. Das Fenster in diesem Zimmer besaß Jalousien und stand offen, und zusammen mit der warmen Brise drangen interessante Blumengerüche ein. Schließlich war sie ja in Hawaii, dachte Rachel. Sie versuchte, sich daran zu erinnern, was Hawaii für sie bedeutet hatte, bevor es zu einem Alptraum geworden war: Das Walfangmuseum in Lahaina, die kieloben gekenterte U.S.S. *Arizona*, die noch immer ihre tote Mannschaft barg, das Hoteldach, von dem aus McGarrett das Fernsehpublikum von »5-0« begrüßte, der blühende Ingwer, der sie immer zum Niesen brachte, die Sonnenuntergänge, die sie fast zu Tränen rührten, den Fisch, das frische Obst, die Touristencocktails mit ihren kleinen Papiersonnenschirmen oder ihren winzigen, schwebenden Orchideen...

Und dann, am Ende, der Horror.

Alles schien unendlich weit weg zu sein und überhaupt nicht mehr wichtig.

Rachel fühlte sich ganz entspannt. Sie merkte, daß der Druck, den sie an ihrem Kreuzbein spürte, von Lonos Penis stammte. Der Junge hatte eine Erektion im Schlaf. Sie erinnerte sich daran, wie es gewesen war, ihn in sich zu haben, und fragte sich, ob ihr Verkehr für ihn in irgendeiner Hinsicht etwas Besonderes oder Wichtiges gewesen sein mochte. Sie überlegte sich, ob sie noch einmal miteinander schlafen würden, wenn er erwachte, falls er dann noch eine von diesen unbewußten Nachterektionen haben sollte. Dann fragte sie sich, ob sie es überhaupt jemals noch mit irgend jemandem wieder tun würde. Doch das führte zu der Frage, ob sie überhaupt noch lange genug am Leben bleiben würde, damit dies wichtig werden könnte, und dieser Gedanke störte ihre Ruhe. Also schlief sie wieder ein.

Am späten Vormittag des nächsten Tages war Rachel im Musikzimmer, wieder voll angekleidet, allein, ohne mit dem Jungen geschlafen zu haben – und ungefesselt.

Letzteres war dadurch zustande gekommen, daß sie, kurz nachdem sie ins Zimmer hereingeführt worden war, bemerkte, daß ihre Periode begonnen hatte. Also hatte sie geduldig an den Knoten herumgezupft, bis sie frei war und den Tampon einführen konnte.

Rachel schlenderte im Zimmer umher, sie wünschte sich, daß man den Plattenspieler dortgelassen hätte. So viele Platten und nichts, um Musik abzuspielen! Es gab keine Bücher im Zimmer. Sie versuchte sich damit zu amüsieren, die Plattenhüllen zu lesen, sie erwiesen sich aber nicht als sonderlich amüsant.

Aus dem Fenster zu schauen, war nur unwesentlich interessanter. Es gab nicht viel zu sehen. Das Fenster war verschlossen. Es war ein Schallschutzfenster, und sie hätte ohnehin nicht hindurchgepaßt. Es wäre ihr sowieso wohl kaum möglich gewesen, dachte sie eher theoretisch, um sich die Zeit zu vertreiben, das Fenster zu öffnen und danach die Außenscheibe zu zertrümmern, und sei es auch nur, um Hilfe zu rufen – was sie ohnehin nicht vorhatte. Es war also völlig nutzlos, sowohl als Fluchtweg wie auch als Instrument der Hilfebeschaffung.

Und sein Unterhaltungswert war auch nicht viel größer. Sie konnte zwar die Straße draußen sehen, nur zu sehen gab es nicht viel. Die Siedlung befand sich in einer Sackgasse. Es fuhren nur gelegentlich Fahrzeuge vor. In mehr als zwei Stunden Beobachtungszeit waren es kaum ein halbes Dutzend – der Lastwagen einer Telefongesellschaft, der Briefträger auf seinem kleinen Moped, ein Motorrad, das so lange in der Wendeschleife hielt, bis ein Mädchen erschien und hinten aufstieg. Rachel starrte den beiden beinahe neiderfüllt nach. Sie hatte nicht mehr auf einem Motorrad gesessen, seit Stephen noch ein kleines Kind und sie eine frisch geschiedene Frau gewesen war; das war ihr erstes ernstes Rendezvous nach der Scheidung gewesen, mit einem Werbemanager, der seine Wochenenden mit Motocross verbrachte. Kein schlechter Mann, dachte sie. Sie hatte ihn aufge-

geben, nachdem ihr Rechtsanwalt sie darauf hinwies, daß das Vormundschaftsgericht zu der Überzeugung gelangen könnte, daß sie es mit ihrer Verantwortung für Stephens Sicherheit nicht so genau nahm. Das war der erste Mann, den sie aufgegeben hatte. Es waren weitere gefolgt, darunter einige, die für eine Weile sehr vielversprechend gewirkt hatten – zwei davon hatten nett ausgesehen, der eine war intelligent, der andere gütig und fürsorglich gewesen. Leider hatte sie die beiden Qualitäten, die sie schätzte, nie in ein und demselben Mann vereint vorgefunden, und so war auf lange Sicht doch nichts daraus geworden.

Inzwischen sah es nicht so aus, als würde sich das jemals ändern.

Es war merkwürdig, überlegte sie, daß ihr letzter Liebhaber, sollte sie jetzt sterben, ein junger Mörder gewesen sein würde, der nur halb so alt war wie sie. Es hätte auch andersherum kommen können. Es hätte ein sanfter alter, asiatischer Collegeprofessor sein können, der doppelt so alt war wie sie, oder jedenfalls fast. Und wäre das geschehen, hätte sie auf das schüchterne Interesse reagiert, das David Yanami offenbart hatte, ja dann wäre sie wahrscheinlich nicht einmal in Frank Morfords Büro gekommen, und Lono hätte sie möglicherweise nicht fortlocken können. Tatsächlich war möglicherweise bisher überhaupt kein Todesurteil über sie verhängt worden. Erfreut, über neue Themen nachdenken zu können, fuhr ihr Geist damit fort, Varianten und Konsequenzen zu erfinden. Dann, so dachte sie, hätte sie David anvertrauen können, daß sie den Terroristen namens Kanaloa tatsächlich wiedererkannt hatte. Vielleicht wäre sie sogar zum Polizeirevier zurückgekehrt, um es dort zu melden. Vielleicht hätte sie vor Gericht ausgesagt und dafür gesorgt, daß er verurteilt und ins Gefängnis eingewiesen worden wäre.

Und dann wäre nichts von alledem hier geschehen...

Aber all das war nun einmal geschehen, dachte sie, weshalb es vielleicht so hatte sein sollen. Es war kein erschreckender Gedanke. Er war sogar fast tröstlich.

Was sie erschreckte, war ein weiterer Wagen, den sie auf die

Wendeschlaufe zufahren hörte, und in dem sie, als sie hinausspähte, einen jungen Mann am Steuer sah, den sie nicht kannte. Daneben saß eine Frau, eine riesige Gestalt mit leuchtendem blonden Haar, einem Schlapphut und einer grellen roten Bluse. Auf Grund des Blickwinkels konnte sie weder den Fahrer noch die Passagierin richtig erkennen. Doch als der Wagen gerade in die Wendeschlaufe einfuhr, hob die Passagierin den Blick, und es war gar keine Sie; diese Augen ließen keinen Zweifel zu; Perücke und ausgestopfter Büstenhalter konnten die Tatsache nicht verhüllen, daß Kanaloa persönlich soeben wieder in ihr Leben eingetreten war.

Als Lono eine halbe Stunde später kam, um sie zu holen, kommentierte er ihre ungefesselten Hände nicht weiter, es sei denn, daß sie eines dieser Halblächeln als entsprechende Anspielung hätte deuten müssen. Er brachte sie wieder hinunter in die Küche. »Setzen Sie sich!« sagte Meg Barnhart und wies auf einen Stuhl am Tisch, wo jemand für sie einen Teller mit Sandwiches und ein Glas Milch hingestellt hatte. Lono trat ans Fenster und blickte hinaus, mürrisch rauchte er eine Zigarette. Der Junge, der den Wagen gelenkt hatte, war nirgends zu sehen, aber sein Passagier war da. Ohne Perücke. Ohne Frauenkleidung. Einfach nur Kanaloa persönlich.

Er erhob sich und kam zu ihr herüber. Sie hörte auf zu essen, als er neben ihr stehenblieb, um sie von oben bis unten zu mustern, die Hand auszustrecken und ihr Gesicht zu berühren. Es war keine liebevolle Geste. Sie war auch in keiner Weise sexuell. Es war eher so, wie ein Käufer auf dem Fischmarkt in Hilo, der einen Finger in die Kiemen eines Thunfisches schob, um sich davon zu überzeugen, daß er frisch genug für seine Sushi-Kunden war.

Er ließ sie los und musterte sie einen Augenblick lang brütend. »Warum haben Sie mich nicht identifiziert?« fragte er, und die Orgelstimme klang immer noch so tief und fern wie eh und je.

Die einzige Antwort, die Rachel darauf wirklich geben konnte,

war: »Ich weiß es nicht.« Kanaloa schien das zu befriedigen. Er warf Lono einen Blick zu und nickte, als stimmte er etwas zu, das zuvor besprochen worden war, und ließ Meg Barnhart das Gespräch übernehmen.

»Rachel«, sagte sie gütig, »falls Sie hier nicht mehr herauskommen, sollten Sie wissen, daß niemand von uns Ihnen irgend etwas Böses wünscht.« Sie hielt inne, fast so, als erwartete sie eine Dankesbekundung von Rachel. Die erwiderte nur den Blick und kaute wortlos weiter. »Wir würden es vorziehen, Sie nicht umzubringen«, setzte die Frau hinzu.

Wieder glaubte Rachel, daß man von ihr irgendeine Reaktion erwartete, doch ihr fiel nichts anderes ein als zu nicken.

»Lassen Sie mich erklären, was wir hier tun«, sagte Meg Barnhart in dem höflichen, präzisen Ton jeder Bibliothekarin, die jemandem erklären mußte, weshalb man manche Zeitschriften ausleihen durfte und andere nicht – doch das war die falsche Sichtweise, ermahnte Rachel sich selbst. Dies war keine Bibliothekarin namens Meg Barnhart, die für Touristen Flickenteppiche herstellte; dies war eine Mörderin namens Pele. »Wir versuchen, ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit durch die faschistische Machtelite zu verhindern«, fuhr Pele fort.

Rachel trank ihre Milch aus, um ihre Miene zu verbergen, die möglicherweise amüsiert hätte wirken können. Was für archaische und förmliche Ausdrücke diese Leute doch gebrauchten, dachte sie wie beiläufig. Objektiv. Und mit jener anderen Qualität, die ihr Verhalten in den vergangenen paar Tagen beherrscht zu haben schien: passiv.

Doch dann, als die Frau fortfuhr, konnte Rachel nicht mehr völlig passiv bleiben. Die Veränderung erzeugte ein schmerzhaftes Prickeln, wie eine taube Hand, die wieder zum Leben erwachte. »Eine H-Bombe?« flüsterte sie. »Die die ganze Welt in die Luft jagen soll?«

»Nein, nein«, widersprach Pele, ungeduldig wie eine Bibliothekarin, die die ganze Sache noch einmal von vorne erklären will, »nicht in die Luft jagen, einfrieren. Einen großen Teil davon ein-

frieren – erinnern Sie sich nicht? Sie haben die Computersimulation doch selbst gesehen. Sie haben Lono davon erzählt.«

»Aber das war doch keine Bombe, oder? Ich dachte, es wäre dabei um irgendeinen fiktiven Vulkanausbruch gegangen.«

»Sowohl Bombe als auch Vulkan«, polterte Kanaloa freundlich, »und alles andere als fiktiv.«

»Das ist es, was wir zu verhindern suchen«, warf Pele wieder ein. »Verstehen Sie, was wir Ihnen erklärt haben?«

Matt: »O ja, ich glaube schon.«

»Haben Sie irgendwelche Fragen?«

»Nein. Na ja, doch«, berichtete Rachel sich selbst grübelnd. »Von diesem Projekt Vulcan haben Sie doch erst kürzlich erfahren, nicht wahr? Aber diese ganzen Leute im Flugzeug, die haben Sie schon im letzten Dezember umgebracht.«

Pele runzelte streng die Stirn. Die Bibliothekarin hatte einen Teenager dabei erwischt, wie er versuchte, unter seiner Jacke ein Buch hinauszuschmuggeln. »Sie verstehen überhaupt nichts, Rachel«, sagte sie in scharfem Ton. »Der Kampf gegen die faschistischen Militaristen hat nicht erst gestern begonnen. Der geht schon ewig. Das ist nur eine weitere Manifestation davon.«

»Eine verdammt große«, sagte Kanaloa leise, er schien sich zu amüsieren. »Mach weiter, Pele!«

»Ich warte«, sagte sie, »daß Rachel mir auf das antwortet, was ich gerade gesagt habe.«

Kanaloa stieß ein Geräusch aus. Es war kein richtiges Knurren, es war eher wie das Schnurren einer großen Raubkatze. Lono drehte sich am Fenster um und sah ihn an. Meg Barnhart hob beunruhigt den Blick.

»Du verschwendest Zeit«, polterte Kanaloa. Barnhart nickte anerkennend, als wollte sie ihm für irgendeinen konstruktiven Vorschlag danken. Er kam zurück und baute sich vor Rachel auf.

»Kleines Haole-Biest«, sagte er in angenehmem Tonfall, »wollen Sie ein Geschäft machen? Im Augenblick sind Sie für uns ein Plus. Wir haben angeboten, Ihr Leben gegen etwas einzutauschen, das wir haben wollen.« Rachel zuckte zusammen, doch er fuhr ohne Unterbrechung fort. »Wenn die unseren Forderungen entsprechen, liefern wir Sie wieder an sie aus – das wäre eine faire Regelung, von der beide Seiten profitieren. Aber«, fügte er mit seiner leisen Orgelstimme hinzu, »wenn sie nicht tun, was wir verlangen, dann werden wir Sie umbringen. Ihr Tod wäre auch eine Art Plus. Er würde zeigen, daß wir es ernst meinen, dann wären die Verhandlungen mit ihnen beim nächsten Mal nicht ganz so schwierig.«

Wie langatmig die doch alle sein konnten, wenn sie wollten, dachte Rachel, während sie darauf wartete, von dem ›Geschäft‹ zu erfahren. Doch sie nickte nur bestätigend, damit er fortführe.

»Das wäre eine Art Aktivposten auf der Forderungsseite«, erklärte er. »Ihr Tod, meine ich. Sie könnten aber auch ein laufender Aktivposten für uns sein.«

Er machte eine erwartungsvolle Pause. Rachel versuchte zu tun, was man anscheinend von ihr verlangte, und fragte: »Wie könnte ich das tun?«

»Indem Sie sich uns anschließen«, schnurrte Kanaloa.

Rachel blickte sich im Zimmer um und versuchte festzustellen, ob sie scherzten. Doch so sah es nicht aus.

»Sie bringen Leute um«, wandte sie ein.

»Im Zuge revolutionärer Gerech...«, fing Pele an, doch Kanaloa schnitt ihr das Wort ab.

»Ja, das tun wir«, bestätigte er.

Rachel schüttelte den Kopf. »Ich könnte niemanden umbringen«, meinte sie.

Vom Fenster aus warf Lono ein: »Nicht einmal, um dein eigenes Leben zu retten?« Seine Stimme zitterte, wie Rachel bemerkte. Offensichtlich fiel ihm die Sache nicht leicht.

Sie sagte entschuldigend, aber entschieden. »Ich nehme nicht am Töten von Leuten teil, egal aus welchem Grund.«

»Rachel«, rief er. »Was ist mit deinem Sohn? Er ist nämlich hier, mußt du wissen. Im Fernsehen haben sie gesagt, daß sie ihn einfliegen lassen. Willst du, daß er deine Leiche in irgendeinem Straßengraben identifizieren muß?«

»Sei still«, sagte Kanaloa leise und musterte Rachels Gesicht. Rachel hätte es ihm fast gedankt. Der plötzliche Stich des Gedankens an ihren Sohn war mehr gewesen, als sie erwartet hatte. Stephen *hier?* Das Bild, das Lono für sie gezeichnet hatte, leuchtete lebhaft in ihrem Geist auf, doch sie schüttelte den Kopf.

Kanaloa drehte sich zu dem Jungen um. »Und das sollte deiner Meinung nach mal unsere Tania werden?« fragte er. Er schien noch größer geworden zu sein, und Lono streckte eine Hand gegen ihn aus, die Handfläche erhoben, als wollte er ihn abwehren. Beharrlich erwiderte der Junge: »Was die Regierung vorhat, ist eine böse Sache. Willst du nicht dabei helfen, es zu verhindern, wenn das zugleich bedeutet, daß du am Leben bleiben kannst?«

»Ich will nichts mit bösen Sachen zu tun haben«, sagte sie traurig und fügte hinzu: »Und ihr seid alle böse.«

Das war das Ende von Rachels Teilnahme an dem Gespräch. Die andern fuhren fort, als wäre sie gar nicht mehr anwesend. »Ku sollte inzwischen wieder da sein«, sagte Pele, neue Pläne schmiedend. »Er muß die Ablieferung übernehmen.«

»Nicht in seinem Ding«, widersprach Kanaloa verächtlich. »Der Kofferraum ist viel zu klein. Er muß deinen Rambler nehmen. Was ist mit der Funkverbindung?«

Rachel erschauerte, als ihr klar wurde, wie schnell über ihre Zukunft entschieden worden war. Den nächsten Teil hörte sie kaum noch.

»Das Beste wäre es«, meinte Pele abwägend, »wenn wir uns alle drei auf den Berg begäben und es auslösten.«

»Und wenn die Zündung bereits mit der H-Bombe gekoppelt ist?« wollte Lono wissen. Seine Stimme klang immer noch zittrig, und er vermied es, Rachel anzusehen.

»Ich glaube nicht, daß sie das schon getan haben, aber wenn...« Peles Augen glitzerten, aber sie schüttelte den Kopf. »Nein. Wenigstens würden wir damit ihre Zündung durchschlagen. Das würde sich gut in den Fernsehnachrichten machen! Wir könnten die Medien benachrichtigen, sie heranfliegen lassen, um Aufnahmen zu machen...«

»Du redest wie ein Blödmann«, bemerkte Kanaloa leise. »Wir kennen die Codes für die Zünder nicht.«

»Du hast gesagt, daß du die durch Probieren herausbekommen könntest!«

»Das kann ich auch. Aber nicht in fünf Minuten. Das kann eine Stunde oder länger dauern, und wenn wir die Zeitungen benachrichtigen, dann fliegen die auch über unsere Köpfe hinweg. Was dann, Dummkopf?«

»Wir haben Gewehre! Wenn sie kommen sollten, halten wir sie auf!«

»Dummkopf, Dummkopf«, seufzte die Orgelstimme. »Nein. Diesmal können wir keine Berichterstattung bekommen. Wir werden es einfach tun müssen. Ruf Ku an und Sorge dafür, daß er sich auf den Weg macht. Wir sollten langsam los.«

Während Pele zum Telefon ging, musterte er Rachel amüsiert. »Verstehen Sie das alles?« fragte er.

Sie antwortete kühn mit einer Gegenfrage: »Woher wissen Sie soviet?«

Kanaloa sah sie mit gütigen dunklen Augen an. »Da gibt es einen Russen, den das Kamehameha Korps für die Bundespolizei geschnappt hat. Sie arbeiten zwar mit dem CIA zusammen, aber nicht alle haben sich umdrehen lassen. Einer versorgt uns immer noch mit Berichten. Haben Sie es sich anders überlegt?«

Sie schüttelte den Kopf, und Kanaloa verbannte die Gefangene

und ihre törichten Fragen aus seinem Bewußtsein. »Was ist los?« fragte er, zu Lono gewandt.

Der Junge sagte mit fester Stimme, wobei er Rachel immer noch nicht ansah: »Das machst du ganz verkehrt, Kanaloa.«

»Ach ja?« Das Schnurren klang tief und grollend.

»So funktioniert es nicht«, meinte Lono entschieden. »Wenn wir eine Stunde dort oben auf dem Berg bleiben, wird irgend jemand uns sehen. Irgend jemand an einem der Teleskope. Irgendein Reparaturmensch oder jemand, der die Leitungen überprüft oder so etwas. Dort oben und unten auf der Straße sind ständig Leute. Sogar Touristen.«

Das Telefon klingelte. Kanaloa furchte die Stirn und blickte Pele fragend an, woraufhin diese achselzuckend meldete, daß die Nummer, die sie anzurufen versucht hatte, besetzt gewesen war und daß sie es gleich noch einmal versuchen wollte. Als sie den Hörer abnahm, drehte Kanaloa sich wieder zu Lono um.

»Das stimmt, das könnte passieren«, meinte er und dachte einen Augenblick lang nach. »Also gut. Wir lassen die Wahine am Leben und nehmen sie mit auf den Berg. Sie könnte Kapital für uns sein, falls wir irgendeinen Fluchtweg brauchen sollten.«

Lono schüttelte den Kopf. »Immer noch verkehrt«, widersprach er stur. »Nicht bei hellem Tageslicht. Wir sollten wenigstens warten, bis es dunkel geworden ist, und dann...«

Er sagte nicht, was nach »und dann« kommen würde. Pele hatte den Hörer mit einem scharfen, leisen Geräusch aufgelegt. »Was ist los?« wollte Kanaloa wissen.

»Das war Hina. Sie sagt, daß sie Ku und Akea geschnappt haben – eine Razzia – , und sie sagt, daß gerade Wagen in ihre Straße gefahren kommen.«

»Die ist erledigt«, sagte Kanaloa entschieden.

»Wir sind erledigt«, erwiderte Pele. »Hina kennt mich und sie kennt auch dieses Haus. Die wird reden.«

»Keine Diskussionen mehr!« befahl Kanaloa, und seine Stimme

klang lieblich und fröhlich. »Wir gehen sofort auf den Berg, und diese Frau...«

Er hielt inne, sah Rachel nachdenklich an. Dann nickte er. »Wir nehmen sie mit«, entschied er.

Erst als sie zu viert im Wagen saßen, Lono am Steuer, begriff Rachel, wie knapp sie dem Schicksal entronnen war, in dem Siedlungshaus oberhalb von Hilo zurückgelassen zu werden – als jüngstes Opfer der Entführungsmörder.

Und dort, wo die private Siedlungsstraße in die Stadtstraße mündete, parkte ein kleiner Toyota auf dem Gehweg. Kushi saß am Steuer, unbeweglich, beobachtend. Eines der Kinder, die der buddhistische Mönch ihr genannt hatte, hatte – völlig unerwartet, aber auf schreckliche Weise passend – Meg Barnharts Namen erwähnt. Das Haus hatte zwar durchaus harmlos ausgesehen, als sie es gewagt hatte, von einem benachbarten Hinterhof aus darauf zu blicken – immer in Erwartung, daß ein Hausmeister sie anraunzen würde, und einen Schwall Pidginenglisch bereithaltend, um ihn abzuwimmeln. Doch dann hatte sie den Wagen mit der riesigen blonden Frau gesehen, aber um Kanaloa vor ihr zu verbergen, hätte es mehr bedurft als einer Perücke und eines Büstenhalters.

Als sie Lonos Wagen sah, legte sie den Gang ein und folgte ihnen. Vorsichtig und zuversichtlich fuhr sie durch die Downtown von Hilo, bog hinter der Bibliothek links ab, hinaus auf die Saddle Road. Als Meilen später das andere Fahrzeug als einziges noch in Sicht war, sah sie, wie es rechts abbog.

Das war die Straße, die auf den Gipfel des Mauna Kea führte.

Kushi fuhr an die Bordsteinkante und sah eine Weile zu. Sie sah das ferne Glitzern einer Lichtspiegelung am Fahrzeugfenster, als der Wagen der Entführer auf den Schotterweg abbog, der mitten auf den gewaltigen Berg führte. Nun wußte sie, welches Ziel sie hatten.

Von diesem Augenblick an gab es keine Wahl mehr.

Schnell fuhr sie zum Münzfernsprecher an der Jagdhütte genau gegenüber der Zugangsstraße, telefonierte und wendete, um sich daran zu wagen, den langsamen, gefährlichen Aufstieg zu bewältigen.

## 22. Kapitel

Wenn der Besucher an den Weg gelangt, der zum Gipfel des Mauna Kea führt, steht er plötzlich vor einem Schild mit der Aufschrift:

**WARNUNG!**  
Nur für Fahrzeuge mit Allradantrieb.  
Keine Unterkunft. Keine Reparaturwerkstatt.  
Keine sanitären Anlagen. Keine Wendemöglichkeit.  
Personen mit Atem- oder Kreislaufbeschwerden  
sollten diesen Weg nicht befahren.  
Gefahr der Sichteinschränkung durch Nebel,  
Wolken oder Sturm. Gefährdung durch starke Winde.  
Weiterfahrt nur auf eigene Gefahr.

Kein Wort davon ist übertrieben. Der Mauna Kea ist, gemessen von seinem unterseeischen Fuß bis zum Gipfel, der größte Berg der Welt. Selbst der Teil, der über die Meeresoberfläche hinausragt, ist immerhin zweieinhalb Meilen hoch. Wer kühn über das Warnschild hinausfährt, beginnt damit eine lange Reise. Sie fängt an in der tropischen Wärme des schwülen Hawaii und endet auf einem windigen Gipfel mit arktischen Temperaturen.

Den Mauna Kea hinaufzufahren bedeutet, einen großen Teil der Erdatmosphäre und ihres Wasserdampfs hinter sich zu lassen. Deshalb ist der Gipfel für Menschen zwar äußerst ungemütlich, dafür aber ideal für Teleskope. Zusammen mit ein paar weiteren Ozeaninseln und einigen wenigen Bergen auf der südlichen ist es der beste Ort für astronomische Observatorien, der sich auf der Welt finden läßt. Dort scharen sie sich, sowohl die Infrarot- als auch die optischen Geräte, von Konsortien der Institutionen vieler Länder unterhalten.

Es gibt nur einen weiteren guten Grund, weshalb man dort viel Zeit verbringen sollte.

Als das Schiff der University of Hawaii, die *Kana Keo-ka*, ihre

Angus-Kameraaufzeichnungen des jungen Unterwasservulkans Loihi machte; als die H.H. *Hess* der Navy und die *Fairweather* sowie die *Rainier* der NOAA an derselben Stelle ihre Tiefseemessungen durchführten, konnte man von Bord aus gen Norden blicken und über dem Meer den Gipfel des Mauna Kea erkennen.

Vom Gipfel dieses Bergs aus hat man ein weites Gesichtsfeld. Wer dort oben steht, kann über hundert Meilen weit auf den Pazifik blicken; auch der Richtfunk kann eine solche Strecke bewältigen – mit Sicherheit aber reicht er bis zum unterseeischen Vulkan Loihi im Südosten.

## 23. Kapitel

Von allen unwahrscheinlichen Aufenthaltsorten der Welt, an die man Arkady Bor nach seiner Entführung hätte bringen können, war das Unterkunftsschiff *Hermes* wohl der lächerlichste. Wie albern und unwahrscheinlich das doch alles war! Erst vom KGB gefangengenommen zu werden. Dann entführt zu werden von diesen Tieren von Eingeborenen, die sich selbst als Kamehameha Korps bezeichneten. Dann nach Fort Shafter, zum militärischen Aufklärungsdienst – mit dem das Korps, wie es schien, zusammenarbeitete. Schließlich der lange Nachtflug – in einem dieser gräßlichen, bockenden Armeehubschrauber, er selbst und die KGB-Frau und drei der Beach Boys, alle zusammengepfertcht – direkt zum Projekt Vulcan... Nach dieser ganzen Entführerei war er jetzt wieder genau dort, wo er angefangen hatte!

Doch das bedeutete nicht, daß die Dinge für Arkady Bor noch dieselben waren. Sie hatten sich verändert, und zwar nicht gerade zum Besten.

Aber das, sagte Bor sich verbittert, war gar keine wirkliche Veränderung, denn für Arkady Bor hatte jede Minute seit der Neujahrsnacht immer tiefer in die Katastrophe geführt.

Der einzige Unterschied war der, daß er nun endlich den absoluten Tiefpunkt erreicht zu haben schien.

Er befand sich nicht mehr in seiner komfortablen Kabine – und so erinnerte er sich voller Sehnsucht daran, wobei er vergaß, wie eng und unangenehm sie ihm noch am Vortag erschienen war. Tatsächlich befand er sich nun im Bau. Die Tür war vergittert. In der Nachbarzelle lag die KGB-Frau, in ihrem Drogenschlaf laut schnarchend, und ein kleines Stück weiter entfernt mindestens einer der Beach Boys, der anscheinend auch schlief – jedenfalls hatten das laute Gebrüll und das Kichern vor einer Weile aufgehört.

Bor hätte sie fast beneidet. Ihm hatte man nicht gestattet, zu schlafen. Erst waren da die stundenlangen Verhöre und Denunziationen auf Fort Shafter gewesen. »Warum haben Sie sich mit der KGB-Frau getroffen, wenn Sie nicht für sie spionieren woll-

ten? Wie lange haben Sie ihr schon Informationen weitergegeben? Welche Informationen waren das? Wie werden Sie bezahlt? Wohin geht das Geld, Bor, auf ein Schweizer Bankkonto? Bekommen Sie Rubel? Eine Datscha? Einen geheimen Generalposten im KGB?« Und all seine Proteste hatten ihm nur Verachtung oder eisiges Schweigen eingetragen. Und später, nachdem die Tortur vorbei gewesen war und sie an Bord der *Hermes* kamen, als das Licht des Morgengrauens sich gerade über dem Meer erhob, hatte er auch keine Gelegenheit mehr zum Schlafen bekommen. Das war kein absichtlicher Plan der Amerikaner gewesen, um seinen Widerstandsgeist zu brechen und seine Zunge zu lösen, wie es die Tscheka getan hätte. Ja wie sie es auch tatsächlich getan *hatte*, und zwar mehr als einmal. Nein. Dieser Schlafentzug war ein typisch amerikanisches Phänomen. Kaum hatte er den Kopf auf das erbärmliche Kissen gelegt, hatte die Augen gerade geschlossen, als die erste Unterbrechung kam: Bor sollte eine Quittung für seinen Tascheninhalt unterschreiben, den man ihm Stunden zuvor abgenommen hatte. Zurück aufs Kissen; und dann, als er gerade auf der schmalen Stahlpritsche eine bequemere Lage einnehmen wollte (ein hoffnungsloses Unterfangen; hier war keine Lage bequem), die zweite Unterbrechung: um einen ›Reisegutschein‹ für seinen Hubschrauberflug zu unterschreiben! Bei der dritten Unterbrechung sollte er seine Sozialversicherungsnummer angeben, die man versehentlich auf dem Reiseabrechnungsformular vergessen hatte. Die vierte war ein reines Versehen. Einer der Hawaiianer sollte freigelassen werden, und irgendwie hatte man für ihn Bors Zellnummer eingetragen. Und so war es Bor und nicht der Hawaiianer gewesen, der benommen zum Wachabteil torkelte, um dort genau die gegenteilige Prozedur der Einbuchtung über sich ergehen zu lassen – die Rückgabe seiner persönlichen Habe unterschreiben, die Gefängnispantoffeln ausziehen, seine Schuhe anziehen – erst als Bor sich darüber beschwerte, daß die Cowboystiefel seine winzigen Füße schier zu verschlingen drohten, entdeckte man den Fehler... Und da war es schon heller Tag. Für diese Nacht konnte er den Schlaf vergessen. Statt dessen wollte er lieber ans Frühstück denken. Bor war nur zu bereit, dies angestrengt zu tun, denn das Curryrindfleisch in Sam's All-Nite Drive-Inn war eine

Katastrophe gewesen, und ohnehin lag es schon lange zurück. Appetitanregende Düfte von Spiegeleiern und Kaffee begannen zwischen den Gitterstäben hereinzuwehen.

Natürlich mußten die Marineposten Bor ausgerechnet in diesem Augenblick abholen.

Sie marschierten mit ihm in ein ›Konferenzzimmer‹, zwei Decks weiter oben. Der Unterschied zwischen einem ›Konferenzzimmer‹ und, einer Zelle bestand darin, daß der Konferenzraum eine Tür anstelle von Gittern hatte und einen Tisch mit Stühlen anstelle einer Pritsche; doch die Tür hatte innen keinen Knauf, und die Fensterluke war zugeschweißt.

Dort ließ man ihn, unversorgt und ungefütert, etwas über eine Stunde schmoren, bis Mr. Jameson Burford sein Frühstück in Ruhe beendet hatte und sich zu ihm gesellte.

Kein Schlaf. Keine vernünftige Diskussion. Kein Essen. Es war genau das gleiche, was die Tscheka getan hätte, nur daß es bei der Tscheka absichtlich geschehen wäre.

Als Jameson Burford von dem Posten hereingeführt wurde, das Haar frisch gewaschen und föngetrocknet, die Khakishorts säuberlich gebügelt, nach Frühstück und Gesichtswasser duftend, nahm Arkady Bor seinen Mut und seine Empörung zusammen: »Jameson! Ich habe nicht geschlafen und nichts zu essen bekommen! Man hat mich behandelt wie einen gewöhnlichen Kriminellen! Ich habe...«

Er brach ab, weil Burford bedauernd den Kopf schüttelte.

»Das ist nicht wichtig«, erklärte Burford. Er nahm ihm gegenüber Platz, seine Miene wirkte fast mitfühlend. »Wichtig ist dagegen die Tatsache«, fuhr er bedauernd fort, »daß Sie die Henne diesmal wirklich kaputt-gefickt haben, alter Junge. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie das tun würden. Als man mir sagte, daß Sie heimlich nach Waikiki abhauen, habe ich denen nicht gesagt, sie sollen Sie aufhalten. Ich sagte: ›Scheiße, soll die arme Sau sich doch mal wieder die Eier abmelken, wenn es sein muß. Was

macht uns das schon aus? Wenn er schon so gern einen Schwanz lutschen will, daß er anfängt, die Mannschaft zu belästigen, soll er sich doch einen reinstecken lassen.« Etwas anderes habe ich von jemandem wie Ihnen gar nicht erwartet, Bor.«

Bor sagte wimmernd: »Aber ich versichere Ihnen, Mr. Burford...«

»Nein, tun Sie das nicht«, befahl Burford. »Versichern Sie mir überhaupt nichts, Bor! Ich habe mich geirrt. Die anderen hatten recht. Ich bin Manns genug, um zuzugeben, wenn ich unrecht habe. Soll doch wenigstens das Kamehameha Korps ein Auge auf ihn behalten, haben sie gesagt. Manche davon sind Doppelagenten – Scheiße, wer weiß das schon genau, vielleicht sogar Dreifachagenten, wenn sie können. Einer von ihnen wird ihn dem KGB in die Pfoten spielen, dann können wir den Russki auch noch hopsgehen lassen. Schön, habe ich also mitgemacht«, sagte Burford, immer noch bedauernd den Kopf schüttelnd, »aber ehrlich, Bor, ich hätte nicht geglaubt, daß Sie darauf reinfallen würden... Und ich habe mich geirrt.« Vorwurfsvoll musterte er Bor. »Was sollen wir jetzt mit Ihnen anfangen?« fragte er.

Da Bor nicht damit gerechnet hatte, daß man ihm Fragen stellen würde, jedenfalls keine, auf die es eine vernünftige Antwort gab, brauchte er einen Augenblick, um die Lippen wieder zum Sprechen zu formen. »Aber... aber, mich wieder in Dienst nehmen!« brachte er mühsam hervor. Burford wirkte amüsiert. »Aber natürlich, wieder in Dienst, was denn sonst?« Dann wallte Wut in ihm auf. »Sie haben mich in Gefahr gebracht!« rief er. »Sie haben mich als Köder mißbraucht, und das ist... ja, was ist es eigentlich? Genau... das ist Freiheitsberaubung, verstehen Sie? Ein Verstoß gegen Ihre eigenen Gesetze!«

Burford lachte laut auf. »Wie schnell Leute wie Sie doch dazu lernen«, bemerkte er. »Als nächstes werden Sie wahrscheinlich die ACLU anrufen wollen.«

»Nein, wirklich«, beharrte Bor. »Ein solches Verhalten ist einfach nicht akzeptabel. Wenn Sie mir nicht mehr vertrauen, wie kann ich... ah...« – »dann für das Projekt Vulcan noch nützlich

sein?« wollte er sagen, doch er unterschlug den letzten Teil des Satzes. Es war eine gefährliche Frage; Bor mochte die denkbare Antwort darauf nicht, die er in Burfords lächelnden Augen erblickte.

Burford jedoch sagte nur freundlich: »Ich habe ein paar Fragen an Sie, Bor. Ich möchte, daß Sie mir genau sagen, welche Beziehung Sie zu diesem alten Schlitzaugenprofessor David Yanami haben, und zu seinem Neffen, diesem Terroristen namens ›Lono‹, und zu Mrs. Rachel Chindler.«

»Keine«, wimmerte Bor. »Zu keinem von denen. Ich weiß überhaupt nichts über sie, nur daß Sie mir solche Fragen schon öfter gestellt haben.«

»Ich verstehe«, meinte Burford bedauernd. »Das ist schade.« Und dann sagte er, als hätte das vorangegangene Gespräch überhaupt nicht stattgefunden: »Die Installierung ist glatt verlaufen. Sehr glatt sogar.«

»Das ist gut«, sagte Bor voller freudigem Eifer.

»Also ist Ihre Aufgabe ohnehin schon bald beendet«, fügte Jameson Burford lächelnd hinzu.

Als er wieder in der Zelle war, fand er immer noch keinen Schlaf. Unter den Augen des Marinepostens machte Bor seine Pritsche und begriff genau, daß er sie nicht wieder schlaffertig machen durfte, bevor die Lichter heute nacht ausgingen; ja, er durfte sich auf die Kante setzen, weil er ja keinen Stuhl hatte, aber *nicht* schlafen.

Es machte eigentlich keinen Unterschied. Bor hätte ohnehin nicht schlafen können.

Wie hatten die Dinge sich nur so schlimm entwickeln können? Schließlich hatte er doch gar nichts getan! Na ja, nichts anderes, als vielleicht ein paar sexuelle Dinge, die ohnehin niemanden etwas angingen, in diesem Land, das doch behauptete, in solchen Dingen frei zu sein!

Und doch war er jetzt hier. Und sie stellten ihm immer weiter Fragen, Fragen, Fragen. Fragen, auf die Bor keine Antwort hatte. Jedenfalls keine ehrliche Antwort, die sie zufriedenstellen würde. Nicht einmal eine nützliche Lüge, die er hätte erfinden können, obwohl er sich damit abplagte, sich eine auszudenken.

Und die Konsequenzen...

Die Konsequenzen waren noch schlimmer. Weil man die KGB-Frau gefangengenommen hatte, würden ihre Vorgesetzten in dem kleinen grauen Gebäude in Moskau natürlich tun, was sie angedroht hatten. Sie würden Maßnahmen gegen Serafina ergreifen. Das war ein großer Jammer, dachte Bor. Natürlich war es ihr Problem und nicht mehr seins, denn sie war schließlich eine erwachsene Frau, aber wie furchtbar, daß es ohne seine Schuld so weit kommen sollte! Er hatte doch gar nicht *versucht*, die KGB-Agentin an die Amerikaner zu verraten! Wären sie so wachsam gewesen, wie es sich gehörte, hätten sie die Entführung doch verhindern können! Und so schmerzte ihn sein Gewissen, sofern er überhaupt eins hatte, nicht sonderlich.

Schmerzen verursachte ihm dagegen seine eigene Lage.

Man hatte ihn erwischt, unter vier Augen mit einer Agentin des KGB. Selbst wenn man ihm zuvor vertraut hätte, was eigentlich nicht sonderlich wahrscheinlich war, würde man ihm ab jetzt nie wieder vertrauen. Man würde ihn nie so belohnen, wie man es ihm versprochen hatte. Würde ihm nicht den Sicherheitsschutz gewähren und das offene, angstfreie Leben des Zivilisten, nach dem er sich so verzweifelt gesehnt hatte. Würde ihm nie jeden Monat diese amerikanische Rente auf ein blindes Bankkonto überwiesen werden. Würde man keine freundliche Telefonnummer in Washington bereitstellen, die er jeden Augenblick anrufen konnte, sobald er ein verdächtiges Auto erblickte oder irgendein neues gefälschtes Dokument brauchte. Würde ihm niemals all die Dinge geben, deretwegen Überläufer überliefern – niemals!

Und in der Zwischenzeit...

In der Zwischenzeit befand er sich in dieser Zelle, die KGB-Frau keine zwei Meter von ihm entfernt, immer noch so heftig schnar-

chend, daß es sich anhörte, als läge sie in Bors eigenem Bett – pfui Teufel! Die hatte wenigstens nichts zu befürchten, dachte Bor verbittert. Ein Schauprozeß. Eine schreckliche Strafe, vielleicht sogar die Todesstrafe wegen Spionage – aber natürlich umgewandelt, damit man sie in wenigen Monaten, höchstens in ein paar Jahren in aller Stille gegen irgendeinen unglückseligen amerikanischen CIA-Mann austauschen konnte, den man in Kiew oder Sofia erwischt hatte. Wenn er doch selbst nur soviel Glück hätte. Und welche Aussichten hatte er? Nachdem er hier herausgekommen war, wo er, wenn er auch nur urinieren wollte, klopfen mußte, damit ein Wächter ihm die Tür aufmachte? O ja, die paar tausend Dollar, die bereits auf der Bank lagen – die würden sie ihm wahrscheinlich nicht wegnehmen. Vielleicht würden sie ihm eine Handvoll harmloser, gefälschter Dokumente geben und ein Ticket nach... ja wohin denn? Wo hätte Arkady Bor auf dieser Welt noch ein angstfreies Leben führen können?

Vielleicht, dachte er, mit erstem Hoffnungsschimmer, wäre er für den KGB zu unwichtig, um sich mit ihm abzugeben, nachdem die Amerikaner ihn ausgequetscht hatten. Vielleicht würde man ihn doch noch in Ruhe lassen, so daß er zwar pleite und ohne Freunde und allein dastünde, aber wenigstens nicht vor jedem Schatten davonlaufen müßte...

Vielleicht.

Vielleicht, dachte er mit schwindender Hoffnung, würde das Vaterland der Arbeiterklasse sich in ein Proletarierparadies verwandeln, ohne Polizei oder Häftlingslager oder rachsüchtige Attentäter, das einen irregeleiteten Genossen mit offenen Armen wieder aufnehmen würde...

Vielleicht würde sogar Gott persönlich heruntergreifen und Arkady Bor mit Haut und Haaren im Himmel aufnehmen. Das eine war nicht wahrscheinlicher als das andere. Das aber, was am wahrscheinlichsten war, war wirklich äußerst unangenehm.

Es war nicht Gott, der Arkady Bor aus seiner Zelle holte. Doch es war immerhin die nächste Entsprechung zu einer zornigen

Gottheit, die das Schiff zu bieten hatte. Es war Jameson Burford, und seine Miene wirkte schrecklich und rachsüchtig genug. Bor bekam eine Gänsehaut, als der Marineposten hastig die Zellentür öffnete und Burford ihn, Bor, am Ellbogen packte und herauszerrte.

»Sie haben die Sache wirklich saftig in die Scheiße geritten«, bemerkte Burford. Sein Ton war durchaus freundlich, aber der Griff, mit dem er Bors Arm festhielt, war es nicht, ebensowenig das Tempo, mit dem der große Mann Bor durch den Gang schob.

Bor stolperte und torkelte, wurde wie ein Schuljunge mitgezerrt, den man ins Büro des Direktors bringen wollte. »Was...?« keuchte er. »Was...?«

Doch Burford quetschte ihm nur grimmig den Arm. Der Mann hatte Finger wie Stahl. Bor ächzte, stolperte, wurde wieder in die Senkrechte gezerrt und fand sich plötzlich an einer Landungsbrücke wieder. Zerbrechlich wirkende Stufen führten zu einem Floß hinunter, das seitlich an der *Hermes* vertäut war, und Burford schleuderte ihn förmlich hinunter. »Das Beiboot, verdammt!« brüllte Burford. »Her mit dem verfluchten Beiboot!«

Bor, der sich am Seil der Stufenleiter festklammerte, während der wogende Pazifik die schwimmende Landebrücke unter ihm hob und senkte, fragte flehend: »Was ist denn los?«

»Scheiße«, sagte Burford. »Wissen Sie, was der Funkraum mir gemeldet hat? Die melden mir, daß sie seit zwanzig Minuten codierte Funksignale vom Gipfel des Mauna Kea empfangen. Jedesmal ein anderer Code. Aber genau die richtige Kanalfrequenz. Sagt Ihnen das etwas?«

Er wich gegen die Gangway zurück. »Aber...«

»Aber ja, Arschloch«, nickte Burford grimmig und brüllte zu dem nahenden Beiboot hinüber: »Sie da! Bewegen Sie gefälligst Ihren Arsch hierher!«

»Aber das ist doch die Auslösefrequenz für den Zünder«, wimmerte Bor. »Jameson! Warum erzählen Sie mir so etwas? Pritt, Stevens, die Zündungsmannschaft...«

»Meinen Sie, ich würde mich mit *Ihnen* abgeben, wenn einer von denen hier wäre? Jetzt steigen Sie ins Boot! Fahren Sie gefälligst dorthin, bevor die, wer immer, zum Teufel, ›die‹ sein mögen, Glück haben, die richtige Kombination treffen und Ihre Bombe in die Luft jagen!«

Das Motorbeiboot hob und senkte sich nicht einfach mit den Wogen, bei hoher Geschwindigkeit klatschte es auf die Wellengipfel, jedesmal ein wuchtiger Hieb, der sich auf den nervös am Heck des kleinen Schiffs stehenden Bor übertrug. Als sie auf die Boje zujagten und den Rückwärtsgang einlegten, um so dicht wie möglich daran anzulegen, sah Bor, daß die 3-Meter-Schwingantenne abgehackt worden war; der Bolzenschneider neben dem Sitz machte ihm deutlich, womit. Das war eine gute Notfallmaßnahme, dachte Bor, aber wahrscheinlich reichte sie nicht aus. Der Sender auf Big Island war leider nach der typischen amerikanischen Overkill-Mentalität konstruiert worden, so daß selbst der Stummel noch ein ausreichend kräftiges Signal empfangen könnte...

... um die Aufgabe zu erfüllen, für die Bor das Gerät entwickelt hatte. Er verbannte diesen Gedanken aus seinen Gedanken.

Glücklicherweise war irgend jemand umsichtig genug gewesen, die speziellen Sockelzangen im Sicherungskasten mitzuführen. Denn die Beschläge waren seewasserfest konstruiert. Und es war auch ein Glück, daß niemand versucht hatte, die Empfängerboje eigenmächtig zu öffnen, da ein ungeübter Mechaniker sie sehr leicht aus Versehen hätte aktivieren können.

Damit schien Arkady Bors Glück aber auch schon erschöpft. Wie er schwitzend und mit leeren Magen, der im Schaukeln der Barkasse und der Boje unheilvoll auf und ab schwappte, versuchte, gegen seine Übelkeit anzukämpfen, mußte er feststellen, daß es fast unmöglich war, vom Boot aus an den Sicherungskasten heranzukommen. Er murmelte vor sich hin, schloß kurz die Augen und sprang, hielt sich mühsam mit einer Hand an der Boje fest, während er mit der anderen die Zange hielt und an den Beschlägen drehte.

Bor sagte sich, daß es schon ein unglaubliches Pech, ein äußerst schlimmes Pech wäre, wenn derjenige, der gerade versuchte, die Zündung zu aktivieren, tatsächlich auf die richtige Impulskombination stoßen sollte. Die Wahrscheinlichkeit, so rechnete er fieberhaft, mußte etwa eine Million zu – na ja, keine ganze Million –, aber immerhin Tausende zu eins sein, oder? Mindestens hundert? Aber der Zündcode umfaßte nur eine begrenzte Zahl von Informationsbits. Die Sequenz dauerte nur acht Zehntelsekunden. Wenn der Sender die Sequenzen zufällig variierte, könnte er... mal sehen... fast achtzig in der Minute ausprobieren... seit zwanzig Minuten waren sie schon dabei... nein, inzwischen wohl eher fünfundreißig... Das bedeutete, daß sie mittlerweile Gelegenheit gehabt hatten, an die dreitausend Kombinationen zu versuchen...

Bor gab sich große Mühe, sich nicht zu übergeben. Es war weniger das Schwanken der Boje als das Wissen um das was unter ihm lag, was seine Übelkeit auslöste.

Wenigstens, sagte er sich, als er den letzten Bolzen aufgeschraubt hatte und damit begann, den feuchten, glitschigen Zylinder aus seinem Behälter zu ziehen, hatten sie bisher noch nicht die Zündpackung in der Bombe selbst angebracht. Es würde also nur eine chemische Explosion geben, keine nukleare. Es war sehr unwahrscheinlich... oh, es war völlig unmöglich, sagte Bor sich... daß die chemische Explosion die nukleare auslösen würde.

Doch falls das geschehen sollte, würde er es natürlich nie mehr erfahren. Dann würden die 3200 Meter Seewasser zwischen ihm und dem Gipfel des Bergs Loihi sich in Plasma verwandeln. Und er selbst auch. Dann würde von Arkady Bor nichts mehr übrigbleiben als ein Haufen voneinander gelöster Ionen, die sich in der Luft über die ganze Welt verteilen würden; und es wäre auch kein Trost, daß außer Arkady Bor noch sehr viel mehr Menschen sterben würden.

Als er endlich den Antennenstecker herausgezogen und damit unschädlich gemacht hatte, blieb ihm nur noch Zeit, ihn dem Seemann in der wartenden Barkasse zuzuwerfen, bevor er sei-

nen Halt verlor und von der Boje ins Meer glitt.

Er wurde mit Bootshaken aus der See gefischt, dann legte man ihn über eine Bank und preßte ihm das Meerwasser aus den Lungen. So bot er einen kläglichen Anblick, als sie wieder an der Landungsbrücke anlegten, doch war er noch wachsam genug, um Empörung zu verspüren. »Das war außerordentlich verantwortungslos«, teilte er dem wartenden Jameson Burford mit. »Wenn das Ding losgegangen wäre, hätte schon die chemische Explosion allein die Bombe mit Leichtigkeit so stark beschädigen können, daß sie nicht mehr zu reparieren gewesen wäre!«

Burford starrte ihn fassungslos an. »Soll das heißen, Sie haben nicht gewußt, daß sie bereits an die nukleare Zündung angeschlossen war?« Wütend schüttelte er den Kopf. »Seien Sie froh, daß wir noch da sind«, sagte er zu Bor, bevor er dem wartenden Marinesoldaten auftrug, ihn wieder in seine Zelle zurückzubringen.

## 24. Kapitel

Es gibt eine Geschichte über eine schreckliche Zeit, da der Tod über das Antlitz der Erde strich. Die Geschichte lautet folgendermaßen:

Vor ungefähr fünfundsechzig Millionen Jahren (so die Geschichte) traf ein wandelnder Himmelskörper, vielleicht ein Asteroid mit exzentrischer Umlaufbahn, vielleicht aber auch der Kern eines besonders massiven Kometen auf die Erde. Dieser Körper hatte wahrscheinlich einen Durchmesser von fünf Meilen, und als er in den äußeren Rand der Erdatmosphäre eindrang, besaß er möglicherweise eine Geschwindigkeit pro Sekunde, die das Doppelte seines Durchmessers betrug.

Als er in die höchsten Ausläufer der Lufthülle eintrat, hoch am Rande des Alls, sammelte er die vor sich befindlichen Luftmoleküle, komprimierte und erhitze sie. So verwandelte er sich in eine grelle Feuerkugel, die um ein Vielfaches heller war als die Mittagssonne.

Bis er in die dichte Atmosphäre eingedrungen war, in der heute Flugzeuge fliegen und Menschen und Tiere atmen, hatte er vor sich einen Polster aus zusammengepreßten Luftmolekülen aufgestaut, das fast alles an Sauerstoff, Stickstoff und Spurenelementen enthielt, auf die er unterwegs getroffen war, weil er sich zu schnell bewegte, als daß sie hätten ausweichen können, doch in solch komprimierter und erhitzter Form, daß sich die Moleküle in Atome auflösten, die Atome ihre Elektronen verloren, daß das Gas ionisierte und heißer wurde als die Oberfläche der Sonne.

Diese Feuerkugel stürzte nach einer Version der Geschichte zufolge in den nördlichen Atlantik. Das Objekt selbst verdampfte. Die durch den Aufprall freigewordene Energie schaufelte eine um das Sechzigfache größere Masse Meerwasser und Meeresbodengestein (und vielleicht auch die eine oder andere Vulkaninsel) heraus, als das Objekt selbst besaß. Auch diese Stoffe wurden als Plasma, Wasserdampf und Staub in die Luft geschleudert. Damals, vor fünfundsechzig Millionen Jahren, war der Nordatlantik noch nicht so ausgedehnt wie heute. Zwischen dem nördli-

chen Kanada und Grönland zog sich bis zum heutigen Skandinavien und den Britischen Inseln eine Landbrücke. Der Ozean selbst besaß die Form eines Dreiecks, dessen Spitze nach oben zeigte.

Der hydraulische Rammbock, der durch den Aufprall des Objekts entstand, hämmerte Richtung Süden in den Ozean und zermalmte alles, was ihm in den Weg kam. Der Schock erzeugte im Wasser riesige Tsunamis, die über die Küsten der umgebenden Kontinente jagten, und diese ertränkten und überschwemmten alles, was sie berührten. Im Erdboden erzeugte der Schock weltweite Beben von gewaltigem Ausmaß; genaugenommen rissen sie Klippen in die Tiefe und erzeugten Erdrutsche, denn es gab noch keine Gebäude, die hätten einstürzen können. Doch es waren nicht der hydraulische Hammer, die Tsunamis oder die Erdbeben, die dieses Ereignis zur größten Mordkatastrophe der Geschichte machten. Das war auch nicht die Explosion selbst, die um ein Mehrfaches größer war, als das gesamte Atomwaffenarsenal der Welt sie hätte hervorbringen können. Und es waren auch nicht die Hitze oder die darauf folgenden heftigen Stürme.

Es war vielmehr der Staub. Milliarden und Abermilliarden Tonnen von Staub.

Das Plasma, die Gase und der Staub, die aus dem ursprünglichen Nordatlantik herausgesprengt wurden, mußten irgendwo bleiben. Manches davon wurde so heftig beschleunigt, daß es ins All verschwand. Manches, vornehmlich die Teile aus den Randzonen des Ereignisses, bestand aus relativ großen Partikeln, die schon bald wieder in einem kleinen Umkreis zu Boden fielen. Doch ein großer Teil verwandelte sich in Aerosole, die in der Luft schweben blieben.

Es dauerte vielleicht fünf Jahre, bis die Staubwolke sich senkte und niederschlug und die Sonne die Erdoberfläche wieder bescheinen konnte – aber in der Zwischenzeit hatte sich die Welt sehr verändert.

Die Pflanzen waren an Sonnenmangel eingegangen; ebenso die Tiere, die sich von den Pflanzen ernährten; und ebenso die Tiere,

die sich wiederum von diesen Tieren ernährten. Von allen am Ende der Kreidezeit existierenden Arten verschwanden drei von vier. Die größten Tiere traf es am härtesten. Kaum ein Lebewesen von mehr als zehn Pfund Lebendgewicht, dessen Knochenüberreste in den Kreideschichten gefunden wurde, hinterließ auch noch in den späteren Schichten Skelette.

Haben sich die Ereignisse wirklich so zugetragen, wie die Geschichte sie erzählt?

Das kann niemand mit Bestimmtheit sagen. Doch es gibt eine Tatsache – zumindest eine interessante Koinzidenz; vielleicht ist es aber auch ein Beweis dafür, daß die Geschichte stimmt.

Ungefähr zur selben Zeit, vor etwa fünfundsechzig Millionen Jahren, lagerte sich eine dünne Schicht Sedimentgestein ab, die um etwa das Dreißigfache reicher an Iridium ist als die ihr unmittelbar vorausgehenden oder folgenden Ablagerungen. Was immer die Ursache dafür sein mochte, sie scheint jedenfalls weltweit wirksam gewesen zu sein. Diese Schichten finden sich an mindestens einem Dutzend Stellen von Texas über Neuseeland bis nach Dänemark und Spanien.

Ein Mann namens Luis Alvarez, der zusammen mit anderen Wissenschaftlern diese Fragen erforschte, gelangte zu der Schlußfolgerung, daß ein, wie es bei diesen Himmelskörpern häufig vorkommt, an Iridium reicher Meteorit auf der Erde einschlug und diese Vernichtung auslöste.

Ein Einwand gegen diese Theorie lautet, daß ein Meteorit – oder jeder andere vom Himmel stürzende Körper – von solcher Größe irgendwo einen Krater hätte hinterlassen müssen. Bisher wurde nie ein Krater der richtigen Größe und Altersklasse entdeckt. Sicherlich hätte er im Meer einschlagen können, denn es gibt sehr viel mehr Wasserfläche als Land, und das war schon immer so, wie sehr sich die Kontinente auch verschieben mögen. In diesem Fall wäre der Effekt weitgehend der gleiche gewesen, doch hätte sich an Land kein sichtbarer Krater ergeben.

Er hätte aber auch an einer Stelle einschlagen können, wo seine Spuren später verdeckt wurden. Es gibt solche Gebiete, beispielsweise Gegenden, wo die Vulkanaktivität so häufig und heftig ist, daß nichts aus einer derart weit zurückliegenden Zeit übriggeblieben ist.

Ein solches Gebiet ist Island.

Wenn es, wie eine Variante der Geschichte behauptet, damals in jenem Gebiet des Voralantiks, der heute Island bildet, einen neuen Vulkan gegeben haben sollte, und wenn das Objekt diesen getroffen und einen Ausbruch ausgelöst hätte, wenn die hervorbrechende Lava und das Magma alle Spuren ausgelöscht hätten...

Es gibt sehr viele ›Wenns‹. Doch in der unendlichen Zeit werden alle ›Wenns‹ irgendwann zu Fakten. Vielleicht taten sie das auch an jenem Tag vor fünfundsechzig Millionen Jahren. Der Vulkanausbruch hätte die Katastrophe durch synergistische Effekte erheblich verschlimmern können. Selbst ein gewöhnlicher Vulkan kann das Erdklima schon stark beeinflussen. Das tat der Tambora im Jahre 1815 bei seinem Ausbruch. Im darauffolgenden Jahr konnten in einem großen Teil der nördlichen Erdhalbkugel die Ernten nicht reifen, weil es nicht genug Sonnenlicht gab; die Bewohner Neuenglands nannten 1816 ›das Jahr ohne Sommer‹. Und Saint Helens schickte sich 1980 gerade an auszubrechen, als ein Erdbeben an seinem Hang den Abszeß anstach. So entlud er sich weitaus heftiger, als es ohne diese plötzliche Öffnung in seinem Käfiggitter der Fall gewesen wäre. Ein Meteorit, der auf einen ausbruchbereiten Vulkan prallt, würde eine weitaus heftigere Reaktion hervorbringen als allein; und in der Heftigkeit der darauf folgenden Eruption würden alle Spuren vernichtet. Daher stimmt die Geschichte vielleicht...

Doch selbst, wenn sie falsch sein sollte, ist die Existenz von Vulkanen eine Tatsache, ebenso die weltweit verbreitete Iridiumschicht – vor allem aber ist die Auslöschung der allermeisten Lebewesen vor fünfundsechzig Millionen Jahren eine unbestreitbare

Tatsache.

Solche Zeiten der Vernichtung sind real, und es hat mehr als eine davon gegeben.

Es gab sie mindestens ein halbes Dutzend Mal in der langen Geschichte des irdischen Lebens. Immer und immer wieder hat *irgend etwas* große Teile sämtlicher damals existenten Lebewesen umgebracht, ob es sich um irgendwelche Weichtiere handelte oder um riesige Dinosaurier. Wenn es kein Asteroidenaufprall war, war es vielleicht ein Hagel von Kometen, die durch einen sich nähernden Stern aus ihrer Umlaufbahn in der fernen Oort-Wolke gerissen wurden. Oder von Schwankungen in der Sonnenbahn um den galaktischen Kern. Oder durch interstellare Staubwolken. Oder durch einen fernen (aber nicht allzu fernen) Stern, der zu einer Supernova explodierte und die Erde mit tödlicher Strahlung überflutete; oder durch einen Klimawandel, hervorgerufen durch eine Langzeitverschiebung der Umlaufbahn der Erde selbst (oder durch eine vorübergehende Abschwächung der Sonneneinstrahlung)... Es gibt jede Menge möglicher Erklärungen.

Die Tatsache, die nach einer Erklärung verlangt, ist immer noch präsent: Immer wieder gibt es irgend etwas, das in Abständen von zig Millionen Jahren auf der Erde einen Massentod veranstaltet – so wie ein Hausbesitzer gelegentlich seinen Garten sprüht, um das Ungeziefer zu dezimieren.

Natürlich kommt das Ungeziefer immer wieder.

Natürlich ist das Leben auf der Erde auch immer wiedergekommen.

Als die Dinosaurier ausstarben, gaben sie damit den Säugetieren eine Chance – gaben längerfristig betrachtet uns eine Chance. Wenn irgendeine vorherrschende Art verschwand, veränderten sich andere Lebewesenarten sehr schnell und breiteten sich aus, um die so entstandenen Lücken zu schließen.

Manche Wissenschaftler sind der Überzeugung, daß – so viele Lebewesen auch dahingerafft wurden, so viele Arten auch für alle Zeit verschwunden sein mögen – das Leben selbst immer

überdauert hat und gedieh, so groß eine Katastrophe auch gewesen sein mochte, und daß es das auch weiterhin stets tun wird – daß das irdische Leben irgendwie eine Art Feedbackeffekt erzeugt, eine Homöostase, so daß das Leben stets überdauern und sich wieder entfalten wird, was auch immer geschehen mag.

Dies nennt man die ›Gaia-Hypothese‹.

## 25. Kapitel

Als Nancy Chee an die Lanaitür klopfte, um David mitzuteilen, daß eine Invasion drohte, reagierte David mit Wut.

»Fernsehreporter? Zeitungsleute?« tobte er. »Wer hat diesen Leuten unsere Adresse gegeben? Ich will nicht, daß Stephen derartig belästigt wird!«

Das wollte sie auch nicht, erklärte Nancy Chee. Die Polizei hatte die Presse über Stephen informiert. Vielleicht war die Fluglinie daran beteiligt, vielleicht aber auch einer seiner Mitpassagiere – Chindler war nicht gerade ein häufiger Name, und niemand hatte dem Jungen aufgetragen, seine Identität geheimzuhalten. »Keiner von uns will, daß sie den Jungen stören«, sagte sie mit Entschiedenheit – wobei sie Stephen in dieses ›uns‹ miteinschloß, obwohl niemand ihn gefragt hatte.

Stephen hätte sie vielleicht überrascht. Das hatte er bereits getan, indem er einfach nicht geweint hatte und, soweit sie das feststellen konnten, die ganze Situation recht gelassen hinnahm. Als man ihn zu Davids Haus brachte, sagte er, daß er, sollte es nichts Dringlicheres geben, nichts dagegen hätte, sich etwas von dieser männlichen Hawaiiibräune zu holen; und so hatte er sich abgeschnittene Shorts angezogen und sonnte sich nun in aller Ruhe in Davids Hinterhof. Sprach man ihn an, reagierte er wach und höflich. Tat man es nicht, lag er mit geschlossenen Augen da wie jeder andere Tourist in Waikiki.

David machte sich Sorgen darüber, daß der Junge so gefaßt wirkte. Er kramte im Haus herum, um ihm irgendwelche Dinge anbieten zu können. Stephen hatte eine Partie Schach ausgeschlagen, meinte nicht, daß er gern etwas fernsehen würde, hatte darum gebeten, erst gerufen zu werden, sobald entweder David oder Nancy Chee etwas gehört hatten. Hektisch erfand David Vorwände, um ihm Cokes zu bringen oder Tüten mit scharf gewürzten Kartoffelchips aus Kushis Privatvorräten; und jedesmal hatte Stephen ihm freundlich gedankt und sich wieder ans Sonnen gemacht.

Doch jetzt würde er sein Sonnenbad unterbrechen müssen. Sie

konnten nicht im Haus bleiben, dessen war sich David sicher, aber wo sollten sie hingehen?

Es war Nancys Idee, ihn zum Vulcano-Park zu bringen. Die Augen des Jungen leuchteten. »Mom hat gesagt, daß das großartig war«, erklärte er und entdeckte in seiner Tasche ein Madonna T-Shirt, das er für die Fahrt anziehen konnte.

Also fuhren sie vom Hotel im Uhrzeigersinn den großen Kraterpfad entlang, von jener Stelle aus, wo Lono ein Fluchtauto gestohlen hatte, was aber keiner von ihnen erwähnte. Nancy Chee saß am Steuer. David beugte sich auf seinem engen Hintersitz vor, um Kommentare abzugeben, stieg mit Stephen am Aussichtspunkt aus, wo sie unten den riesigen Krater liegen sahen. Der Junge schoß mit einer kleinen Kamera Bilder, hörte sich fasziniert an, was David zu sagen hatte, und stellte nur Fragen, die David ihm gern beantwortete. So fragte er beispielsweise nicht nach der Thurston Lavaröhre, als sie ohne Halt an den Schildern vorbeifuhren. Vielleicht hatte er die Schilder nicht bemerkt. Vielleicht wußte er aber auch, weshalb sie nicht anhielten. An einer Stelle mit Blick auf Kilaueas Gipfelkrater, Haie Mau-Mau genannt, blieben sie stehen. David und der Junge ließen Nancy beim Funkgerät im Wagen zurück; und als David den Namen des Kraters aussprach, spürte er, wie der Junge sich versteifte. »Das hat nichts mit den afrikanischen Mau-Mau zu tun«, versicherte David ihm hastig. »Es ist nur eine alte hawaiianische Bezeichnung, die genauso klingt.«

Der Junge nickte nachdenklich, dann fotografierte er den unaufhörlich aufsteigenden Vulkandampf. Als er etwas Schwefeldampf einatmete, mußte er husten und sah zu David hoch.

»Ist das die Stelle, wo sie meine Mutter entführt haben?« fragte er.

»Nein«, erwiderte David unwillig. »Jedenfalls glaube ich das nicht. Die einzige Stelle, derer wir uns sicher sind, liegt ein Stück weiter vorn, abseits der Straße.«

»Dort würde nachts wohl niemand zu finden sein, wenn sie um Hilfe rief«, bemerkte der Junge.

»Nein.«

»Aber wenn er in diesem Hotel einen Wagen gestohlen hat, dann hätte sie doch wohl irgendwelchen Lärm schlagen können, nicht wahr?«

»Na ja, das würde man normalerweise annehmen«, räumte David ein. »Andererseits wissen wir es nicht genau! Es könnte ja auch sein, daß er ihr ein Messer an die Gurgel gehalten hat oder...« Den Rest schluckte David wieder herunter. Soviel Mühe er sich auch geben mochte, schien er doch nie beruhigende Worte zu finden.

Der Junge blickte zerstreut durch den Sucher seiner Kamera. »Mom hat gesagt...«, fing er an. Angespannt wartete David darauf, daß er weiter spräche. Doch als der Junge seinen Satz beendete, sagte er nur: »Mom hat gesagt, daß es zwei Sorten Lava gibt, Pahoehoe und Aa. Wie unterscheiden die sich?«

Dankbar fing David an, es ihm zu erklären. Der Junge hatte ein gutes Gehör und eine rasche Auffassungsgabe – er hatte sie sogar richtig ausgesprochen, *Pahoehoi* und *Ah-ah*. Er war gerade mitten in einer umfangreichen Beschreibung der zähen, flachen Pahoehoe und der krümeligen, schlackigen Aa, als Nancy Chee zu ihnen kam, um ihnen vorzuschlagen weiterzufahren, weil sie sich anscheinend in einer toten Funkzone befanden und sie Schwierigkeiten hatte, ein Signal von ihrem Hauptrevier zu empfangen. Im Wagen empfand David Erleichterung, als wäre ihm irgendeine Flucht gelungen. Und das stimmte auch. Er war einer potentiell emotionsgeladenen, möglicherweise sogar tränenreichen Szene mit dem Jungen entgangen, bei der Stephen sich endlich geöffnet und seinen Gefühlen über die Misere seiner Mutter freien Lauf gelassen hätte...

Aber war es denn nicht genau das, was er eigentlich fördern wollte?

Es war keine unangenehme Erfahrung, eher sogar alles andere als unangenehm, Stephen Chindler den Vulkan zu zeigen. Nach

dieser einen Frage kamen sie nicht mehr auf die Umstände zurück, die ihn hierher geführt hatten. Stephen stieg zusammen mit David aus, und seine Kamera klickte emsig, als sie den Devastation Trail erreichten und er versuchte, ein Foto von den winzigen grünen Sträuchern zu schießen, die gerade damit begannen, nur wenige Yards weiter unten in der gehärteten Lava, die immer noch glühend heiß und flüssig war, eine Lebensmöglichkeit zu suchen. Hier und dort stiegen Dampfwölkchen empor; der Schwefelgeruch war sehr stark. »Warten Sie nur, bis meine Freundin dies zu sehen bekommt«, sagte Stephen grinsend. »Dagegen sehen ihre Dias vom Yellowstone Park echt krank aus!«

Wenn David und der Junge aus dem Wagen stiegen, blieb Sergeant Chee zurück, um sich an dem Funkgerät zu schaffen zu machen. Waren sie alle drei zusammen, erwies sich Nancy Chee als ein ebenso dankbares Publikum wie Stephen. Als sie auf das Observatorium der Küstenwacht und des Geologischen Amts zukamen, erzählte David ihnen von seiner frühen Lehrzeit bei einem der dortigen Seismologen und auch davon, wie sie sein Leben veränderte. »Er war ein wunderbarer Mann«, schloß David. »Verstehen Sie etwas von Seismologie, Stephen?«

»Eigentlich nicht«, räumte Stephen ein und Nancy Chee nickte knapp und ermutigend.

»Na ja«, sagte David erfreut, »es ist so, daß sich hier unter der Oberfläche riesige Nester mit geschmolzenem Magma befinden. Man kann sie sich als Speichertanks für geschmolzenes Gestein vorstellen, wobei die großen etwa eine Viertelmeile unter der Oberfläche liegen. Aufgefüllt werden sie durch Magma, das aus dem Erdinnern emporsteigt. Manchmal kann man sogar ohne Instrumente, mit unbewaffnetem Auge feststellen, daß sie da sind, weil sie die Oberfläche aufblähen, fast wie einen Ballon. Meistens ist die Veränderung zu klein, dann kann man sie nur durch genaue Messungen bestimmen, aber mit Seismographen lassen sie sich feststellen. Es ist fast so, als würde man jemandem ein Stethoskop auf den Bauch legen. Dann kann man an den Bewegungsgeräuschen den Weg der von ihm aufgenomme-

nen Nahrung verfolgen. Erst befindet sie sich hier im Magen, dann dort im Zwölffingerdarm, dann im Dünndarm...«

Der Junge lächelte sogar. »Und bald darauf bricht es aus, nicht wahr?« meinte er grinsend.

David erwiderte das Lächeln. »Es ist ein bißchen komplizierter«, meinte er. »Das Magma strömt nicht durch unterirdische Röhren. Es gibt dort keine Röhren. Es sickert durch Spalten, aber manchmal gibt es nicht einmal die, dann ist ein Teil des Magmas einfach nur ein bißchen heißer als seine Umgebung, weshalb es aufsteigt, während der Rest in die Tiefe sinkt... Sie müssen einem alten Professor verzeihen«, entschuldigte er sich. »Das ist eine Berufskrankheit.«

Stephen sagte glücklich: »Der Vater meiner Freundin ist auch so. Ich mag es wirklich, wenn er mir die Dinge erklärt.«

»Ich mag es auch, Dr. Yanami«, sagte Nancy Chee und stellte den Wagen auf dem Besucherparkplatz der Vulkanologischen Beobachtungsstation ab, damit David und der Junge aussteigen konnten. Sie folgte ihnen. Da sie immer noch Schwierigkeiten mit dem Funkgerät hatte, verschwand sie im Gebäude, um von dort zu telefonieren, während David und Stephen an den Rand des Kraters traten und hinabsahen.

»Das ist die Uwekahuna-Klippe«, teilte David dem Jungen mit. »Meine Vorfahren haben hier früher Opfergaben für Pele, die Göttin des Vulkans, hinuntergeworfen. Manchmal waren es auch Menschenopfer.«

»Oh«, machte Stephen beeindruckt. Dann zeigte er auf die Abfälle aus Colabüchsen und Bic Mac-Verpackungen am Steilhang. »Offenbar tun sie's ja immer noch«, meinte er grinsend.

Das Grinsen erwidern, sagte David: »Nur daß die Wächter heute hinuntersteigen müssen, um sie wieder aufzusammeln.« Ohne darüber nachzudenken legte er dem Jungen den Arm um die Schulter, und Stephen ließ es geschehen. Lachend schritten sie den Kraterrand ab.

Das war wirklich ein liebenswürdiger junger Mann, sagte David

sich, genau das, was er von einem Sohn von Rachel erwartet hätte. Wenn der Vater launisch und als Lebenspartner schwierig gewesen sein sollte – ach, es spielte keine Rolle, wer oder was der Vater gewesen war, es war schließlich Rachel, die den Jungen aufgezogen hatte, und das Ergebnis war ein Sohn, auf den sie stolz sein konnte. Er dachte an Kushis unverblümete Anspielungen. Es war wirklich schade, daß daraus doch nichts werden würde. Rachel war eine vernünftige Frau und ganz bestimmt kein Kind mehr, aber David konnte sich nicht selbst davon überzeugen, daß sie sich für einen Mann seines Alters interessieren könnte. Schon der bloße Gedanke war anmaßend. Obwohl es, gestand David sich ein, sicherlich eine gute Sache sein könnte, wenn sie ihn wegen seiner eventuellen Annäherungsversuche vielleicht doch nicht auslachte...

Etwas verspätet bemerkte David, daß Nancy Chee sie rief, als sie aus dem Observatorium herauskam und auf ihren kleinen Honda zustürzte. Die junge Frau wirkte fast entsetzt. David konnte ihre Worte erst gar nicht verstehen.

Dann begriff er. »Die Terroristen?« wiederholte er. »Auf Mauna Kea? Meine Großmutter?« Da begannen die Worte einen Sinn zu ergeben. »Mein Gott!« rief er. »Stephen, steigen Sie schnell ins Auto. Wir müssen sofort hin!«

Davids Gewicht ließ die Stoßdämpfer des kleinen Wagens durchhängen, als sie holpernd den Viehzaun hinter sich ließen und mit der Auffahrt begannen. »Wir sollten ein Fahrzeug mit Allradantrieb haben«, sorgte sich Nancy. »Vielleicht sollten wir lieber auf die Wagen der Verstärkung warten...«

Doch sie wartete keine Antwort ab, rechnete auch nicht mit einer; keiner von ihnen wollte noch länger warten. Wahrscheinlich hatten die Polizeiwagen inzwischen schon einen deutlichen Vorsprung, sagte sie sich, aber es war beunruhigend, daß sie schon wieder den Funkkontakt verloren hatte. Hoch oben auf dem Berg allerdings würde es keine Probleme geben...

Zumindest nicht mit dem Funkgerät, berichtigte sie sich selbst.

Stephen gaffte das Warnschild am Wegesrand an, das dem Reisenden, der sich weiterwagte, Gefahr und Unheil androhte. »Das ist ja wie beim *Zauberer von Oz*«, staunte er. »Nichts zu essen, keine Toiletten, keine Wendemöglichkeit – die wollen uns dort oben wohl wirklich nicht haben, wie?«

Sie wollten wirklich nicht. Auch der kleine Wagen wollte nicht unbedingt hoch; steifbeinig holperte er über den schmalen Schotterweg, und die abgleitende Oberfläche ließ den geländerlosen Steilhang an der Seite noch gefährlicher erscheinen, als er ohnehin war. Nancy antwortete dem Jungen nicht, warf David Yanami aber einen kurzen Blick zu. Der alte Mann gab keine Antwort. Er saß zusammengekauert an der Seite in dem kleinen Wagen, den Kopf auf der Brust, um zum Gipfel hinaufzusehen, der immer noch im Sonnenlicht leuchtete, wenngleich die tiefergelegenen Gebiete der Insel bereits im Schatten lagen.

David Yanami wirkte angespannter, als sie ihn jemals erlebt hatte, merkte Nancy Chee. Fürchtete er sich vor dem, was sie vorfinden könnten? Jagte ihm die Fahrt auf dem trügerischen Weg Angst ein? Sorgte er sich um den Jungen, der bei ihnen war? Es war noch etwas Gewichtigeres als das, dachte sie. Es war Rachel, um die sich seine Gedanken drehten, und das war nicht nur die natürliche Sorge eines Gastgebers um einen Gast und eine Freundin, sondern eher die nackte Angst eines... eines Liebenden? War das möglich? Wenn man einmal das schneeweiße Haar und die grauen Augenbrauen außer acht ließ, war David Yanami bestimmt kein Fossil, aber dennoch, der Altersunterschied war... ungefähr so groß wie ihr eigenes Lebensalter, dachte Nancy,

Das waren interessante Gedanken, und sie waren sehr viel angenehmer als die anderen, die sich in ihrem Geist drängten, aber Nancy Chee hatte wirklich keine Zeit für Träumereien. Der Wagen verlangte ihr alle Aufmerksamkeit ab. Sie holperten eine Zickzackstrecke entlang, und das lockere Gestein und die Lavabrocken glitten ziemlich willkürlich unter ihren Rädern dahin. Der Weg war selbst an seinen besten Stellen allenfalls ein Provisorium. Der Schotter bestand manchmal aus Steinen von ansehnli-

cher Größe, und ab und zu mußte Nancy dem einen oder anderen großen Brocken ausweichen – wobei ihr jedesmal das Herz in die Knie rutschte, weil jedes Ausweichmanöver sie dem Abhang entgegengleiten ließ. Und dieser Abhang war tatsächlich ein *Steilhang*, manchmal ein jäher Abfall von mehreren hundert Fuß. Und ohne Begrenzung oder Geländer.

Als eine Kurve den Gipfel verdeckte, drehte David Yanami sich zu den beiden anderen um. Er schien zu merken, daß sie nervös waren. Er lächelte sein großartiges Großer-Junge-Lächeln und begann zu dozieren. »Dieser Weg«, verkündete er, »war früher noch sehr viel schlimmer, wenn Sie sich das überhaupt vorstellen können. Als ich noch ein Junge war...«

Und er begann mit einer langen Geschichte über seine Mitgliedschaft in der Waimea Astronomical Federation, ein pompöser Name für ein Dutzend unreifer Kinder mit ihrem mühsam handgeschliffenen Drei-Zoll-Reflektor, den sie den halben Berg hochschleppten, um die Sterne zu beobachten. Und andere Dinge. »Manchmal«, fuhr David fort, »nannten wir uns auch die W.F.F. – die Wal- und Frauenforscher, denn wenn wir vor Einbruch der Dunkelheit hier waren, benutzten wir das Gerät, um das Meer und die Mädchen zu beobachten, die an den Stränden in der Sonne lagen...«

Er hörte nicht auf zu reden, den ganzen Weg bis nach oben. Dafür war Nancy Chee ihm dankbar; es lenkte sie alle davon ab, zu sehr über das nachzudenken, was sie am Ziel vorfinden könnten. Sie hielt ihr Seitenfenster geöffnet in der Hoffnung (oder Furcht), etwas von oben zu hören – vielleicht eine Gewehrsalve, wenn die Polizeiwagen dort eintrafen. Doch natürlich geschah nichts. Die Entfernung und der Wind hätten ohnehin jedes Geräusch verschlungen, selbst wenn es überhaupt etwas zu hören gegeben hätte.

Stephen musterte den alten Mann neugierig, als dieser weiterredete, schien es aber zufrieden zu sein, David tun zu lassen, was er offensichtlich zu tun versuchte. Dann und wann sah der Junge neugierig aus dem Fenster. Nancy konnte beinahe seine Gedanken lesen, als Stephen erst den Schnee auf der gegenü-

berliegenden Seite einer messerscharfen Schlucht erblickte – Schnee auf Hawaii! – , um dann in das Weiß hinabzublicken, das eine weitere Schlucht ausfüllte und gar kein Schnee war, sondern eine Wolke. Er begriff, daß es der obere Teil einer Wolke war. Eine Wolke von oben!

»Wir sind bald da«, sagte Yanami, als er die Beunruhigung des Jungen bemerkte. »Oben am Gipfel gibt es vier oder fünf wirklich große Teleskope in Kuppelbauten – optische Apparate, Infrarotgeräte, alle möglichen Instrumente...«

›Bald da‹ war ziemlich optimistisch formuliert, doch immerhin hatten sie bereits ein gutes Stück des Aufstiegs bewältigt und befanden sich in großer Höhe. Auf elftausend Fuß wurde die Luft spürbar kälter, und eine der Wolken, die sich an den Berg drängten, zog über sie hinweg und verwandelte sich in ein prasselndes, graues, undurchsichtiges Gewitter aus schräg herabpeitschenden Graupeln. Plötzlich fiel Nancy Chee ein, daß sie versäumt hatte, per Funk Meldung zu geben, wo sie sich befand; doch im Augenblick war es zu spät dafür, weil der Honda ihre ganze Aufmerksamkeit beanspruchte und sie alle Hände voll zu tun hatte. Der Motor ächzte und keuchte und entwickelte keine Kraft mehr. Immerhin hatte er in einer Höhe von zwei Meilen über dem Meer vierzig Prozent weniger Sauerstoff zur Verfügung, es war, als wäre der Vergaser abgewürgt worden...

Und dann waren sie da.

Der Weg verbreiterte sich. Vor ihnen ragte eine weiße Kuppel in die Höhe, von der vorbeiziehenden Wolke halb verdeckt. Hinter der ersten Kuppel lag eine weitere, die zwischen den zuckenden Scheibenwischern nur knapp zu erkennen war. Weiter konnte Nancy nicht sehen.

Von den Polizeifahrzeugen, die sie hier vorzufinden erwartet hatte, keine Spur.

Als David Yanami mühsam seinen riesigen Körper aus dem Wagen stemmte, merkte er, daß die Polizistin, die immer noch

am Steuer saß, das Funkmikrofon an die Lippen hob. Doch er wartete das Gespräch nicht ab. Nachdem er ausgestiegen war, rannte er stampfend durch den schmirgelnden Regen auf den ersten Kuppelbau zu, und Stephen blieb ihm dicht auf den Fersen. David hatte es sich nicht gestattet, darüber nachzugrübeln, was sie auf dem Gipfel des Mauna Kea vorfinden würden, doch keines der Bilder, die in seinem Geist aufgeblitzt waren, hatten auch nur annähernd den Tatsachen entsprochen. Es gab keine Polizeifahrzeuge. Es waren keine bewaffneten Terroristen in Sicht. Hier war überhaupt nichts. Niemand. Kein Anzeichen, daß jemals jemand hiergewesen war, bis auf ein paar geparkte Fahrzeuge, die im Regen matt zu erkennen waren, und neben denen niemand zu stehen schien.

Selbst in dieser Situation fiel David ein Widerspruch auf: Über der Tür im unteren Teil der ersten Observatoriumskuppel brannte Licht. Ein Licht! Ein Hauptgrund dafür, Teleskope auf abgelegenen Bergen zu errichten, war die Vermeidung jeglichen störenden Lichts; selbst Palomar wurde ständig von den Lichtern der Tankstellen und Hamburgerbuden gestört, die sich am Berg hang befanden. Über jeder erdenklichen Tür der Welt wäre es sinnvoll gewesen, eine Lampe anzubringen – nur nicht bei einer Sternwarte.

Das sagte einiges über das Wetter aus, mit dem man hier von Zeit zu Zeit rechnen mußte. Eine solche Lampe konnte nicht für den Nachtgebrauch bestimmt sein.

Es stellte sich allerdings heraus, daß sie auch kein Signal dafür war, daß sich jemand in der Kuppel befand. Die Tür war abgeschlossen. Es gab keine Klingel. David hämmerte so laut er konnte gegen die Tür, erhielt aber keine Antwort – ja im Wimmern des Gipfelwinds konnte er sein eigenes Klopfen kaum hören. Die Windstöße kamen immer unregelmäßiger, und die Hagelkörner schmolzen in Davids Kragen und Jacke, als die untergehende Sonne mit ihren Strahlen den Rand der dahinziehenden Wolke zu durchbohren begann.

Sie *mußten* irgendwo hier sein. Es war unmöglich, daß jemand den Gipfel wieder verlassen hätte, ohne ihnen unterwegs zu be-

gegenen – ja es war ohnehin fast unmöglich, daß irgend jemand auf diesem schmalen und trügerischen Weg an ihnen vorbeigekommen wäre. David rief dem Jungen zu: »Wir versuchen es mit der nächsten Kuppel!« – dann hatte er sich auch schon umgedreht, um loszulaufen, als er das Zerren des Jungen an seinem Arm spürte.

»Nein!« schrie Stephen gestikulierend. »Sergeant Chee ruft uns gerade zurück!«

Obwohl die Sonne an einem Teil des Himmels durchgebrochen war, stürzten aus dem anderen immer noch Graupelschauer herab. Die eisige Nässe blendete sie fast, als sie zum Wagen zurückliefen. Nancy Chee hatte sich aus dem Fahrzeug gelehnt und schrie: »Wir dürfen uns hier nicht aufhalten! Die Stadtpolizei wurde wieder abberufen, eine Mannschaft aus Marinespezialisten soll die Sache vorerst übernehmen!«

»Spezialisten!« fauchte David. »Mit was für einer Ausbildung?«

»Das war ein Befehl!« rief Nancy Chee. »Steigen Sie ein! Wir müssen wieder runter, wenigstens bis zu der breiten Wegstelle in der letzten Kurve...«

»Zum Teufel«, meinte David, »die halten dort meine Großmutter fest!«

Und Stephen fügte hinzu: »Und meine Mutter auch!«

»Aber wir dürfen hier nicht bleiben«, fing Nancy Chee an.

Und das konnten sie wirklich nicht. Plötzlich knallte etwas gegen die Motorhaube des Wagens und prallte kreischend ab.

Chee reagierte sofort. Sie legte den Rückwärtsgang ein und wich in hohem Tempo hinter die nächstgelegene Kuppel zurück, David und Stephen rannten ihr nach. Mit einer Geste bedeutete sie ihnen in Deckung zu gehen und war schon im nächsten Augenblick aus dem Wagen, schnell und effizient, die .38er Dienstpistole gezogen, kauerte sich hinter die Motorhaube spähte vorsichtig über ihren Rand. Die anderen folgen ihrem Beispiel...

Und warteten.

Als Kushi durch die einen Spalt breit geöffnete Tür der anderen Kuppel an der riesigen Körpermasse des Terroristen Kanaloa vorbeispähte, sah sie den Wagen verschwinden. Den Arm behielt sie um Rachel gelegt. Es war interessant, dachte sie anerkennend, daß die kleine Haole-Frau nicht vor Furcht zitterte. Schließlich gab es jede Menge Gründe, verängstigt zu sein. Nicht nur für Rachel, sondern auch für Kushi selbst und für die Leute in dem Wagen. Ganz zu schweigen von dem Mann mit der Schußwunde an der Schulter – hieß er Plitt? Jedenfalls so ähnlich – , der irgend etwas mit dem Funkgerät zu tun zu haben schien, über dem Kanaloa schwitzend und fluchend gesessen hatte, bis er sich die Zeit nahm, um zu versuchen, ihren Enkel umzubringen. Sie war zu spät an die Tür gekommen, um das zu verhindern, aber der Häßliche hatte offensichtlich sein Ziel ohnehin verfehlt.

Nach einem flüchtigen Blick durch die schmale Türöffnung und den dünner werdenden Graupelschauer war sie sich sicher, David erkannt zu haben. Annähernd sicher war sie sich auch der hübschen Pak-Polizistin und fast annähernd so sicher Rachels Sohn. Es war kühn von ihnen, hierherzukommen, dachte sie. Auch das verdiente Anerkennung. Aber warum waren sie nicht mit fünfzig Polizisten und Schnellfeuerwaffen angerückt?

Der riesige Terrorist wirbelte herum und blickte sie an, die Uzi auf ihren Bauch gerichtet. »Sie haben mich angelogen«, fauchte er, und es klang wie das Grollen einer großen Katze. »Sie haben denen gesagt, daß Sie uns folgen würden!«

Kushi gab Rachel frei und schob sie sanft beiseite. Es hatte keinen Sinn, sie in diese Angelegenheit mit hineinzuziehen. »Du bist verrückt, Kanaloa«, bemerkte sie. Es hörte sich nicht nach einer Beleidigung an, es war einfach nur die Feststellung einer Überzeugung.

Der große Mann sah ihr einen Moment lang prüfend in die Augen. Dann wandte er sich ab, als die andere Haole-Frau, die die aberwitzige Frechheit besaß, sich ›Pele‹ zu nennen, rief: »Was sollen wir tun, Kanaloa?«

Kanaloa musterte sie von oben bis unten. »Nimm das dämliche Ding vom Kopf«, schnurrte er. Hastig griff Meg Barnhart nach der schief sitzenden blonden Perücke und warf sie auf den Boden. Da die Krise entschärft zu sein schien, griff Kushi wieder nach Rachel. Es war ein Jammer, dachte sie, daß sich alle Waffen im Besitz der Terroristen befanden. Wären sie unbewaffnet gewesen, hätte sie sich wohl auf ein Handgemenge eingelassen. Sie hätte zwar mit Sicherheit verloren, schon allein gegen Kanaloa, aber dabei hätte sie ihm mit ebensolcher Sicherheit ganz schön weh getan. Rachel hätte sich zweifellos dieses Festlandbiests annehmen können, und der Mann namens Plitt hätte ihren Urenkel Lono selbst mit seiner Schulterwunde noch überwältigen können – Kushi stieß einen gewaltigen Seufzer aus. Sie dachte nicht gern an ihren Urenkel Lono. Selbst der hatte inzwischen eine Waffe, irgendeine kleine ausländische Pistole, und obwohl er ihren Blick kühn erwiderte, wenn sie ihm direkt ins Gesicht sah, merkte sie doch auch, daß seine Augen gequält und sorgenvoll wirkten, wenn er glaubte, daß niemand ihn anblickte.

»Wir werden eins tun«, sagte Kanaloa mit tiefer Stimme, »wir werden sie umbringen. Lono nimmt die Uzi und begibt sich draußen nach links um die Kuppel. Ich werde von rechts kommen und das Feuer der Frau auf mich ziehen. Wer von uns als erster einen Schuß hört, läuft um den Bau und nimmt sie von hinten unter Beschuß. Alles klar?«

Lonos Blick verhakte sich mit seinem. Deutlich sagte er: »Das ist ein Fehler. Wir sind am Ende, Kanaloa. Wir brauchen sie als Geiseln.«

»Aber wir haben doch schon sechs Geiseln«, sagte Kanaloa freundlich.

Lono sah ihn einen Augenblick überrascht an. Er blickte zu den Leichen hinüber, die im hinteren Teil des Kuppelinneren lagen: der zweite Funkexperte und die beiden Wachposten, die bei ihm gewesen waren, als die Terroristen die Kuppel gestürmt hatten. »Drei davon sind tot«, wandte er ein.

»Ja, aber außer uns weiß doch niemand, daß sie tot sind«, er-

widerte Kanaloa grinsend und veränderte mit nachlässiger Bewegung seine Körperhaltung, während er die Uzi in der Hand wiegte.

»Das wird nicht funktionieren«, sagte Lono stur.

»Doch, das wird es. Ich denke, daß nur die Frau bewaffnet ist.«

»Das denkst du!«

»O ja«, erwiderte der Riese. »Genau das denke ich. Und ich denke auch, daß du deinen Onkel nicht umbringen willst, aber du hast keine andere Wahl.«

»Tu es Lono!« rief die Frau, Pele. Aber der Junge zögerte noch immer. »Tu es gleich, bevor noch mehr kommen!«

Lono starrte sie an. Seine Miene war wie geschnitztes Holz, hart, gefühlsentleert. Sie gab keinen Hinweis darauf, was er denken mochte. Dann sah er seine Urgroßmutter mit der gleichen völligen Ausdruckslosigkeit an, und schließlich auch Rachel.

Da beugte er sich zu Kushis Überraschung vor und küßte Rachel auf die Lippen. Dann wandte er sich Kanaloa zu. »Wir töten nur die Polizistin«, sagte er entschieden, nahm dem Riesen die Uzi aus der Hand und schritt in die aufklarende Abenddämmerung hinaus.

Pele sagte nervös: »Laß ihm Zeit, um sich von hinten an sie heranzuschleichen.«

Kanaloa warf ihr einen verächtlichen Blick zu, sagte aber nur: »Gib mir den Karabiner!« Damit ging er zur Tür und spähte nach draußen.

Und Kushi ließ Rachel mit tiefem, lautlosem Seufzen wieder fahren.

An der gegenüberliegenden Wand der Eingangskabine hielt sich Plitt, der verwundete Funker, schweigend seine Schulter; doch mit den Augen hatte er alles verfolgt. Kushi blickte erst ihn an, dann Pele. Sie wußte nicht, ob er sie verstanden hatte oder nicht, aber als sie an dem in der Türöffnung stehenden Kanaloa vorbeigespäht hatte, hatte sie jemanden unvorsichtigerweise

hinter der Kuppel des frankokanadischen Teleskops hervorlugen sehen. Das mußte das Pak-Mädchen gewesen sein. Kanaloa würde jeden Augenblick in dieselbe Richtung blicken, es sei denn, sie verhinderte es.

»Du, Kanaloa«, sagte sie im Plauderton und kam auf ihn zu. »Dein Funkgerät... hm... hört sich kaputt an.«

Kanaloa sah zu dem verlassenen Funkgerät hinüber, das leise vor sich hinpiepste, genauso wie er es verlassen hatte. Da begriff er und wollte sich wieder der Tür zuwenden.

Kushi setzte sich in Bewegung.

Kushi war es ebensowenig gewöhnt, sich schnell zu bewegen wie ein Elefant, und zwar aus dem gleichen Grund. Aber wie ein Elefant konnte sie auch äußerst schnell sein, wenn sie sich beeilen mußte. Kanaloa war riesig, aber Kushi wog wahrscheinlich mindestens zwölf Pfund mehr als er. Sie versuchte gar nicht erst, ihn zu schlagen. Sie wuchtete einfach nur ihre riesigen Arme über seine Schultern und ließ sich auf ihn fallen. Er verlor das Gleichgewicht, torkelte unter ihrem Druck, versuchte im letzten Augenblick, sich ihr zuzuwenden.

Das mißlang ihm nicht ganz. Das Gewehr fuhr herum.

Mit Überraschung, ja fast amüsiert, spürte Kushi, wie das .44er-Geschoß in ihren Leib eindrang. Was für ein Witz! So viele Jahre gelebt, und jetzt stirbst du nur, weil dir jemand eine Kugel in den Bauch jagt!

Sie hörte einen Schrei aus dem Kuppelinneren – zweifellos dieser Plitt, der versuchte, diese Pele zu überwältigen; und zwei weitere Schüsse aus dem Inneren sagten ihr, daß er keinen Erfolg gehabt hatte. Das war wirklich schade. Schade war auch, daß sich Kanaloa unter ihr wand, um sie abzuschütteln. Durch den Aufprall war er zwar ins Keuchen geraten, aber er war groß und kräftig genug, um sich zu befreien. Kushi machte es ihm noch schwerer. Mit ihrer gesamten verbliebenen Kraft rammte sie ihr riesiges Knie hart zwischen seine Beine. Er grunzte vor Schmerzen, doch Kushi hatte keinen Vorteil davon. Sie spürte,

wie durch die Anstrengung irgend etwas in ihrem Inneren riß, und plötzlich brach mit scharfem Schmerz aus ihrem Leib Blut hervor. Draußen sah sie ihren Urenkel Lono, der sich erstaunt umdrehte und dann mit Verzögerung herumfuhr, um sich einer neuen Gefahr zu stellen.

Er kam zu spät.

Brüllend jagten zwei Marinejeeps auf den Parkplatz. Aus jedem sprangen in Fächerformation sechs Männer. Noch bevor der erste das Fahrzeug verlassen hatte, hatten einige von ihnen bereits das Feuer eröffnet, und Lono ging mit zerfetzter Brust im Kugelhagel zu Boden.

Kushi seufzte aus der Tiefe ihrer Lungen – es war fast ein Schmerzensschrei; und der Schmerz rührte nicht nur von dem zerrissenen Fleisch in ihrem Leib.

Sie sah die Männer auf die Kuppel zulaufen, hinter ihnen ihr Enkel und Rachels Sohn und die Pak-Polizistin, die ihr entgegenjagten; und dann verschwamm alles vor ihren Augen.

Als sie wieder sehen konnte, erblickte sie David, der sich über sie gebeugt hatte. »Du David!« sagte sie entschieden, »paß auf Rach' und ihr Kind auf, okay?«

Er wirkte erst erschrocken, dann beinahe peinlich berührt. Am meisten aber wirkte er besorgt. »Rede jetzt nicht, Kushi«, bat er sie. »Du kommst schon wieder in Ordnung. Wir holen Ärzte, wir bringen dich ins Krankenhaus...«

»Stimmt nicht, David«, tadelte sie ihn sanft und drückte ihn ein kleines Stück beiseite, um besser sehen zu können. Zwei der Männer aus den Jeeps zerrten den hinkenden Kanaloa mit gezückten Waffen an den Rand des Parkplatzes, während ein weiterer die Haole-Terroristin hinter sich herschleppte. Das war sehr seltsam, dachte Kushi.

Und noch seltsamer war, daß die anderen Männer aus den Fahrzeugen der Navy mit schußbereiten Waffen dastanden und zusahen. Als die drei Männer die Terroristen losließen und sich

eilig von ihnen entfernten, eröffneten die anderen alle gleichzeitig das Feuer.

Die beiden Terroristen waren bereits tot, bevor sie den Boden berührten.

»Warum haben sie das getan?« krächzte Kushi.

Und traute ihren Augen noch weniger, als sie sah, wie das Erschießungskommando sich umdrehte. Nun richteten sich ihre Waffen auf David, Stephen, die Polizistin und sogar auf Rachel und sie selbst.

»Verrückt«, stöhnte Kushi.

Doch das war nicht mehr ihr Problem. Die Männer feuerten nicht. Sie standen einfach nur abwartend da, einige von ihnen in die Richtung eines fernen Geräuschs blickend.

Mit letzter Sehkraft bemerkte Kushi, wie etwas durch die sich auflösenden Wolken in Gipfelnähe flatterte, in den heftigen Gipfelwinden gefährlich schwankend. Es hätte ein Hubschrauber sein können... oder irgend etwas anderes.

»Verpaß denen allen mal einen Tritt in den Arsch, Pele«, befahl Kushi, hatte aber nicht mehr die Zeit abzuwarten, um sich davon zu überzeugen, daß ihr Befehl auch befolgt wurde.

Sie spürte ein plötzliches letztes Hervorschießen des Bluts aus ihrer Wunde und richtete den Blick auf ihren Enkel. Lebewohl, David, bist ein guter Junge, sagte sie – oder glaubte es zu sagen. Lebt wohl, Rach', Stephen. Lebewohl, Lono. Schade, daß du so ein lausiger Mensch geworden bist, aber für dich ist es jetzt zu spät...

Und dann war es auch zu spät für Kushi.

## 26. Kapitel

Als Laborproblem der physikalischen Chemie betrachtet, befindet sich der Planet Erde in einem merkwürdigen Zustand. Es gibt zuviel Sauerstoff in der Luft und zuwenig Salz im Meer; der ganze Planet weist einen Zustand niedriger Entropie auf.

›Entropie‹ ist einer jener Begriffe, die man leicht beobachten, aber nur schwer verstehen kann. Er bezeichnet die Neigung geschlossener Systeme, sich von der Ordnung zur Unordnung zu entwickeln. Wenn man einen Eiswürfel und eine Tasse heißen Tee nimmt, handelt es sich dabei um ein geordnetes oder Niedrig-Entropie-System: Ein Bestandteil ist sehr kalt, der andere sehr heiß, und das ist eine Art von Ordnung. Gibt man nun den Eiswürfel in den heißen Tee, so erhält man schon nach kurzer Zeit einen lauwarmen und schwächeren Tee. In diesem neuen System herrscht weniger Ordnung; die Entropie ist größer geworden.

Gibt es Systeme, die über lange Zeiträume hinweg niedrige Entropie aufrechterhalten?

Ja. Es gibt organisierte Strukturen von niedriger Entropie, die ihre Struktur durch Energiedurchlauf erhalten. Erwin Schrödinger hat diese Strukturen im Jahre 1944 definiert. Man bezeichnet sie als ›Leben‹.

Für diese Eigenart der Lebewesen, die Ordnung hoch und die Entropie niedrig zu halten, gibt es ebenfalls eine Bezeichnung: ›Homöostase‹. Der Planet Erde (oder zumindest jener Teil von ihm, der sich zwischen der Planetenkruste und beispielsweise der Ozonschicht hoch oben in der Atmosphäre befindet) scheint homöostatisch zu sein. Nehmen wir ein Beispiel: Wenn man eine Probe der Erdatmosphäre zusammen mit einer Holzprobe aus einem Wald in eine Glasglocke gibt und entzündet, verbrennen beide. Sie brennen so lange, bis entweder der Sauerstoffgehalt der Luft aufgebraucht oder der Kohlenstoffanteil im Holz auf ein Niveau reduziert wird, das zu niedrig ist, um das Feuer zu nähren.

Doch außerhalb der Glasglocke verhält es sich gänzlich anders.

Die Luft mit ihrem Sauerstoff ist vorhanden. Auch das Holz ist da, in Gestalt von Wäldern. Die Zündung ist ebenfalls da, und sei es auch nur durch einen gelegentlichen Blitz, der in einen hohen Baum einschlägt. Auch die Verbrennung setzt ein, genau wie unter der Glasglocke. Doch lange bevor Sauerstoff oder Kohlenstoff aufgebraucht sind, hört die Verbrennung auf; meistens wird sie von einem Gewitterregen gelöscht. Es gibt *immer* zugänglichen Kohlenstoff an der Erdoberfläche und zugänglichen Sauerstoff in der Luft. Doch die Reaktion wird nie zu Ende geführt. Und wenn der Waldbrand erst einmal vorüber ist, beginnt sogar neues Leben, und es dauert nicht lange, bis die Beziehung Kohlenstoff-Sauerstoff wieder am Ausgangspunkt angelangt ist – das ist Homöostase.

Es ist kein Zufall, daß jener Teil der Erde, der sich zwischen Kruste und Ozonschicht befindet, als ›Biosphäre‹ bezeichnet wird, weil sie Schrödingers Definition eines Lebewesens entspricht. Von einem Waldbrand erholen sich die Wälder wieder. Neue Lebensformen entwickeln sich und breiten sich aus, um die Erde nach einer Vernichtung wieder zu bevölkern. Mit Hilfe des ›Energiedurchlaufs‹ (der fast ausschließlich auf die Strahlung der Sonne zurückzuführen ist) verbleibt die Struktur in ihrem Zustand der Niedrig-Entropie.

Damit soll nicht einfach nur gesagt werden, daß es in der Biosphäre Lebewesen gibt, denn das ist ohnehin offensichtlich. Es besagt vielmehr, daß alle diese Lebewesen gemeinsam – Insekten und Elefanten, Mikroorganismen und Rothölzer, Kohlköpfe und Könige – zusammen eine Art einziges, kollektives, geeintes Lebewesen bilden.

Im Jahre 1974 taufte James Lovelock und mehrere andere Wissenschaftler, zuerst in den Jet Propulsion Laboratories in Pasadena und später am Biologischen Labor der Marine im englischen Plymouth dieses Wesen auf den Namen ›Gaia‹.

Die Gaia-Hypothese besagt, daß die Erde als Kollektiv nicht nur versucht am Leben zu bleiben und sich fortzupflanzen, sondern

daß sie sogar Schritte unternimmt, um sicherzugehen, daß das Leben auf der Erde für alle Zeit möglich bleibt.

Das ist eine beruhigende wissenschaftliche Hypothese. Es könnte sogar eine richtige sein.

Die Gaia-Hypothese berücksichtigt die Tatsache, daß es in der Luft zuviel Sauerstoff und im Meer zuwenig Salz gibt.

Würde der Sauerstoff aus der Erde entfernt, so würde jedes Tier auf der Erdoberfläche verenden. Und wenig später würden auch alle Tiere in den Meeren absterben, weil sie von dem Sauerstoff im Meerwasser leben, der sich aus der Luft darin auflöst. Wie gelangt der Sauerstoff, der die Lebewesen am Leben hält, in die Luft? Er wird von Lebewesen erschaffen. Pflanzen nehmen Sonnenenergie auf, reduzieren Kohlendioxid in seine Bestandteile, verwenden den Kohlenstoff für ihre eigenen Zwecke und geben den Sauerstoff frei.

Die Frage nach dem Salz im Meerwasser stellt schon ein schwierigeres Problem dar.

Es gelangt ins Meer – jedenfalls das meiste davon – durch den Regen: Wasser fällt aufs Land, bildet Flüsse, strömt wieder ins Meer zurück. Dabei laugt es das Salz aus dem Boden und schwemmt es mit sich. Dann verdunsten dieselben Wassermoleküle durch die Sonnenwärme, formen Regenwolken und wiederholen den Vorgang. Beim Verdunsten lassen sie die Salze zurück.

Deshalb wird das Meer im Laufe der Zeitalter immer salziger.

Nur daß das eben nicht der Fall ist.

Berechnungen haben gezeigt, daß die jährlich ins Meer gespülten Salzmengen chemisch reines, salzfreies Wasser in kürzester Zeit auf seinen heutigen Salzgehalt bringen würden – binnen sechzig Millionen Jahren.

Doch die Ozeane sind weitaus älter als sechzig Millionen Jahre. Es gibt sie seit über drei *Milliarden* Jahren, und sämtliche Zeugnisse fossilen Meereslebens und alle Ablagerungen weisen darauf

hin, daß der Salzgehalt immer der gleiche geblieben ist.

Inzwischen müßten aber die Meere eine schlammige Salzlake sein, zu salzig, als daß eines der Meereslebewesen darin noch überleben könnte. Der osmotische Druck des Salzes in einem Organismus wäre nicht groß genug, um die Abfallstoffe aus dem Körper zu treiben. Die Ozeane wären tot, und für die Landmassen gälte früher oder später das gleiche, weil es ja die Meeresspflanzen sind, vor allem das Plankton, die die Landtiere am Leben halten.

Wir wissen sogar, wohin das Salz verschwindet. Seichte Meere trocknen aus und hinterlassen riesige Linsen aus reinen Salzkristallen; diese werden vom Boden späterer Meere bedeckt, ein Wettlauf zwischen den Ablagerungen und der Ausspülung der riesigen Salzmassen, der meist von den Ablagerungen gewonnen wird; oder sie bleiben als mehr oder weniger offene, trockene Salzseen in Wüstengebieten übrig.

Doch wir wissen nicht, *wie* dies geschieht – so einheitlich und durchgehend, über Milliarden von Jahren hinweg. Nicht einmal Lovelocks Gaia-Hypothese gibt uns darauf eine Antwort. Aber Lovelock stellt eine weitere Frage – vielleicht nicht nur halb scherzhaft: »Ist es möglich, daß das Great Barrier Reef... ein nur teilweise beendetes Projekt einer großen Verdunstungslagune darstellt?«

Oder, weniger phantasievoll: Könnte es sein, daß das Leben irgendwie die Ozeane selbst immer wieder verändert, so wie es bekanntlich auch die Atmosphäre modifiziert hat, zum allgemeinen Vorteil und Wohlergehen des Lebens?

Wenn die Gaia-Hypothese stimmen sollte, gibt es Grund zu der Hoffnung, daß das Leben auf der Erde beinahe jede Katastrophe überleben wird, jedenfalls so lange, bis der Planet selbst stirbt.

Allerdings besagt die Gaia-Hypothese mit keinem Wort, daß dieses Leben menschlicher Art sein muß.

## 27. Kapitel

Den Berg holpernd hinunterzufahren, war noch furchterregender als die Auffahrt, weil die Sonne mittlerweile untergegangen war. Der größte Teil des Weges lag in tiefem Schatten. Stephen Chindler hatte sich schon über ein Dutzend Jahre nicht mehr an seine Mutter geklammert, doch nun tat er es. Nicht um seiner willen sondern ihrer wegen. »Es ist schon in Ordnung, Mom«, flüsterte er ihr ins Ohr und schmiegte sich enger an sie, während der Jeep den glitschigen Weg hinunterschlitterte und -rutschte.

»Ist es nicht«, sagte sie entschieden. Sie blickte ihn nicht an. Natürlich stimmte das. Stephen sah über den Kopf seiner Mutter hinweg auf den alten hawaiianischen Geck auf der anderen Wagenseite. David Yanami zuckte die Achseln, als wollte er sagen, daß sie ja recht habe. Das hatte sie auch. Nichts war in Ordnung, wenn da ein Mann auf dem Vordersitz sie mit einer Maschinenpistole in der Hand in Schach hielt. Er hatte den Polizeihelm abgenommen, und das Gesicht darunter war das eines schwarzen Mannes – nicht eines schrecklichen wie Mr. T, vielleicht sogar ein freundliches wie Eddy Murphy – , aber die Waffe hatte er nicht weggelegt.

Und vor allem war nichts in Ordnung, nachdem sie gerade erst fünf Leute hatten sterben sehen.

Das waren wirklich zu viele gewesen. Gewiß, einige von ihnen hatten es verdient – der große Bursche mit den heimtückischen Augen und die hagere Frau; das konnte man verstehen. So etwas erwartete man geradezu, dachte Stephen. Wenn die Gesetzhüter in den Saloon kamen, um aufzuräumen, wurden die Viehdiebe bei der Schießerei eben durchlöchert. Aber die alte Japanerin war keine Viehdiebin gewesen. Sie war eine wirklich *alte Dame!* Und der Mann namens Plitt hatte nur seine Pflicht getan – und dann die drei anderen, die der große, bösartige Bursche umgebracht hatte, bevor sie dort eingetroffen waren?

Und was war mit dem großen, ein bißchen puertoricanisch aussehenden Jungen? Wenn das ein übler Bursche gewesen sein sollte, dann war es doch seltsam, daß seine Mutter an der Leiche

geweint hatte.

Was für eine bodenlose Schweinerei!

Der Jeepfahrer trat auf die Bremse und hielt schlitternd an der einzigen ebenen Stelle des Abstiegswegs, wobei er fast gegen den weißen Hubschrauber geprallt wäre, der dort mit drehendem Rotor wartete. »Passen Sie gefälligst auf, was Sie tun!« sagte Stephen kämpferisch zu dem schwarzen Burschen mit der Maschinenpistole, als ihre Wächter sie ins Freie trieben, nein *hinauszerrten*. Der Mann antwortete nicht. Er blickte Stephen nur mit angewidertem Gesichtsausdruck an, als hätte er einen fürchterlichen Furz gelassen. »Steigen Sie in den Hubschrauber!« befahl er und verpaßte Stephen einen weiteren Stoß.

Unter anderen Umständen wäre es eine recht nette Reise geworden. Bei dem Helikopter handelte es sich um einen großen Seerettungshubschrauber vom Typ Sikorsky, der groß genug war, um sie alle aufzunehmen. Als sie drinnen saßen und sich angeschnallt hatten, hob er rasch ab, schwankte in den Turbulenzen, fing sich wieder und flog Richtung Süden. Stephen war noch nie in einem Hubschrauber geflogen. Es war völlig anders als in einem Flugzeug. Er drehte sich in seinem flachen Schalen-sitz, um nach unten zu schauen – alles war so *nahe!* –, und er sah, wie die Hänge des Mauna Kea unter ihnen verschwanden und der Helikopter einen Bogen um den Mauna Loa flog, um dann nach Südosten abzuschwenken, über die kahle Lavaböschung südlich des Vulcano Nationalparks, hinaus über das dunkle Meer. Er hörte, wie David Yanami leise auf seine Mutter einredete, sie war also in Ordnung...

Stephen dachte jetzt nicht mehr an die Vergangenheit. Er verfügte nicht über das erforderliche Wissen, um sich irgendwelche Theorien dazu auszudenken, was als nächstes geschehen würde. Was er zu wissen geglaubt hatte, hatte sich als falsch erwiesen. In dem Drehbuch in seinem Kopf war die Rettung seiner Mutter aus den Händen der Terroristen zwar vorgesehen gewesen, zweifellos hatten dazu auch eine Menge uniformierter Leute gehört, die viele Waffen abfeuerten – ja, dieser Teil war schon richtig gelaufen. Aber darin war nicht die Rede davon gewesen, als

Gefangene verschleppt zu werden! Wo blieben die Fernsehkameras und die Presseleute, um ihnen ein Angebot für die Story zu machen? Wann meldete sich die Johnny Carson Show und ›Good Morning America‹? Würde überhaupt irgend etwas davon passieren?

Es sah nicht danach aus. Stephens Traumsript hatte auch keine Landung auf einem Schiffsdeck mitten im gottverdammten Pazifik vorgesehen, bei der sie mit vorgehaltener Waffe in etwas geführt wurden, das ihr Wächter als Offiziersmesse bezeichnete. Alles war so verkehrt, daß er sich nicht einmal darüber freuen konnte, etwas so Phantastisches erleben zu können. Zum einen war er müde. Nach St. Louis-Zeit hätte er schon vor Stunden Schlafengehen müssen, anstatt sich auf einen harten Metallstuhl in einem Raum zu setzen, dessen Tür von bewaffneten Posten bewacht wurde. Als er diesmal zu seiner Mutter hinübereilte, ging es ihm mindestens ebenso sehr um sich selbst wie um sie.

Auf ihrer anderen Seite starrte der alte Professor gerade einen maugesichtigen kleinen Mann an, der steif und aufrecht an der Wand saß. »Ich kenne Sie«, rief David Yanami. »Ich habe Sie am Neujahrsabend auf der Herrentoilette gesehen.«

Mit großem Mißvergnügen antwortete der Mann:

»Das haben Sie tatsächlich, Dr. Yanami, zum Leidwesen von uns beiden.« Und ein Mann in Sportkleidung, der am Kopf des Tisches stand und in Papieren blätterte, hob den Blick und sagte augenzwinkernd:

»Ich fürchte, er hat recht, Dr. Yanami. Es ist schade, daß Sie sich in die Sache haben hineinziehen lassen. Sie müssen nämlich wissen, daß Sie alle jetzt zu nationalem Kapital geworden sind.«

Stephen Chindler packte heftig die Hand seiner Mutter. Er mochte diesen Mann in dem Hundert-Dollar-Pullover und den schneeweißen Adidas-Schuhen nicht. Ihm gefiel nichts von alledem, was hier geschah, und er verstand es nicht, am wenigsten aber mochte oder verstand er den Ausdruck im Gesicht seiner Mutter, halb ein Lächeln, halb mit Tränen in den Augen, als sie ihm zuflüsterte: »Ach, ehrlich, ich bin es so *leid*, irgend jeman-

des Kapital zu sein.«

Arkady Bor dagegen verstand recht gut, was hier vor sich ging. Und wenn es ihm auch nicht eigentlich behagte, war es doch wenigstens eine Veränderung. Wenn man am Boden war, gab es nur noch eine einzige Richtung. Für Bor hatte es den Anschein, daß das Schlimmste möglicherweise vorüber war. Er gestattete es sich nicht, persönlich auf ein glückliches Ende zu hoffen. So etwas gab es nur in Kindermärchen. Es war viel zu früh, um das zu riskieren, und die Hinweise darauf waren viel zu karg.

Dennoch gab es Indizien für einen Aufschwung. Man hatte ihn nicht in seine Zelle zurückgebracht. Man hatte ihm sogar gestattet – oder war das ein Befehl gewesen? –, mit General Danfort und James Burford den größten Teil der vergangenen Stunde zu verbringen, natürlich abgesehen von der Zeit, als dieser andere General, der mit noch mehr Sternen und dem Namen Brandywine, aus Sandia eingeflogen und mit den anderen zu einer kurzen, ernstesten Besprechung verschwunden war. Als Burford aus dieser Besprechung gekommen war, hatte er ziemlich niedergeschlagen und bekümmert ausgesehen, und das war für Arkady Bor an sich schon etwas sehr Gutes.

Vielleicht, überlegte Bor sich behaglich, war er vielleicht doch kein Gefangener mehr sondern nur noch ein Internierter. Für jemanden, der mal zu Gast bei der Tscheka gewesen war, war das ein Nichts! Außerdem hatte er nun all die anderen hier, die seine Haft mit ihm teilen konnten. Die KGB-Frau darbt wahrscheinlich immer noch im Bau, jedenfalls war sie nicht mehr zu sehen, aber ständig kamen weitere Leute zu seiner kleinen Party hinzu. Erst der Mann namens Frank Morford, der verbittert gegen den Eingriff in seine persönliche Freiheit protestiert hatte, als man ihn von irgendwoher verschleppte und zum Projekt Vulcan geflogen hatte. Und jetzt schon wieder welche. Als sie auf die Landung des Hubschraubers vom Mauna Kea warteten, in der frischen Brise unter dem immer dunkler werdenden Pazifikhimmel an Deck stehend, hatte Bor es sogar gewagt, General Danforth zuzurufen: »Das sollte doch wohl alle verbliebenen Sicher-

heitsprobleme aus dem Weg räumen, wie General?«

Doch geantwortet hatte ihm General Brandywine, die drei Sterne behaupteten ihre Vormachtsstellung gegenüber zweien. »Beim Projekt Vulcan gibt es keine Sicherheitsprobleme, Dr. Bor«, hatte er lächelnd gesagt, während er dem Hubschrauber bei seiner vorsichtigen Landung zusah. »Die lasse ich nicht zu.« Und General Danforth selbst hatte zwar nichts gesagt, hatte Bor aber einen langen, berechnenden Blick zugeworfen.

Und so gönnte Bor sich nicht den riskanten Luxus, irgendwelche Hoffnungen zu hegen, als sie nun alle in der Offiziersmesse saßen. Er musterte lediglich seine Gefährten, die Überlebenden des blutigen Massakers auf dem Gipfel des Mauna Kea, von dem er nur Bruchstücke erfahren hatte. Die amerikanische Frau, ihr Sohn, der alte Asiate – sie wirkten eigentlich gar nicht wie Leute, die irgend etwas bei einem solchen Massaker zu suchen gehabt hätten. Doch wer sah schon so aus? Bor selbst ganz gewiß nicht! Er verlangte doch nur ein ruhiges Leben, den Respekt seiner Umgebung – und natürlich auch die Freiheit, mit Leuten, die seine Interessen teilten, sein persönliches Leben so zu gestalten, wie er es wollte. Und man hatte ihn von seinen friedlichen Zielen fortgerissen, um ihn solch schrecklichen Torturen zu unterziehen!

Wenigstens, dachte er verbittert, hatte er die Entschuldigung, daß er nichts gegen seine Lage ausrichten konnte. Warum hatten die Amerikaner sich nicht gewehrt? Ihre Gesetze garantierten ihnen doch alle möglichen Freiheiten. Warum bestanden sie nicht auf ihrer Einlösung? Und doch waren sie so willenlos mitgekommen wie ein Hausbewohner in Moskau, der um drei Uhr morgens ein Klopfen an seiner Tür vernahm. Warum waren sie so passiv?

Darauf wußte Bor keine Antwort, denn er hatte noch nie von dem Stockholm-Syndrom gehört.

Nachdem die Stewards Kaffee gereicht hatten und wieder verschwunden waren, stand General Brandywine auf. »Mit Ihrer Er-

laubnis, Jacob«, sagte er höflich zu dem anderen General, der die kurzen Sporthosen trug, »möchte ich unseren Gästen ein paar Hintergrundinformationen geben. Sie befinden sich an Bord eines Schiffs der U.S. Navy, das mit einer prinzipiell defensiv ausgerichteten Operation namens ›Projekt Vulcan‹ befaßt ist. Ich muß mich bei Ihnen allen für die Unannehmlichkeiten entschuldigen, die damit verbunden sind. Darüber hinaus«, fuhr er fort, und seine Stimme nahm den Tonfall eines Geistlichen an, der eine Grabrede für einen Verstorbenen hielt, dem er nie begegnet war, »möchte ich Ihnen, Professor Yanami, unser tiefempfundenes Beileid wegen des Todes Ihrer Großmutter aussprechen.

Ich bin überzeugt, Sie sind stolz auf die Tatsache, daß sie ihr Leben freiwillig hingab, im Kampf gegen Terroristen. Aber ich weiß, daß sie eine wunderbare Frau war, deren Verlust uns alle sehr schmerzt.« David Yanami antwortete nicht. Er sah den General nicht einmal an. Seine ganze Aufmerksamkeit schien auf Rachel Chindler zu ruhen. Der General nickte, als hätte man ihm gedankt, und setzte seine Rede fort.

»Ich kann Sie im Augenblick nicht mit allen Einzelheiten des Projekts Vulcan vertraut machen, ich möchte nur soviel sagen: Ich bin der Überzeugung, daß es von absoluter Wichtigkeit für das Überleben der Vereinigten Staaten und der ganzen freien Welt ist. Wie jedem Soldaten ist auch mir der Frieden das aller tiefste Anliegen. Das Projekt Vulcan bietet uns die Möglichkeit des Weltfriedens, und zwar für alle Zeiten. Ich denke, daß wir alle dieses Ziel haben – ja diesen Traum, wie ich es vor nicht allzu langer Zeit wahrscheinlich noch ausgedrückt hätte. Aber Vulcan kann diesen Traum Wirklichkeit werden lassen!« Er warf Arcady Bor einen Blick zu, doch Bor war darauf vorbereitet. Seine Miene blieb unbeweglich.

»Allerdings«, sagte General Brandywine, »kann die Vulcan-Technologie wie jede Waf... ah... wie jede Apparatur auch zu destruktiven Zwecken mißbraucht werden. Die Terroristenbande, aus deren Gewalt Sie drei soeben entkommen sind, hat beinahe einen schweren Zwischenfall verursacht. Ein Teil der Apparatur war auf dem Mauna Kea installiert. Vier Mitglieder unseres Per-

sonals befanden sich dort, sie führten gerade Tests durch, als sie von den Terroristen angegriffen wurden, wobei drei von ihnen den Tod fanden. Der vierte war Commander William Plitt, der verwundet und später getötet wurde. Sie sehen also, daß auch wir große Verluste zu beklagen haben«, fügte er düster hinzu. »Wir leben in einer harten Welt. Von Zeit zu Zeit werden wir alle an diese Tatsache erinnert. Ich wünschte, ich könnte Ihnen versprechen, daß die Schwierigkeiten nun vorbei wären. Leider ist das noch nicht der Fall.«

Er machte eine Pause, als wartete er auf Fragen. David Yanami ergriff sofort das Wort, obwohl seine Frage nichts mit alledem zu tun hatte, was der General gesagt hatte. »Was haben Sie mit Nancy Chee gemacht?« wollte er wissen.

Der General blieb gefaßt. »Sergeant Chee ist Polizeibeamtin. Zweifellos befindet sie sich soeben zur Berichterstattung in ihrer Hauptdienststelle in Hilo. Es ist möglich, daß sie sich uns hier später anschließen wird.«

»Warum?« fragte David, und im selben Augenblick platzte Frank Morford heraus: »Ich habe hier auch nichts zu suchen! Was haben Sie mit mir vor?«

Der General erwiderte nüchtern: »Sie alle stellen ein ernstzunehmendes Sicherheitsrisiko dar. Ich bedaure Ihnen mitteilen zu müssen, daß Sie alle für eine gewisse Zeit hier oder an einem anderen abgeschiedenen Ort werden bleiben müssen. Das kann recht lange dauern. Ich glaube nicht, daß es sonderlich viel kürzer werden dürfte als annähernd ein Jahr.«

Frank Morford sah ihn finster an. David Yanami wollte sich gerade von seinem Stuhl erheben. Doch Stephen war noch schneller als die beiden. »Das können Sie nicht machen! Das ist ungesetzlich!«

»Halt den Mund!« fauchte General Danforth, doch sein Vorgesetzter sah ihn an und schüttelte den Kopf. Dann wandte er sich selbst an Stephen.

»Ich würde ganz bestimmt nicht gegen das Gesetz verstoßen«,

sagte General Brandywine ernst. »Das Gesetz gibt uns dieses Recht, junger Mann, und zwar in verschiedenerlei Hinsicht. Erstens handelt es sich hier um eine Frage der nationalen Sicherheit; da verlieren bestimmte gewöhnliche Gesetze ihre Geltung. Zweitens fürchte ich, daß Sie – nicht Sie, junger Mann, aber alle anderen – sich in unterschiedlichem Ausmaß ungesetzlicher Handlungen schuldig gemacht haben. Einige von Ihnen könnten sogar wegen Komplizenschaft oder Beihilfe bei terroristischen Handlungen angeklagt werden. Aber diese juristische Kleinigkeit braucht niemanden von Ihnen zu beunruhigen«, fügte er freundlich hinzu, »denn wir haben es hier mit einigen harten Fakten zu tun. Sie wissen nämlich bestimmte Dinge, und wir können nicht zulassen, daß Sie sie weitergeben. Wenn Sie das täten, würden Sie wegen Hochverrats erschossen, und so liegt es in Ihrem eigenen Interesse, wenn wir dafür sorgen, daß dies nicht geschieht.«

Zum ersten Mal seit vielen Tagen lachte Arkady Bor laut heraus. Jedenfalls begann es als Lachen. Als er den Blick des Generals auf sich ruhen spürte, verwandelte er es allerdings in einen heftigen Hustenanfall. Bor beugte sich vor, die gespreizten Finger über das Gesicht gelegt. Doch innerlich lachte er noch immer. Diese Amerikaner! Diese Mienen! Endlich durften sie also erfahren, wie es um die Welt bestellt war! Begriffe wie ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ waren wirklich hübsche Worte, ganz sicherlich, aber ernstnehmen durfte man sie nur, solange die Zeiten gut und die Probleme klein waren.

Bor richtete sich wieder auf, tupfte sich den Mund mit einem Taschentuch ab, nickte den anderen entschuldigend zu und schickte sich an, wieder die Aufführung zu beobachten. Wie gut General Brandywine diese Situation handhabte! Selbst die Leute von der Tscheka hätten ihn dafür bewundert, dachte Bor, als der General locker fortfuhr: »Natürlich wird niemand von Ihnen erschossen werden oder ins Gefängnis kommen, und wissen Sie auch warum? Weil wir Sie zu nichts zwingen werden. Das wird gar nicht nötig sein. Denn ich weiß ja, daß jeder von Ihnen ein

patriotischer Amerikaner ist. Wenn Sie Gelegenheit gehabt haben, die Situation zu überdenken, bin ich davon überzeugt, daß Sie ebenso entschieden dafür sein werden wie wir alle hier, daß das Projekt Vulcan vom Erfolg gekrönt wird.«

Morford sah mürrisch drein, aber es war David Yanami, der antwortete. »Ich glaube kaum, daß man mich dazu bringen könnte, Verständnis für einen kaltblütigen Mord aufzubringen, General Brandywine.«

Der General nickte ernst. »Sie meinen natürlich die Erschießung von Murray Pereira und Margaret Barnhart. Pereira war Mitglied einer Gruppe, die absichtlich und, wie Sie es ausdrücken: kaltblütig, alle Passagiere eines Flugzeugs, lauter unschuldige Touristen, umgebracht hat – unter anderem. Barnhart war ein Mitglied des Weather Underground sowie einer Anzahl weiterer Gruppen in Amerika – auf dem Festland, meine ich«, berichtete er sich, und fast lächelte er dabei. »Man weiß von ihr, daß sie mindestens zwei persönliche Mordtaten auf dem Gewissen hatte, bevor sie nach Hawaii zurückkehrte.«

Er warf dem anderen General einen Blick zu. Der hatte ihm in strenger Zustimmung zugehört. »Das Foto, Jacob?« fragte er höflich.

»Ja, Sir«, erwiderte General Danforth und reichte seinem Vorgesetzten hastig einen kleinen Umschlag. Brandywine holte ein Foto heraus und zeigte es Rachel. »Außerdem ist da noch dieser Mann hier«, sagte er. »Erkennen Sie ihn wieder?«

Rachel blickte kurz auf das Foto, dann wandte sie den Blick ab. Das Gesicht war unverkennbar. Ebenso unverkennbar war aber auch, daß die Aufnahme erst nach seinem Tod gemacht worden war. »Das ist der Mann, den sie ›Ku‹ nannten«, sagte sie. »Ich glaube, sein wirklicher Name war Oscar Mariguchi. Ich habe gesehen, wie er meine Freundin Esther im Flugzeug erschöß.«

»Ganz genau«, bestätigte General Brandywine mit einem Nicken und bewunderte das Foto noch eine Weile, bevor er es an General Danforth zurückgab. »Er wurde bei einem Fluchtversuch erschossen. Sie sehen also, sie sind alle tot. Kein Verlust für die

Welt.«

»Ich bezweifle ja nicht, daß das stimmt, General«, erwiderte David, »aber man hat ihnen keinen Prozeß gemacht.«

»Sie haben keinen Prozeß *zu sehen bekommen*«, berichtigte ihn der General. »In Kriegszeiten hat man nicht immer Zeit für eine Anhörung nach Zivilistenart. Das ist eine rechtliche Frage, Professor. Bei allen Völkern ist das Standgericht eine anerkannte Instanz der militärischen Judikative. Bitte vergessen Sie das nicht, wir sind keine Freischärler! Das, was wir tun, geschieht nur auf Grund der Erfordernisse der Kriegszeiten, und wir handeln unter Kriegsrecht. Natürlich«, räumte er ein, »könnten Sie jetzt einwenden, daß man sich darüber streiten könnte, ob wir uns im Augenblick im Kriegszustand befinden oder nicht. Aber das obliegt nicht Ihrer Entscheidung. Das ist die Entscheidung des Präsidenten. Er hat das, was wir hier tun, autorisiert.«

»Hat er Sie auch dazu autorisiert, Terroristen in Dienst zu stellen?« warf Morford gereizt ein.

Der General wirkte überrascht. »Meinen Sie damit das Kamehameha Korps? Aber die haben wir doch nicht in Dienst gestellt, die haben wir *unterwandert!* Einige von ihnen. Das ist eine ganz legitime Kriegslist. Selbst in Friedenszeiten dürfen Strafverfolgungsbehörden kriminelle Vereinigungen unterwandern, wie sollte man ihnen auch sonst das Handwerk legen? Jedenfalls werden die Ergebnisse dieser ganzen Operation alle vorübergehenden Opfer mehr als aufwiegen. Und nicht nur für uns. Für die gesamte menschliche Rasse. Wenn das Projekt Vulcan erst einmal voll installiert ist, werden die Russen es niemals wagen, die Vereinigten Staaten mit Atomwaffen anzugreifen, weil es das Ende ihrer Existenz als Volk wäre. Aber das ist noch nicht alles.«

Eindringlich blickte er in die Runde, die Hände fast wie im Gebet vor sich gefaltet. »Sehen Sie«, sagte er, »wenn Vulcan erst einmal einsatzfähig ist und gewisse andere Vorbereitungen abgeschlossen sind, das wird vielleicht bis zum nächsten Winter der Fall sein, wird der Präsident es ankündigen. Gleichzeitig wird er eine totale weltweite atomare Abrüstung fordern, die durch In-

spektionen überwacht und erzwungen wird. Das wird keine bloße Bitte bleiben. Es wird ein Befehl sein, denn wenn es nicht geschieht, werden wir Vulcan aktivieren. Amerika«, fuhr er strahlend fort, »wird dann tatsächlich *der* Weltpolizist sein, und wir werden unsere Macht weise nutzen. *Nie wieder Krieg!* Die fünfzigtausend atomaren Sprengköpfe auf der Welt werden nie gezündet werden. Die menschliche Rasse wird wieder frei von Angst sein, zum ersten Mal seit über vierzig Jahren.«

Er blickte sich großmütig um, dann klatschte er in die Hände. Sofort ging die Tür auf, und zwei Ordonnanzen traten ein, um einen Tisch zu decken. »Und jetzt«, sagte er, »müssen General Danforth und ich uns um einige Dinge kümmern, und ich weiß, daß Sie alle sehr hungrig sein müssen. Genießen Sie also das Abendessen, während Sie über das nachdenken, was ich Ihnen erzählt habe, dann sehen wir uns wieder.«

Das Abendessen bestand aus Steaks, und Arkady Bor war sich sicher, daß sie aus der privaten Kühltruhe des Generals Danforth stammten. Sie waren dick, saftig und zart. Er aß mit gutem Appetit, selbst die allgegenwärtigen Pommes frites und die grünen Bohnen, die dazu gereicht wurden. Es war schon recht lange her, seit er zum letzten Mal eine anständige Mahlzeit zu sich genommen hatte. Es schreckte ihn nicht ab, daß keiner der anderen etwas anderes tat, als in seinem Essen herumzustochern, abgesehen natürlich von Rachels Sohn, der es Gabel um Gabel mit ihm aufnahm und der außerdem noch drei Dosen Pepsi-Cola leerte. Es war nur natürlich, daß die anderen keinen Appetit hatten. Sie hatten ja auch vorher nicht gewußt, wie es auf der Welt aussah.

Es war vergnüglich, ihnen beim Lernen zuzusehen.

Sie waren ziemlich schwer von Begriff, und er schlug gegen sein Wasserglas, damit die Ordonnanz es wieder auffüllte. Gewiß, Frank Morford hatte schon relativ früh den Vorschlag eingebracht: »Ich schätze, in Kriegszeiten muß wohl jeder zu seinem Land stehen.« Doch darauf hatte niemand etwas erwidert. Etwa

eine Stunde später hatte Stephen damit begonnen, seine Mutter nach ihrer Tortur zu befragen. Niemand sprach Bor an, abgesehen von einem gelegentlichen »Würden Sie bitte mal das Salz herüberreichen?« Er war es zufrieden, sich mit der Zuhörerrolle zu begnügen. Es war interessant, daß die Chindler-Frau Teile ihres Abenteuers beschönigte, vor allem die erste Nacht ihrer Gefangenschaft. Doch wenn es um ihre Gespräche mit den Terroristen ging, wurde sie sehr wortreich. Sie wirkte überhaupt nicht empört, als sie sagte, daß der Junge, Lono, von Anfang an zugegeben hatte, daß er sie durchaus ermorden könnte. Die anderen hatten es dann zur Gewißheit werden lassen. »Sie haben mir eine Chance gegeben«, sagte sie. »Sie haben gesagt, ich könne mich ihnen anschließen – wie Patty Hearst, als sie den Namen Tania annahm und bei Banküberfällen mithalf.« Sie schnitt ein Stück von ihrem erkaltenden Steak ab und kaute einen Augenblick lang darauf herum. »Ich wußte nichts von der Nachricht, die sie den Behörden geschickt hatten, bis David es mir erzählte. Aber ich habe nicht damit gerechnet, mit dem Leben davonzukommen.«

Arkady Bor schob seinen Teller beiseite. »Und jetzt den Kaffee«, sagte er zu der Ordonnanz, die herbeitrat, um abzuservieren, dann studierte er den Nachtschwagen, als dieser durch die Tür geschoben wurde. Es gab Melonenscheiben und Ananas auf eisbedeckten Tablett, und auf der unteren Etage standen zwei verschiedene Sorten Pasteten. Natürlich gab es keinen Käse und selbstverständlich auch keinen Likör. Stoisch entschied Bor sich für ein Stück irgendeiner Art Beerenpastete und für ein paar Scheiben Honigmelone. Wenn man im Lager saß, aß man, wann man nur konnte, und was wäre dieses Schiff inzwischen sonst gewesen?

Er verschloß seine Ohren vor dem Gespräch der anderen und beschäftigte sich auf andere Weise mit ihnen. Würde er den nächsten Teil seines Lebens mit diesen Leuten zusammen verbringen? Boten Sie ihm irgendwelche interessanten Möglichkeiten? Die Frau schien keine hoffnungslos unattraktive Aussicht zu sein, obwohl sie etwas älter war, als Bor es vorgezogen hätte; doch so, wie David Yanami um sie herumflatterte, würde es wohl Konkurrenz geben. Frank Morford

Konkurrenz geben. Frank Morford war auch schon ziemlich alt. Aber der Junge... Das war ein recht gutaussehender Junge, dachte Bor, und kein bißchen zu alt. Sicherlich wäre es riskant, wenn er irgendwelche Annäherungsversuche machen würde...

Fast hätte er losgelacht. Sich jetzt noch Gedanken um Risiken zu machen! Was hätte er sich selbst denn jetzt noch Schlimmeres zufügen können?

Er merkte, daß die anderen ihn anblickten. »Oh«, sagte er. »Entschuldigung. Ich habe nur eben daran gedacht, daß wir möglicherweise noch sehr viel Zeit miteinander verbringen werden.«

Diese Vorstellung schien niemandem zu behagen. Der Junge, Stephen, fragte: »Werden wir auf einem Schiff wie diesem bleiben?«

»Oh, das glaube ich nicht«, erwiderte Bor höflich. »Es gibt schließlich noch jede Menge nützliche Inseln. Ascension. Kwajalein. Vielleicht auch eine der kleinen Inseln in der Nähe von Puerto Rico – entschuldigen Sie bitte, aber ich weiß nicht viel über Ihre amerikanischen Kolonien, aber es muß viele geben, die vom Militär kontrolliert werden. Natürlich wird man Sie alle dazu auffordern, Briefe an Ihre Verwandten zu schreiben, in denen Sie behaupten, daß Sie aus freien Stücken dort sind, und andere, ähnliche Lügen. Und natürlich werden die Briefe zensiert. Versuchen Sie nur nicht irgendwelche Dummheiten mit Geheimcodes, denn ich kann Ihnen versichern, daß die Zensoren sehr gewitzt sind.«

Er nahm noch ein Stück Pastete, genoß die Blicke, mit denen die anderen ihn musterten. Ja, dachte er, es könnte ihm Schlimmeres passieren, als den nächsten Teil seines Lebens mit dieser Gruppe verbringen zu müssen. Sie würden erkennen, daß seine Erfahrung ihn zu ihrem natürlichen Anführer machte. Vor allem der Junge würde Bor respektieren lernen, und wenn Respekt erst einmal gegeben war, wer wußte schon, was sich daraus noch alles entwickeln könnte? Man würde sie mindestens für den Rest dieses Jahres festhalten, rechnete er. Vieles würde von

der amerikanischen Sommerernte abhängen. Wenn die Getreidesilos voll waren, war die Zeit gekommen, zuzuschlagen. Erst weltweit den Druck erhöhen – Unterstützung für Rebellen, Einmischung in regionale Kriege, überall alles aufheizen, bis die Sowjetunion kurz davorstand, selbst irgendeine Kühnheit zu wagen – und dann die Ankündigung.

Aber nicht ohne volle Getreidesilos; denn die Amerikaner selbst würden nicht hungern wollen. Folglich könnte es sein, daß man den Zeitplan um ein Jahr verschob, möglicherweise sogar um zwei. Aber das brauchten keine schlechten Jahre zu werden. »Wir müssen auf einem Zuschuß bestehen«, verkündete er laut. »Es wird nützlich sein, in den städtischen Geschäften Dinge bestellen zu können. Ich denke, wir werden uns das Leben recht angenehm gestalten können.«

Wieder blickten alle ihn an. »Woher wissen Sie soviel darüber?« fragte Stephen.

Bor lächelte. Es fing schon an mit dem Respekt! »Das ist auf der ganzen Welt so ziemlich das gleiche«, sagte er. »Vertrauen Sie mir, ich werde Ihnen schon zeigen, wie man das ganze erträglich gestalten kann. Ah, da kommen ja unsere Gastgeber wieder!«

Und General Brandywine lächelte sogar, als er eintrat, eine Art Weihnachtsmannlächeln, das eine angenehme Überraschung versprach. »Ich habe gute Nachrichten«, verkündete er. »Während Jacob und ich in der Konferenz waren, habe ich eine Nachricht nach Washington schicken lassen und von dort die Bestätigung bekommen. Es gibt einen Ausweg für Sie. Für einige von Ihnen. Vielleicht.«

Gütig lächelte er in die Runde, heftete den Blick auf Stephen. »Und für einen aufgeweckten jungen Mann wie Sie«, fügte er hinzu, »könnte das vielleicht genau der Beruf sein, den Sie suchen.«

Stephen runzelte die Stirn und packte den Arm seiner Mutter

fester. »Was für ein Beruf?«

»Der Geheimdienst, mein Sohn«, lachte General Brandywine. »Der kann sich um Ihre Ausbildung kümmern. Er kann Ihnen eine Ausbildung verpassen, die ein Vermögen wert ist, kann Ihnen eine Lebensstellung beschere, nach der sich jeder aufrechte Amerikaner die Finger lecken würde. Und außerdem«, fuhr er fort, und sein Lächeln wurde immer breiter, »denken Sie doch an das alte Motto: >Kannst du sie nicht schlagen, dann schließ dich ihnen an!< Und uns können Sie bestimmt nicht schlagen, nicht wahr? Was Sie betrifft, Dr. Morford, so sind Sie bereits einer Sicherheitsprüfung unterzogen worden; es würde kein Problem sein, Sie auf die Mitarbeiterliste zu setzen. Für Sie ist es etwas schwieriger, Mrs. Chindler und Dr. Yanami; Sie müßten erst eine gründliche Sicherheitsüberprüfung durchlaufen. Aber wir haben ja schon einige Informationen über Sie beide, und es sieht nicht so aus, als würde es da Schwierigkeiten geben.«

Morford fragte: »Was müßten wir dann tun?«

»Für uns arbeiten«, erwiderte der General. »Wenn Sie die Sicherheitsüberprüfung bestehen, werden wir Stellen für Sie finden – auf Ihrem eigenen Spezialgebiet, Mrs. Chindler. Wir brauchen ständig Datenbankleute. Und ich bin sicher, daß Ihre technische Ausbildung auch von Nutzen sein kann, Dr. Yanami. Natürlich würden Ihnen dann sehr schwere Strafen drohen, sollten Sie irgendwelche geheimen Informationen weitergeben...«

»Nein«, sagte David Yanami entschieden.

Der General blinzelte ihn an. »Wie bitte?«

»Nein – ich mache kein Geschäft mit Ihnen«, antwortete David. »Das ist doch auch Terrorismus, oder etwa nicht? Die ganze Welt als Geisel zu nehmen?«

»Eine neue Waffe zu entwickeln, die den dauerhaften Frieden sichert«, berichtigte ihn General Brandywine.

»Nein, General«, seufzte David. »Das kaufe ich Ihnen nicht ab. Ich habe mein ganzes Leben lang immer wieder von neuen Waffen gehört, die den Frieden bringen würden, und tatsächlich ha-

ben sie immer nur zu weiteren neuen Waffen geführt.«

Milde erwiderte General Brandywine: »Es tut mir leid, wenn Sie dieser Auffassung sind, aber das ist natürlich Ihre Entscheidung. Was ist mit Ihnen, Mrs. Chindler? Wollen Sie nicht etwas vernünftiger sein?«

Rachel schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid. Ich will auch nicht Ihre Tania werden.«

General Danforth kapierte schneller als sein Vorgesetzter. »Wie können Sie es wagen?« fauchte er. »Wie können Sie Ihre eigene Regierung mit einem Haufen revolutionärer Terroristen vergleichen wie der Symbionese Liberation Army?«

Doch General Brandywine legte dem anderen die Hand auf die Schulter. »Lassen Sie es gut sein, Jacob«, riet er. »Mrs. Chindler ist durcheinander, was ja nur natürlich ist – das ganze war für sie eine ziemliche Tortur, das müssen Sie doch verstehen! Vielleicht überlegt sie es sich später noch einmal anders... Schließlich wird sie genügend Zeit dazu haben.«

General Brandywine lächelte Rachel großmütig an, ganz und gar davon überzeugt, daß das, was er gesagt hatte, sich als richtig erweisen würde, weil es fast immer so gewesen war. Aber der General hatte ja auch noch nicht die Zeitungen des nächsten Tages gesehen.

## 28. Kapitel

Auf einer der kleinen Inseln vor der Nordküste von Hokkaido in Japan mußte ein Polizist namens Totsi Kameguchi sein Mittags-sushi unterbrechen. »Ruhe, du da!« knurrte er das Teenagermädchen an, das in sein Haus gestürzt kam. »Was könnte schon so wichtig sein, daß es keine zehn Minuten warten kann?«

»Es ist aber wichtig, Sensei«, flehte sie. »Bitte! Kommen Sie zum Krabbenfängerdock! Ich glaube, es sind Russen!«

Russen! Welche Langeweile! Aber eine Langeweile, um die man sich dennoch sofort zu kümmern hatte. »Geh zur Schule und hol die Russischlehrerin!« befahl er. »Sag ihr, sie soll sofort herkommen!«

Er wartete nicht ab, um sich davon zu überzeugen, daß das Kind seine Anweisungen befolgte, sondern richtete seine Mütze, nahm seinen Schlagstock, warf einen bedauernden Blick auf die prächtigste Scheibe Thunfisch, die er seit Wochen zu schmecken bekommen hatte, und bestieg sein Fahrrad, um durch die Stadt zu fahren. Das Dock war voller Fischer und Händler und Leute, die einfach nur herumhingen. Kameguchi befahl ihnen, den Weg freizumachen, er hielt seine Mütze in dem böigen Wind fest, der nach See und verdorbenem Fisch roch, und baute sich vor den beiden durchnäßten, schmutzigen, unrasierten Männern auf, die am Ende des Docks unbequem auf dem Boden saßen. Noch bevor die Lehrerin eintraf, war es ihm gelungen herauszubekommen, daß es sich, genau wie er vermutete, mal wieder um Überläufer handelte. Es war nicht schwer, einen Fischer zu finden, der die Sprache nur zu gut verstand. Kameguchi befahl den Überläufern, das Dock zu verlassen, fort von den Kisten zappelnder, mit ihren Scheren klappernder Krebse. Er hieß die Männer auf einer der wenigen Holzbänke westlichen Stils Platz zu nehmen, die der kleine Hafen besaß, bis die Lehrerin eintraf. »Also gut«, fragte er dann. »Was wollen Sie?«

»Wir sind gekommen, um hier um Asyl zu ersuchen«, sagte einer der beiden durch die Lehrerin.

»O ja, das habe ich mir bereits gedacht«, erwiderte der Polizist

sarkastisch. »Sie glauben, nur weil Sie jetzt in der freien Welt sind, hätten Sie keine Probleme mehr. Nun, Sie müssen aber wissen, daß man hier für seinen Lebensunterhalt auch arbeiten muß. Was können Sie?«

Die beiden Männer sahen einander an. »Wir sind Bohrungsspezialisten«, erwiderte einer.

Kameguchi schnitt eine Grimasse. Der Wind war heftiger geworden und ein nebliger, graupeliger Regen prasselte eiskalt herab. »Wir haben alle Bohrungsexperten, die wir brauchen«, sagte er.

Die Männer richteten sich ein Stück auf. Ein Fischer zupfte den Polizisten am Ärmel. »Ich denke, Sensei, Sie sollten etwas sanfter mit ihnen umgehen. Sie haben etwas Wichtiges zu berichten.« Der Polizist warf ihm einen ärgerlichen Blick zu. Das war einer dieser russischsprechenden Fischer; von der Sorte, die den Russen gelegentlich kleine Informationen verkauften, im Austausch gegen das Recht, ungestraft in die Zwölfmeilenzone eindringen zu dürfen – , wie es viele taten, denn die Inseln, die die Japaner nach dem Zweiten Weltkrieg an die Russen verloren hatten, verfügten über einige ihrer besten Fanggebiete. Kameguchi mochte den Mann nicht; doch er konnte nicht leugnen, daß er möglicherweise wußte, wovon er sprach.

»Dann sagen Sie es mir«, sagte er mit gebremstem Sarkasmus.

Der Russe erwiderte: »Wir kommen aus Kamtschatka. Wir haben an einem schrecklichen Plan mitgearbeitet, bei dem es um eine Atombombe und einen Vulkan geht.

Bringen Sie uns bitte sofort zur nächsten Zeitungs- oder Fernsehredaktion.«

»Wozu?« wollte Kameguchi wissen.

»Damit wir der Welt davon berichten können! Damit jeder selbst beurteilen kann, was für heimtückische Dinge in unserem Land geschehen. Damit die Menschen im freien und demokratischen Westen endlich erfahren, was das wirklich Böse ist! Es

muß sofort beendet werden... sonst...«, sagte der Mann und fing an zu weinen, »... eine schauerliche Idee... eine Waffe, durch die die halbe Welt erfriert, und durch die Millionen den Hungertod sterben, nein! Wir bitten Sie der Welt mitzuteilen, daß wir mit einer solchen Ungeheuerlichkeit nichts zu tun haben wollen!«

*Ende*